Gesammelte schriften

Friedrich Wilhelm Dörpfeld

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Sechster Band.

Lehrerideale.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Lehrerideale.

Die Persönlichkeit des Lehrers und ihre Fortbildung.

Von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Sechster Band.

Lehrerideale.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Lehrerideale.

Die Persönlichkeit des Lehrers und ihre Fortbildung.

Von

Friedrich Wilhelm Dörpfeld.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1897.

Vorwort.

Unter dem etwas vieldeutigen Titel „Lehrerideale“ haben wir in diesem Bande eine Reihe von Charakteristiken, Nekrologen und Berichten zusammengefaßt, die für die pädagogische Gesamtanschauung Dörpfelds in hohem Grade bezeichnend sind. Unwillkürlich nimmt ja das Lebensbild einer Person etwas von Sinn und Art dessen in sich auf, der es zeichnet; solche „Charakterbilder“ sind daher zuweilen noch charakteristischer für den Verfasser als für den Dargestellten selbst. Wenn Dörpfeld eine solche Arbeit vornahm, so hatte er immer ganz bestimmte Absichten dabei. Er will sich und seinen Amtsgenossen in dem Lebensbilde des schlichten und treuen Hindrichs, des originalen, mit reinster Uneigennützigkeit in seinem Berufe aufgehenden Flattich Lehrerideale vor die Augen stellen. Sehr gern hätte er das auch mit Landfermanns und namentlich Comenius hervorragenden Persönlichkeiten gethan und er bedauerte lebhaft, zur Ausführung dieses Gedankens nicht mehr kommen zu können. Ich meine, es ist nicht belanglos für die Beurteilung von Dörpfelds Denken und Wollen, daß er sich gerade diese vier Lehrergestalten zu seinen Helden ausersehen; dazu kommt noch das Denkmal, das er seinem „alten vertrauten Herzensfreunde“ Klingenburg in der „Leidensgeschichte der Volksschule“ gesetzt hat, eine Skizze, die er selbst als „den wertvollsten und wirksamsten Abschnitt“ des Buches bezeichnet, und die dankbare Verehrung, die er seinem bergischen Landsmann Dr. Mager als seinem Lehrer und Meister stets gewidmet hat. In etwas anderem Sinne gehören natürlich auch die beiden anderen in diesem Buche gefeierten Heroen Herbart und Pestalozzi zu seinen Idealen, seinen „Lieblingen unter den Lichtmännern“.

Aber auch seine lebhafte Sympathie für den ersten Reformator und Märtyrer des Bergischen Landes, Adolf Klarenbach, ist nicht nur aus seinem Lokalpatriotismus zu erklären; es war ihm darum zu thun, seinen Standesgenossen zur Ehre und Nacheiferung zu zeigen, daß ein Schulmann einen so bedeutsamen Anteil an

der Lebens- und Leidensgeschichte der evangelischen Kirche hat haben können. Wie er dann umgekehrt in dem Gegenbild von Dr. Nagel zeigt, wie irrende Schulmänner von einem christlich besser beschlagenen Schulmann zurechtgewiesen werden mögen. Jedenfalls beweisen diese in einem pädagogischen Buche ungewöhnlichen Abhandlungen über den alten und den neuen rheinischen Schulmann, daß der Lehrer sich nicht das Recht verkümmern lassen darf, auch als Vertreter der Kirche in kirchlichen Fragen ein Wort mitzureden. Auch das gehört zu Dörpfelds Lehrerideal. Und noch mehr. Er wollte mit diesen Aufsätzen eine zusammenhängende Reihe von Artikeln eröffnen, „Bilder aus dem kirchlichen Leben in Rheinland-Westfalen", weil er es für dringend nötig hält, „daß die Schulmänner aller Gegenden das kirchliche Leben scharf darauf ansehen, ob auf seinem Boden und in seinem Klima die christliche Schule in der That das finde, was sie dort zu finden wünschen muß und zu suchen das Recht hat." Die Aufsätze sind also Proben einer planmäßigen Beobachtung und Beleuchtung des kirchlichen Lebens vom Standpunkt der Schule aus.

In der Rede auf Seminardirektor Zahn giebt er neben der Pietät des dankbaren Schülers mit ausgesprochener Absicht seinen Gedanken über rechte Lehrerbildung Ausdruck; er zeichnet hier in knappen feinen Strichen sein Ideal von Präparanden- und Seminarwesen. Wie sehr er es versteht, auch andersartigen Charakteren gerecht zu werden und sich „in das Centrum ihrer Kraft zu versetzen", zeigt die Würdigung von Zahns Vorgänger Diesterweg. Zahn und Diesterweg zugleich zu preisen und zwar mit voller Überzeugung, dazu gehört jedenfalls schon ein hoher Standpunkt und ein weiter Blick!

Bei einem so selbständigen Denker, wie Dörpfeld, der sich gleichwohl einen „Herbartianer strengster Observanz" nannte, ist es ferner interessant und lehrreich zu erfahren, was ihn für Herbart gewonnen und wie er Herbarts Verdienste um die Pädagogik einschätzt. Nur ein Herbartianer, der seinen Gegenstand so völlig beherrscht und durchdringt, wie Dörpfeld es that, war imstande, einem Laien, der kaum etwas von Herbart gehört, das Wesen der Herbartischen Philosophie so treffend und klar zu verdeutlichen, wie die Leser aus den als Anhang zur Herbartcharakteristik mitgeteilten brieflichen Äußerungen zweifellos mit großem Interesse entnehmen werden. — Wie freudig und neidlos er sodann die Leistungen eines neben ihm wirkenden Herbartianers anerkennt und über die seinen stellt, zeigt der kurze Nachruf auf Ziller.

Vor allem aber läßt der **Bericht über den Verein evang. Lehrer und Schulfreunde** tiefe Blicke thun in sein innerstes Arbeiten an der eignen **Fortbildung** und sein angelegentliches, andringendes Fürsorgen für die wichtigste Fortbildung seiner Amtsgenossen. Hier ist das Ideal einer im Worte Gottes tief gegründeten Lehrerschaft meisterhaft und hinreißend dargestellt. Was dort über die Bedeutung der Bibel und des Bibelstudiums für den Lehrer ausgeführt ist, was namentlich S. 194—205 dem „ehrlichen Zweifler" gegenüber von dem Wesen des biblischen Christentums mit heiligstem Ernste dargelegt ist, gehört zweifellos zu dem Hervorragendsten, was Dörpfeld geschrieben, und zu dem Besten, was zu diesem Gegenstand der Apologetik überhaupt beigebracht ist. Dies und die apologetische Auseinandersetzung mit dem „Freireligiösen" Dr. Nagel legen den lebhaften Wunsch nahe, Dörpfeld möchte zu einem zusammenhängenden apologetischen Werk die Zeit gefunden haben. Er hätte den Beruf dazu gehabt wie wenige; denn er nimmt es schwer und ernst mit dem aufrichtigen Zweifel, wie ja auch das Fragment „**Geheime Fesseln der Theologie**" (Band XI) so deutlich zeigt; andrerseits, wie ironisch und gewandt weiß er mit der Oberflächlichkeit in religiösen Fragen umzuspringen, wovon ein köstliches Beispiel S. 193 Anm.! Jedenfalls bilden diese Ausführungen über den Wert der Bibel und des Bibelstudiums eine wertvolle Ergänzung zu den entsprechenden Abschnitten in Band III (Über Religionsunterricht S. 11 ff., 24 ff. u. a.).

Außerdem war im Prospekt eine Ansprache bei der Comeniusfeier in Barmen angekündigt, und ein ganz bedeutsamer ausführlicher Brief über des Comenius Bedeutung, an Unterzeichneten anläßlich der Begründung der Comeniusgesellschaft gerichtet, sollte dazu noch diesen Band zieren. Dieser Brief kennzeichnete die Bedeutung des universalen Schulmannes und die in ihm gegebene einzigartige Verbindung von Theologie, Pädagogik und Wissenschaft in meisterhafter Weise und gab seinen infolgedessen auf die neue Gesellschaft gesetzten Hoffnungen ergreifenden Ausdruck. **Comenius** ist ihm geradezu **das** Ideal, sein „Held" ganz insbesondere, eben weil er die jetzt so jammervoll auseinanderfahrenden Gebiete der Theologie, Pädagogik und Wissenschaft so großartig in sich vereinigte; und Dörpfelds Herz gehörte ja ebenfalls allen drei Gebieten an! Leider ist nun dieser Brief in andere Hände und unbekannte Schicksale geraten und eine angefertigte Nachschrift jener Ansprache gar nicht in meinen Besitz gelangt. Als Ersatz wird daher hier der gleichzeitig in der Biographie

veröffentlichte Brief abgedruckt, den er an seinen Sohn in Athen schrieb, und als Ergänzung dazu überließ mir Herr Archivrat Keller freundlichst den in gleicher Sache an ihn selbst gerichteten Brief zur Benutzung, wofür ich ihm auch an dieser Stelle ergebenst danke. Ferner standen uns auch über Landfermann interessante briefliche Mitteilungen in der von Frau Carnap herausgegebenen Biographie zu Gebote, wozu sich dann noch Äußerungen über vier andere von ihm verehrte Schulmänner, Schüren, Hülsmann, Frick und Pestalozzi, gesellen. Da diese Stücke zu den „Lehreridealen" gehören, wie Dörpfeld sie schaute, dürfen sie wohl auch hier noch einmal abgedruckt werden.

G. von Rohden.

Inhalt.

Ein Lebensbild aus dem bergischen Lehrerstande.

(Aus dem Evang. Schulblatt 1858.)

Die nachfolgenden Zeilen wollen den Lesern das Bild eines heimgegangenen Mitarbeiters vorführen. Hat unser Blatt auch für Nekrologe, sofern sie eben nur dieses sind, vor der Hand noch keinen Raum, so dürfen und müssen wir doch bei einem Mitarbeiter eine Ausnahme machen; wir glauben es um so zuversichtlicher thun zu können, da es sich weniger um ein Denkmal zu Ehren des Freundes, als vielmehr um die Vorführung einer Persönlichkeit handelt, die „das Geheimnis einer guten Schule" nicht bloß kannte, sondern wirklich besaß und in ihrem Wirken offenbar machte. Der heimgegangene Amtsbruder war ein Schulmeister in des Wortes edelster Bedeutung: nach Sein, Wissen und Können — nach Charakter, wissenschaftlicher Bildung und praktischer Tüchtigkeit. Wenn es nach den Gesetzen des Himmelreichs gestattet ist, auch in dem Hirtenamte unter den Kleinen etwas Köstliches zu sehen, dann dürfen wir wohl sagen: „Ein Fürst und Großer ist gefallen im Schulisrael." Nach den Ordnungen dieses Weltlaufs hat er es freilich nicht zu einem hohen Namen und zu Ehrenzeichen gebracht, dagegen aber bei allen, die ihn näher kannten, die stille Anerkennung sich verschafft, daß kaum ein Stück des Lehrerberufs genannt werden kann, in dem er nicht nach irgend einer Seite hin ein Muster war: sei es nun die Begabung dafür, oder der Fleiß, womit er Fehlendes zu ersetzen suchte, oder die Treue in der Benutzung des anvertrauten Pfundes. Wie sehr er sich auch auf das Erscheinen unserer Zeitschrift gefreut hatte, und wie gern er nach Kräften an der Fortführung derselben mitgearbeitet hätte: auf diese Freude, wie auf manche andere, hat er verzichten müssen hienieden. Die erste Nummer hat er noch erlebt, die zweite ist ihm wohl nicht mehr zu Gesicht gekommen. Um aber seiner geliebten Schule alles zu Dienst zu stellen, hat er bei unserm letzten Zusammensein, nicht lange vor seinem Ende, uns auf dringliches Bitten seine sämtlichen schriftlichen Arbeiten, die freilich nicht für die Öffentlichkeit geschrieben waren, zur Verfügung gestellt. Er meinte zwar, es würde

sich nichts zum Abdruck Geeignetes darunter finden. Wir sind anderer Ansicht.

Nachstehende Zeichnung, die wir in Gemeinschaft mit dem vertrautesten Jugendfreunde des Verstorbenen, dem Herrn F. Gelderblom in Wülfrath, für die Amtsbrüder entworfen haben, kann freilich nur mit Beschränkung und Bescheidenheit als Lebensbild sich ausgeben. Doch sind wir der guten Zuversicht, daß das Original auch in dieser Einkleidung sich die Hochachtung und Liebe der Leser erwerben wird.

Zur Erinnerung an Karl Hindrichs,

geb. zu Dabringhausen den 24. Aug. 1822, gest. in Dhünn den 4. Aug. 1857.

Die sterbliche Hülle des teuern Heimgegangenen ist in das stille Grab gesenkt, sie ruht in ihrer Kammer, und unser leiblich Auge sieht sie nicht mehr; desto mehr ist der zurückgebliebene, noch auf der irdischen Wallfahrt begriffene Pilger und Freund bemüht, des Schatzes sich bewußt zu bleiben, der in dem geliebten Menschenleben ihm und andern zur Freude und zum Segen dargeboten war. Dieser Segen und Gewinn ist um so höher und sicherer, als uns in dem Leben dieses Amtsbruders die Fußstapfen Gottes und die Züge des Werkes seiner Hände unverkennbar unter Augen treten. Das Ende aber ist nicht bloß die lebendige Darstellung der Lehre: „Alles Fleisch ist wie Heu und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume;" sondern im Christenleben vielmehr die erhabene Beweisführung, daß, wenn alles sinkt und fällt, doch der Glaube an ein seliges Eingehen in das ewige Leben auch im letzten Stündlein noch stand zu halten und Tod und Grab zu überwinden vermag.

Eine laute und leise Predigt ist uns das kurze und doch reiche Leben unseres lieben Freundes H i n d r i c h s. Er hat sein Leben nur auf 35 Jahre gebracht, und menschlich angesehen hätte uns der Herr dies ausgezeichnete Rüstzeug seiner Gnade l ä n g e r schenken sollen, um m e h r Früchte seiner treuen Arbeit zählen und genießen zu können. Indes des Herrn Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Er heißt W u n d e r b a r.

Seiner äußern Erscheinung nach hatte Hindrichs auf den ersten Blick wenig Imponierendes, zur Beachtung Aufforderndes: er war schüchtern, für die konventionellen Umgangsformen ungelenkig, wie wenn er gleich dem David in Sauls Rüstung hätte sagen wollen: „ich kann nicht also gehen," — von schwächlicher Konstitution und blasser Gesichtsfarbe. In seinen Jünglingsjahren wuchs er früh und schnell zur äußern Mannesgröße,

zeigte aber auch bald in seinem Körperbau eine hektische Anlage, und manche Symptome seiner spätern Schwäche und Kränklichkeit datieren schon aus jener Zeit. Aus dem großen, ruhigen, treuherzig blickenden Auge erkannte man jedoch bei näherem Zusehen bald, daß in dieser unscheinbaren, doch nicht unmännlich zarten Hülle ein lebendiger, aufgeweckter Geist wohne. Sein sinniges und inniges, zurückhaltendes und bescheidenes Wesen lernte man durch längeren Umgang auch verstehen und schätzen. Die Schüchternheit hatte hauptsächlich wohl ihren Grund in seinem wahrhaft demütigen Herzen, wonach er andere stets höher achtete, als sich selbst; teilweise aber auch in seiner arglosen Treuherzigkeit, wodurch er jeden, der äußerlich vielversprechend auftrat, auch demgemäß taxierte, während er selbst zu denen gehörte, die wenig versprechen, aber desto mehr ihrem innern Werte nach sind. Die innere Begabung unseres Freundes, der edle Kern seiner Persönlichkeit, war es, der einen stillen Reiz für den aufmerksamen Beobachter hatte, und der einen verborgenen Einfluß ausübte auf alle, die in eine nähere Beziehung zu ihm traten.

Hindrichs gehörte in intellektueller Hinsicht zu den begabten Naturen. Er selbst pflegte zwar, wenn gelegentlich im Gespräch auf seine Überlegenheit in diesem oder jenem Stücke hingedeutet wurde, solche Begabung in bescheidener Weise abzulehnen, und darauf zu verweisen, daß man durch fleißige und umsichtige Bebauung auch dem weniger fruchtbaren Lande noch eine ziemliche Ernte abzugewinnen vermöchte. Wohl wird er Ursache gehabt haben, des empfangenen guten Schul-, Präparanden- und Seminarunterrichts (in Moers) dankbar eingedenk zu sein, und wohl wissen seine Freunde auch, daß er denselben mit Fleiß und Treue seltener Art benutzt hat; aber seine ursprüngliche reiche Ausstattung für zukünftige Tüchtigkeit war doch unverkennbar. Am deutlichsten trat sie auf dem mathematischen Gebiete hervor, und in den andern Fächern überall da, wo formell logisches Denken Platz greifen und sich offenbaren kann. In der Algebra durfte er unter seinen Standesgenossen für einen Meister gelten. Und doch lag die eigentliche Lernzeit hierin vor dem Seminar. Strenge und Korrektheit im logischen Denken liebte er sehr und übte sie auch mit Geschick. Im Gespräche über irgend einen Gegenstand, im eigenen Unterrichten, bei schriftlichen Darstellungen, ruhte er nicht eher, bis die zu erläuternde Sache klar und deutlich vorlag.

Mehr noch als seine Begabung verdient an dieser Stelle sein unverdrossener Fleiß beachtet zu werden, zumal derselbe schon früh eine eigentümliche Richtung nahm und beibehielt. Er war nämlich vorzüglich auf die Gegenstände gerichtet, für die er von Haus aus weniger Talent hatte. Hierin zeigte sich schon der Grundzug seines Charakters, die Treue, die

sich nie genug that, die allewege etwas Ganzes wollte, und ihn antrieb, sich in dem einmal erwählten Beruf nach den verschiedensten Seiten hin tüchtig zu machen. So strengte er sich nach Kräften an, eine schöne Handschrift zu bekommen; doch konnte er es nie zur Meisterschaft bringen. Besser erging es ihm mit der Musik. Hierin hat er, namentlich in der Tonsetzkunst, den Beweis geliefert, wie bei treuem Bemühen ein denkender Geist, auch ohne ein begünstigter Kunstjünger zu sein, dennoch in der Begrenzung der zarten Harmoniegesetze nicht zu verachtende Tongebilde zu schaffen befähigt werden kann. Wohl fühlte man es seinen musikalischen Produktionen an — besonders im Anfang — daß sie mehr unter der Hand einer formalen als genial-künstlerischen Auffassung entstanden waren; allein durch fortgesetztes Bestreben, Gehör und Gefühl zu schärfen und zu verfeinern, wußte er auch diese Kluft wenigstens annähernd auszufüllen. Soviel uns bekannt, hat er die mathematischen Studien, für die er doch so trefflich ausgestattet war, nach der Seminarzeit fast ganz ruhen lassen, während er die Musik, besonders die musikalische Komposition bis in die letzten Tage mit wahrer Liebe betrieb. Es könnte dies fast auffallend sein, wenn man die psychologische Thatsache nicht kennte, daß gerade die mit Mühe und Sorge erzogenen Kinder dem Herzen des Pflegers am nächsten stehen, und daß auch die Handhabung der Harmoniegesetze einem zu logischen Operationen geneigten Geiste ein gewisses Genügen gewähren können. Freilich kam bei unserm treuen, auf die Praxis gerichteten Hindrichs der Umstand hinzu, daß er als Organist, Klavierlehrer und Leiter von Gesangvereinen stets an die Pflege seines Sorgenkindes gemahnt wurde und seine Produktionen probieren und verwerten konnte. Für die Öffentlichkeit hat er nicht komponiert; das ließ seine Bescheidenheit nicht zu. Wir sind aber überzeugt, daß der Freund, dem er seine aus der Erfahrung entstandene „Klavierschule" und die ziemliche Anzahl von Orgelkompositionen der verschiedensten Art vermacht hat, ihm von Herzen dankbar sein wird.

Was aber bei unserm heimgegangenen Amtsbruder der natürlichen Begabung den wahren Wert und die rechte Weihe, was seinem Streben nach etwas Tüchtigem und Ganzem die nachhaltige Energie und die edle Richtung gab: das war die Mit- und Neugabe aus der himmlischen Heimat, der Sinn, welcher nur im Trachten nach dem Höchsten sein Genüge, nur in Gott seine Ruhe sucht und findet. Hindrichs war ein Christ, nach Überzeugung, Bekenntnis und Wandel. Ihm war das schöne Los gefallen, daß er schon im Elternhause unter der Zucht christlich-gottesfürchtigen Sinnes und kirchlich-frommer Sitte aufwachsen konnte. Was Vater und Mutter an ihm begonnen, wurde dann später von dem, von unserm Seligen stets lieb und

wert gehaltenen Lehrer Görtz fortgesetzt. Was Haus und Schule mehr in der Stille und in Hoffnung gepflanzt und gepflegt — wie das des Himmelreichs Recht und Ordnung ist — entwickelte sich unter dem gründlichen und eindringlichen Religionsunterricht des trefflichen Pfarrers Umbeck zur hoffnungsreichen Blüte und zu einem selbstbewußten teuern Besitztum. Sein Herz wurde fröhlich und sein Geist lebendig, wenn er später in vertraulichen Gesprächen von dem herrlichen Unterrichte dieses ihm unvergeßlichen Mannes erzählen konnte. Er liebte ihn mit der ganzen Zärtlichkeit eines geistlichen Kindes, und wehe dem, der es wagte, in seiner Gegenwart ein ungeziemendes Wort über den verehrten Lehrer fallen zu lassen; ihn traf sicherlich mindestens ein strafender Blick, dessen schneidige Schärfe mancher schmerzhaft empfunden hat.

Seine Konfirmation war ihm die erste Taborhöhe seines erwachten Glaubenslebens. Von da an behielt sein Sinn die höhere geheiligte Richtung, sein Charakter den sittlich-treuen Ernst und sein ganzes Wesen das still-sanfte und mitunter feierliche Gepräge unverrückt bis ans Ende. Fest zwar gewurzelt in dem Glauben und in der Liebe zu dem, der ihn zuerst geliebt hatte, und mutig genug, diesen seinen Glauben offen und ehrlich zu bekennen, wo es sein mußte, war er doch wenig zur Schärfe geneigt; nach seiner ganzen Art und Natur liebte er den Frieden zu sehr, als daß er ihn so leichthin, etwa einer logischen Konsequenz, hätte opfern können. Wo diese trennen wollte, da suchte er mit seinem weiten friedebedürftigen Herzen wenigstens eine Brücke von hüben nach drüben zu schlagen und offen zu halten. Da diese Neigung zur Vermittelung nicht aus irgend einer Schwachheit, sondern aus der Stärke seiner Liebe zu den Brüdern hervorging, so durfte er auch die selige Erfahrung machen, daß ihm durch sein ganzes Leben hindurch fast nie eigentliche Feindschaft begegnet oder nachgetragen worden ist. Vielleicht war es auch bei ihm, der je und immer in seinen persönlichen Angelegenheiten lieber in Sanftmut und Demut nachgab, als sein Recht suchte, die Erfüllung jener göttlichen Verheißung: „Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“

Aber noch eins gehört zur vollen Zeichnung des christlichen Charakters unseres Freundes. Das Sichwiegen in allerlei mehr seelisch- als geistlich-religiösen Gefühlen und Empfindungen war nicht seine Sache, das geschwätzige Sichergehen über solche Dinge ihm aber ganz und gar zuwider. Wohl wußte er um das verborgene Leben der Seele mit Christo in Gott und die darin zu machenden Erfahrungen; aber er hielt dafür, daß sie eben als verborgene nicht auf den Markt gehören, und daß die Keuschheit sowohl für das geistliche Leben als für das leibliche ein Gebot Gottes ist.

Darum bedurfte es eines sehr vertraulichen Freundschaftsverkehrs, um in die stillen Vorgänge seines Herzens, in das innerste Geheimnis seines Lebens — das eben auch das Geheimnis seiner guten Schule war — einen Blick zu thun. Da gewahrte man wohl, daß der in der äußern Praxis des Lebens und Lehrens so besorgte und bewährte Mann auch der tiefinnersten Praktik „mit Furcht und Zittern“ oblag, und jene nur die Frucht dieser war; daß er „seine Seele in seiner Hand zu tragen“ suchte, und seines Geistes Sehnen und Trachten sich zusammenfaßte in dem täglichen Seufzer:

> Deiner Sanftmut Schild,
> Deiner Demut Bild
> Mir anlege, in mich präge,
> Daß nicht Zorn noch Stolz sich rege;
> Denn vor dir nichts gilt,
> Als dein eigen Bild!

So waren denn die Erfahrungen, die er in traulichen Stunden dem Freunde vertraute, auch immer der Nachweis, daß das Wort Gottes in der heiligen Schrift sich stets in dem Leben dessen, der danach glaubt und thut, als ewige Wahrheit legitimiert, und durch Kraft desselben Geistes, der es gegeben, in der Wirklichkeit zur Ausführung kommt. Darum hielt er dies heilige Wort teuer und wert; es war seines Fußes Leuchte und das Licht auf seinem Wege. Die tägliche Beschäftigung mit demselben war ihm sowohl Regel als Bedürfnis. Auch biblisch-exegetische und andere theologische Schriften, die ihn im Verständnis der Worte und Werke Gottes fördern, und als Katechet tüchtiger machen konnten, hat er, soweit sie ihm zugänglich waren, mit der ihm eigenen Treue benutzt. Man kann zwar nicht sagen, daß er mit dem, was die heiligen Männer Gottes über die *tieferen* Geheimnisse des Himmelreiches gesagt oder angedeutet haben, sich besonders angelegentlich befaßt habe. Einmal fehlte ihm dazu die Anregung und Beihülfe brüderlicher Gemeinschaft, und dann wies ihn die Beengung und Bedrängung der letzten Jahre streng auf das nächstliegende Bedürfnis hin. Wohl hatte er auch für tiefere Schriftforschung einen offenen Sinn. Er hielt es nicht mit der armseligen Doktrin, die aus Furcht vor „aufblähendem Wissen“ in die moderne Möncherei flüchten und das Gelübde einer proletarierhaften Unwissenheit in der Himmelswissenschaft ablegen lehrt. Dies holdselige Wort des Herrn an die „geistlich Armen“ hatte auch ihm einen lieblichen Klang; aber er machte aus diesem lockenden Evangelium keine Schibbolethformel zur Prüfung und Zwängung der Geister: „Werdet *voll Geistes*“, war ihm das *Ziel* des Christenberufs, und seine *Hoffnung*: daß das Ende der Wege Gottes besser sei als ihr Anfang.

Ja, das Ende der Wege Gottes ist besser, denn ihr Anfang; — hätte der selige Pilger diesen Trost nicht gehabt, so wäre wohl seine Leuchte erloschen mitten in der Finsternis. Seine Jugend-, Jünglings- und angehende Manneszeit hatte sich ihm im ganzen sehr freundlich gestaltet. Die Sorgen der Nahrung waren ihm nie nahe getreten; bei allen seinen Lehrern war er ein geliebter und geschätzter Schüler gewesen; seine erste Wirksamkeit als selbständiger Lehrer führte ihn wieder in die traute Heimat seiner Lieben und ins elterliche Haus, wo die Fürsorge der Seinen ihn wie ehemals zärtlich pflegend umfing. Hier, in seinem stillen Geburtsdorfe Dabringhausen, wirkte er als zweiter Lehrer von 1845—1850; dann berief der Schulvorstand des Nachbarortes Dhünn ihn zur Hauptlehrerstelle der dortigen Pfarrschule. So weit hatte die Güte des Herrn seinen Lebensweg freundlich geebnet. Sie war an ihm nicht vergeblich gewesen. Nun aber begann nach und nach der Weg unebner, das Wetter rauher zu werden; es kamen die Tage, von denen man gern sagt: sie gefallen uns nicht. Nicht lange durfte er in Dhünn der erweiterten selbständigen Wirksamkeit und des traulichen Glückes inmitten der hier gegründeten eigenen Familie sich erfreuen. Es kam Schlag auf Schlag. Zuerst mußte er den guten Vater zu Grabe geleiten, dann sein zweites Kind, dann erkrankte die geliebte Gattin, dann er selbst. Sie genas zwar auf kurze Zeit, auch er erholte sich ein wenig; dann legte sie sich abermals, um hier nicht wieder aufzustehen. Das dritte Kind folgte ihr bald. Der kränkelnde Gatte und Vater drückte ihnen die Augen zu, wohl nicht ohne den Gedanken, daß er vielleicht bald nachfolgen würde. Seine Krankheit war ein Lungenleiden; mit einem Blutsturz hatte sie begonnen, in einem beschwerlichen Husten mit Blutspeien verbunden, wobei in größern Zwischenräumen auch stärkere Blutverluste eintraten, setzte sie sich fort. Während dieser Zeit — sie dauerte 4—5 Jahre — hat er seine Schule zumeist noch selbst bedient; nur im ersten Stadium der Krankheit und dann im letzten entschloß er sich notgedrungen dazu, sie einem Stellvertreter zu überlassen. Dann kam er aber doch täglich auf seinen Stab gestützt in die Klassen, und half außerdem in der Krankenstube dadurch, daß er die Schwächsten aus den einzelnen Abteilungen nachhelfend unterrichtete.

Am 4. August 1857 waren auch diese rauhen Tage zu Ende; der treue Knecht ging ein zu seines Herrn Freude. — So hat unser lieber Amtsbruder, wie der Leser merken wird, auch die Last und Hitze des Lebenstages in seinem Maße getragen und die Bitterkeit dieser Welt reichlich geschmeckt. Aber er schmeckte sie als ein Christ, er empfing sie aus der Hand seines himmlischen Arztes, der noch nie in der Beurteilung seiner Kranken in dem großen Weltspitale und in der Darreichung seiner Arzneien

etwas versehen hat. Man konnte zwar nicht von ihm sagen, daß es ihm ganz so ging, wie Schubert von dem trefflichen Bäckermeister Matthias Burger, der ihm den Weg zu dem himmlischen Brothause gezeigt hat, erzählt: „Er war wie ein Wanderer, der auf der Rückkehr aus der Fremde begriffen ist, unterwegs mit den Vögeln um die Wette Lieder der Heimat singt, und um so fröhlicher wird, je näher er dem ersehnten Ziele seiner Reise kommt.“ Nicht ganz so, sagten wir, erging es unserm Schulpilger. Wohl wußte er sich auf dem Wege aus der Fremde in die Heimat. Aber seine Art war nicht die des lauten freudigen Geistes; er war und blieb allewege eine stille, sinnige Natur. Wir haben ihn in guten Tagen gesehen, waren an seinem Bette, als er samt seiner Ehegenossin krank daniederlag und so schwach war, daß er kaum des Freundes Gruß erwidern konnte; wir sind nachher wieder je und dann mit ihm durch Wald und Feld und zu den Versammlungen der Amtsbrüder gegangen, und haben noch endlich, kurz vor Abscheiden, auf seiner Krankenstube mit ihm zusammengesessen und allerlei Fragen von Diesseits und Jenseits eingehend besprochen. Er war immer derselbe klare, sinnige, jedes Ding mit ruhigem, festem Blicke betrachtende Mann. In den Tagen fröhlicher Gesundheit hatte er es gelernt, die Welt und das Leben in derselben so anzusehen, wie es uns das Wort Gottes nach Wahrheit dargestellt hat; so wurde er nicht überrascht und erschreckt, als ihm das Erdendasein sein Jammergesicht zukehrte. Wohl wird auch er noch in der Stille manches durchzukämpfen gehabt haben, bis er es in seinem Maße lernte, in der Trübsal geduldig und fröhlich in der Hoffnung zu sein, und mit Gottfried Arnold zu sagen:

So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig und doch meistens wunderlich!
Wie könntest du es böse mit uns meinen,
Da deine Treu' nicht kann verleugnen sich?
Die Wege sind oft krumm und doch gerad,
Darauf du läßt die Kinder zu dir gehn;
Da pflegt es wunderseltsam auszusehn,
Doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat.

Aber er hat also sagen gelernt; denn er hielt an am Gebet. Schauen wir sein Ende an, und folgen wir seinem Glauben nach!

Treten wir jetzt der Seite seines Lebens etwas näher, die der eigentlichen Schularbeit angehörte. Wie vielversprechend der Kern seiner Persönlichkeit für seine Lehrerwirksamkeit ausgestattet war, haben wir gesehen; er war auch an den Früchten zu erkennen. Was für ein Unterschied, genauer: was für eine Kluft steht zwischen einem Lehrer, dessen Leben und Bildung in Christo wurzelt, und einem solchen, der nur ein

Spediteur für die schulmäßigen Civilisations- oder Kirchengüter ist, konnte man bald inne werden, wenn man einen der letztern Art beobachtet hatte und dann unsern Hindrichs unter seinen Kindern sah. Diese Würde des echt christlichen Lehrers zeigte sich nicht etwa bloß in den Religionsstunden — er war eben kein Christentumslehrer, sondern ein christlicher Lehrer —, sie zeigte sich in der ganzen Stellung zu den Schülern, also auch in allen Unterrichtsstunden; wiederum aber nicht nur im unmittelbaren Bezuge von Person auf Person, sondern auch darin, daß er etwas Ganzes zu sein und zu leisten strebte, darum immerfort beflissen war, jeden Fortschritt, den die Methodik hinsichtlich der einzelnen Lehrfächer gemacht, so viel als möglich sich anzueignen. Wir möchten wünschen, daß diejenigen Schulmänner, welche noch immer in dem Wahn befangen sind, ein Lehrer, der Christum als den Weg, die Wahrheit und das Leben bekenne, müsse notwendig um einige Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hinter ihrer fortgeschrittenen naturgemäßen Praxis zurückgeblieben sein, unsern Hindrichs und seine Schule gesehen hätten. Wir sind fest überzeugt, die redlichen unter ihnen würden ihren Wahn aufgegeben oder doch gern bezeugt haben, daß sie hier einen Mann gefunden, der Pauli Wort: „Alles ist euer", — wahr mache und also wenigstens eine rühmliche Ausnahme von ihrer erdachten Regel sei. Wir unsern Teils sind nicht so befangen, aus dem rühmlichen Beispiel unseres Freundes flugs die entgegengesetzte Regel zu unsern Gunsten zu formulieren. Es ist allüberall, hüben und drüben, genug Krüppelei anzutreffen; die ganzen Leute, die Leute aus einem Guß sind in diesem Erdenklima selten, und mit Diamanten pflastert man keine Straßen. Aber wir halten fest: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Wo nun jemand dieses Glaubens ist, da soll er sich danach strecken, daß diese Verheißung an ihm erfüllt werden könne. Erfüllt sie sich nicht, so ist auf seiner Seite etwas faul; Gottes Wahrheit aber bleibt bestehen.

Von Hindrichs, wie von allen echten Kinderlehrern darf man — die selbstverständliche Beschränkung eingerechnet — wohl sagen, er war von Mutterleibe ausgesondert zu diesem Dienst. Die wahren Lehrer lassen sich nicht fabrizieren, und wenn die Seminarzeit von drei Jahren auf das Doppelte gesteigert würde. „Man kann nicht aus jedem Klotz einen Merkur schnitzen". Hindrichs' Vater, der Tuchfabrikant war, hatte die Absicht, seinen Sohn Karl dem Handelsstande zu widmen. Er selbst aber wünschte, Lehrer zu werden. Wahrscheinlich hatte das Beispiel seines würdigen Lehrers G. die in ihm liegende Gabe erweckt, den Funken angeblasen. — Als er nach seiner Seminarzeit in Barmen Gehülfe war, trat ihm einmal durch das Lesen theologischer Schriften und durch einige andere Umstände

der Gedanke nahe, noch Theologie zu studieren. Eine kurze Zeit ging er ernstlich mit diesem Vorsatz um. Doch die Liebe zur Schule, die zuletzt wieder durchschlug, und die Vorstellungen eines Freundes, sich dem Arbeitsfelde, in welches der Herr ihn einmal eingeführt und für welches er ihn so sichtbar begabt habe, nicht zu entziehen, bestimmten ihn, den Plan aufzugeben und seinem Stande, dessen Zierde er war und immer mehr wurde, treu zu bleiben.

Wie Hindrichs sich bemüht hat, das nächste äußere Erfordernis einer gesegneten Wirksamkeit, eine allseitige Bereitschaft in dem schulmäßigen Wissen und Können, sich zu eigen zu machen, ist oben bereits erwähnt worden. Ebenso hervorleuchtend war der Eifer, mit welchem er dem Ziel der Meisterschaft in jedem Stücke der Praxis nachjagte. Eine Thatsache aus seiner Gehülfenzeit, die wir unsern jüngern Lehrern in die Ohren schreien möchten, charakterisiert diesen Eifer schon hinlänglich. Schon vor dem Seminar hatte er unter Anleitung des trefflichen Lehrers Schollenbruch in Mettmann die dortige 3. Klasse bedient und so eine gute Vorschule durchgemacht. Nach dem Seminar trat er bei dem Lehrer Kamphausen in Barmen als Hülfslehrer in die Mittelklasse ein. Als nun dort etwa ein Jahr nachher eine 4. Klasse errichtet wurde, ging er freiwillig in diese, um noch einmal von Grund aus den Dienst im kleinen unter den Kleinen zu üben und zu lernen. Ein seltener Schritt, zumal in hiesiger Gegend, wo der Lehrer der untersten Klasse wenig Aussicht hat, an eine selbständige Stelle gewählt zu werden. Aber unser Hindrichs hatte keine Sorge für sein äußeres Fortkommen, keine Eile zu äußerer Selbständigkeit; sein Trachten ging auf innere Selbständigkeit, auf die Tüchtigkeit, die auch mit gutem Gewissen eine selbständige Stelle übernehmen kann. Für das übrige ließ er seinen Gott sorgen, der sein Vertrauen auch nicht zu schanden werden ließ. — Daß ein solcher in allen Stücken auf sicheren Fundamentbau bedachter junger Mann auch in jeder andern Hinsicht treu und sorgsam in der Schulpraxis und eifrig in der Vervollkommnung derselben war, läßt sich schon im voraus wissen. Er verbummelte und verplauderte seine Zeit nicht; verirrte sich nicht in seichte belletristische und andere zeit- und geisttötende Modelitteratur. Aber gediegene Schulmeisterschriften, alte und neue, waren bei ihm wohlvertreten. Wo er den Konferenzen älterer Lehrer beiwohnen, oder mit zwei oder drei seiner Altersgenossen ein gediegenes Buch durchlesen und durchsprechen konnte, da versäumte er die Gelegenheiten nicht. Auch in der Vorbereitung für den täglichen Unterricht, diesem sichersten Kennzeichen wahrer Berufstreue, war er ein Muster. Er, der so mannhaft für seine Arbeit ausgerüstet war, und in seinen jüngern Jahren durch

sorgfältige Vorbereitung im einzelnen so gut vorgearbeitet hatte, legte sich doch in späteren Jahren hinsichtlich der täglichen Präparation nicht auf das Ruhekissen nieder.*) So arbeitete er, wie er's im Seminar begonnen, die biblischen Geschichten der Reihe nach schriftlich aus, oder genauer: er notierte sich die Hauptgedanken, die bei der Erzählung und Besprechung einer Historie hervorgehoben werden sollten. Diese Notationen, die nicht zusammenhangslos hingeworfen waren, sondern ein gedrängtes, wohlverbundenes Ganze bildeten, ging er alljährlich in der Reihenfolge durch, suchte immer daran zu bessern, besonders sie kürzer und präciser zu fassen, um mit ihrer Hülfe bei jeder Lektion stets einen festen Gedankenkreis und Gedankengang einhalten zu können. — Ebenso hatte er sich für den deutschen Sprachunterricht versorgt. Die Aufgaben in Petermanns „Aufgabenbuch für den schriftlichen Gedankenausdruck" (1. Teil), das er gebrauchte, hatte er schülermäßig genau selbst ausgearbeitet, um bei der Durchsprechung derselben mit den Kindern stets der richtigen Behandlung sicher zu sein. In ähnlicher Weise machte er es in den übrigen Unterrichtsgegenständen. So war er zu jeder Zeit wohlgerüstet und schlagfertig; Ziel und Weg genau kennend. Da sah man kein Hin- und Hertappen, kein Raten und Meinen. Er wußte, was er wollte und warum er es wollte, warum er es so und nicht anders machte. Zwar fest und sicher für die augenblickliche Praxis, aber nicht abgeschlossen für die Zukunft, sondern auf Grund eigener und fremder Erfahrung immer bereit zu bessern. Darum genügte ihm auch die vierteljährige amtliche und die monatliche freie Konferenz, wo nur die pädagogische Theorie und Praxis besprochen wurde, noch nicht. Er wollte andere unterrichten sehen und selbst vor andern unterrichten und

---

*) Wir können es uns nicht versagen, hier eine kleine Seitenbemerkung einzuschalten. Hindrichs war ein echter und dankbarer Zögling des Moerser Seminars. Allerdings ist das, was an ihm so auszeichnend hervortrat: herzliche Frömmigkeit, Begabung und Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung, Sinn für gesunde Kirchen- und Hausmusik, dann die christliche Auffassung und Wertschätzung des Lehrerberufs, und die mit den andern Triebkräften wetteifernde Energie und Treue in der Praxis — schon vor der Seminarzeit an ihm hervorgetreten, aber es hat auch im Seminar eine sorgfältige und geeignete Pflege gefunden. Darum war er seinen Lehrern — Zahn, Schürmann und Eickhoff — stets in aufrichtiger Achtung und herzlicher Dankbarkeit zugethan, und nur mit inniger Betrübnis hat er ersteren aus seiner so reich gesegneten Wirksamkeit scheiden sehen. Das Moerser Seminar ist immer der Stolz der Lehrer gewesen, die dort ihre Bildung genossen haben. Möchten diejenigen, die dazu berufen sind, diese Ehre der Anstalt eifersüchtig wahren! Möchten die Regulative vom 1. und 2. Okt. 1854, die schon bei ihrer Geburt vielfach herzlich bewillkommt, freilich auch vielfach angefeindet worden sind, so wahrhaft christlich gesinnte, so wissenschaftlich und praktisch tüchtige, so geistig reg- und strebsame Lehrer bilden helfen, als unser Hindrichs einer war. Wir harren.

dann das Gesehene und Gehörte mit den Amtsbrüdern durchsprechen. Darum gründete er mit etlichen — fünf bis sechs — gleichgesinnten Kollegen eine kleinere Konferenz, „Gruppen-Konferenz" genannt. Alle vier Wochen kamen die Mitglieder an einem Mittwochmorgen in einer der betreffenden Schulen zusammen; zwei verschiedene Unterrichtsfächer wurden vorgenommen; für je eins derselben mußte ein Anwesender, der vorher dazu bestimmt worden war, eintreten. Das Mittagsmahl wurde natürlich bei dem Kollegen eingenommen. Am Nachmittag begann dann die Besprechung der vorgekommenen Lektionen. Diese freie Gruppen-Konferenz hat der Verstorbene vielleicht 7—8 Jahre mitgemacht.*)

Wie unser heimgegangener Amtsbruder die Konferenzen überhaupt ansah, sie nutzte und sich selbst darin nützlich machte — darüber wolle der geneigte Leser noch die Worte eines Freundes hören, der vielleicht an zehn Jahre lang sein Konferenzgenosse gewesen ist. — „Hindrichs war ein durchaus treuer Knecht und Haushalter im Dienste seines Herrn, ein gewissenhafter Lehrer. All sein Denken, Forschen und Arbeiten galt zunächst und zumeist seinem Berufe. Diese Treue offenbarte sich nicht nur in der Schule, in der weisen Auskaufung der Unterrichtszeit, in seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe; sondern auch in dem beständigen Sinnen und Fragen: Wie fang' ich's an, um den Kindern den Lehrstoff am leichtesten, schnellsten und sichersten zu eigen zu machen? — Darum ließ er keine sich darbietende Gelegenheit, wo er seine Kenntnisse bereichern oder das Gewonnene durch Besprechen mit Kollegen sich noch klarer und praktisch brauchbarer machen konnte, unbenutzt. Darum war er auch ein so treues und eifriges Konferenzmitglied.

Niemals ließ er sich durch kleine Widerwärtigkeiten, als: rauhes Wetter, weiten Weg, Unpäßlichkeit ꝛc., wodurch so manche Lehrer ihren nachlässigen Konferenzbesuch zu entschuldigen, eigentlich aber den Mangel an innerer Freudigkeit und Liebe zum Amte zu verdecken suchen, von dem Besuche der Lehrer-Versammlungen abhalten. Ja er hat bis in die letzten Jahre hinein den Konferenzen fortwährend beigewohnt, trotz seines siechen Körpers, trotz der außerordentlichen Leibesschwäche und Atmungsbeschwerden, die ihn mitunter derart belästigten, daß er nur mit großer Mühe und Anstrengung zum Konferenzorte und wieder nach Hause kommen konnte.

Wie er die Konferenz ohne Not nie versäumte, ebensowenig kam er

---

*) Die segensreiche Bedeutung dieser Gruppenkonferenz geht am besten aus der Thatsache hervor, daß noch heute (im Jahre 1894) unter Lehrern des bergischen Landes eine Gruppenkonferenz besteht, die in den sechziger Jahren in der Heimat des sel. Hindrichs entstanden ist. Der Herausgeber.

jemals zu spät; niemals blieb er die zu liefernde Arbeit schuldig, er hielt es für eine Versündigung, wenn dieselben fehlten. Er kam fast nie, ohne noch irgend einen freiwilligen Beitrag zu liefern, sei es eine Mitteilung über ein neues pädagogisches Buch, oder eine interessante psychologische Beobachtung, oder etwas Belehrendes aus der Praxis, oder eine schöne Lesefrucht.

Im Konferenzverkehr trat er ganz bescheiden und anspruchslos auf. Er sprach im ganzen weniger, als man hätte erwarten sollen; aber was er sagte, war durchdacht, klar und präcise formuliert. Nie schweifte er ab, sondern blieb streng an der Sache, sonderte die Hauptsache von der Nebensache genau ab, und wußte so recht den eigentlichen Kern herauszufinden und auf die Schule anzuwenden. So scharf und bestimmt sein Urteil war, so war es doch nie verletzend. Die Art und Weise, wie er seine Bemerkungen machte, ließ deutlich fühlen, daß es ihm nur um die Sache gehe, und benahm damit seiner Rede ganz die verletzende Schärfe. Rechthaberei und Oppositionsgelüste waren ihm fremd; sein Bestreben ging stets nur dahin, entweder selbst über die fragliche Sache ins klare zu kommen, oder andern dazu zu verhelfen. Wenn es auch seine Weise nicht war, über das, was ihn tief innerlich bewegte, über sein religiöses Leben, viel zu reden, besonders in größeren Kreisen; so bekundete doch seine dienende Liebe, seine Demut und Bescheidenheit deutlich genug, wes Geistes Kind er war. Wenn aber durch unzarte Bemerkungen sein gottinniger Sinn verletzt und die Ehre seines Herrn angetastet wurde, dann wußte er auch mit entschiedenem Ernst und kräftigem Wort den Angreifer in die gebührlichen Schranken zurückzuweisen. — So war der Selige auch in den Konferenzen ein hellleuchtender Stern, dessen freundliches Strahlen allen, die in seiner Nähe gewesen sind, in gesegnetem Andenken bleiben wird."

Wie unser Hindrichs nach seinem ganzen Charakter eine echte Lehrernatur war, wie sein Leben in Denken, Beten und Arbeiten sich so treulich um seinen geliebten Beruf drehte, — davon haben die lesenden Amtsbrüder ohne Zweifel durch die erzählten Thatsachen einen erfreuenden und erbauenden Eindruck bekommen. Aber eins, das uns selbst, die wir des Freundes tiefgewurzelte Liebe zu der Schule so wohl kannten, überraschte und unvergeßlich ist, müssen wir doch noch erzählen. Es war bei unserm letzten Zusammensein mit dem teuern Amtsbruder, nicht lange vor seinem Tode. Infolge der Benachrichtigung, daß es mit dem lieben Kranken in raschen Schritten zum Ende gehe, machten wir uns mit einem andern Freunde auf den Weg nach Ohünn. Der erste Blick beim Eintritt in die Krankenstube überzeugte uns bald, daß der Tod sein Opfer schon fest

umklammert hielt, und wir hätten auch wohl ausrufen mögen: Wie hat der Satan dies herrliche Werkzeug zugerichtet! Zusammengekrümmt saß der müde, abgezehrte Pilger in seinem Lehnstuhl, Gesicht und Füße waren angeschwollen, und nur mit Betrübnis konnte man in das eigentümlich verglasete Auge sehen, das den wohlbekannten ruhigen, seelenvollen Ausdruck so sehr vermissen ließ. Dazu lastete die schwüle Julihitze mit Bleigewicht auf den matten Nerven. Kaum aber hatte er die Eintretenden erkannt, so gewahrte man, wie die innere Lebenskraft mit den Todeskräften um ein einstweiliges Übergewicht rang, doch mit wenig Erfolg. Nachdem in den ersten Worten die brüderliche Teilnahme ihr Recht gefunden, und wir nun traulich zusammensaßen und durch ihn selbst veranlaßt die Rede auf des Schulamts Arbeit, Freude und Leid sich wandte — da wurde, wie von unnennbaren Kräften gestärkt, der Geist unseres „Israel" wieder lebendig. Das Evang. Schulblatt, dessen erste Nummer er sich noch hatte vorlesen lassen, mußte zunächst besprochen werden. Wie freute er sich, daß er sein Erscheinen, das so lange ein Gegenstand seiner Wünsche und Hoffnungen gewesen war, noch hatte erleben dürfen. Vielleicht ist kaum in irgend einem Schulhause das erste Blatt unserer Zeitschrift so herzlich willkommen geheißen worden, als in der Krankenstube der Schule zu Dhünn. Seine belehrenden und ermunternden Worte werden noch lange wie ein „Glück auf! Gott sei mit dir!" in unserer Seele nachtönen und gute Dienste thun. — Von unserer Schulzeitschrift ausgehend durchwanderte unser Gespräch gar manche Distrikte des wohlbekannten Schulgebietes. Wir sprachen von der Fibel und von der Bibel, vom Rechnen und vom Rechtschreiben, von der Schule Wohl und Wehe, Not und Hülfe. Es war einem zu Mute, als ob die lebhaften Gespräche aus den Tagen der Jugendfrische sich fortgesetzt und nur durch männliche Reife sich etwas geändert hätten. Und selbst wenn man den mit ganzem Gemüte sich beteiligenden, an der Grenze des Lebens stehenden Freund ansah, hätte man über die Wirklichkeit der Lage sich noch täuschen können. Nicht mehr gebückt und zusammengekrümmt saß er vor uns; die Gestalt hatte sich kräftiglich gestreckt, das Auge zeigte wieder Seele und Leben, und die früher heisere Stimme klang voll und laut. So saßen wir drei und sprachen drei Stunden lang, und erst als wir uns zur Abreise anschickten, lagerten sich wieder die Vorboten der Todesschatten über des Freundes Gestalt. Was war das? Es war die alte, ungerostete Liebe zur Schulbraut, die aus dem Herzen des Herzens noch einmal in fast jugendlichem Feuer hervorbrach; es war die unter Mühen und Sorgen tiefgewurzelte und hochgeweihete Freude an der Arbeit unter den kleinen und doch nächstberechtigten Erben des Himmelreichs, die noch einmal in einer

Feierstunde der Erinnerung und Hoffnung die verborgene Herrlichkeit des Lehreramtes schmecken und verkündigen wollte. Wie mußte dieser Mann mit ganzer Seele und mit allen Kräften seinen Beruf erfaßt haben, um noch auf dieser Grenzstation des Erdenlaufs die kleinen, unscheinbaren Schulfragen mit solcher Gemütsruhe und herzlicher Teilnahme besprechen zu können! — „Aber“ — möchte vielleicht mancher Leser gern fragen — „war denn unter euch von ewigen Dingen so gar nicht die Rede?“ O freilich! wie wäre das auch anders möglich! Wenn jemand unbesehens unseren Verhandlungen gelauscht hätte, so würde er nach dem äußern Klange vielleicht kaum geahnet haben, daß die eine Stimme dieses Dreiklanges gleichsam von der Grenze der Ewigkeit herübertönte; aber der Rede Sinn und Geist würden es ihn doch wohl bald haben merken lassen. Freilich vergaß unser Freund nicht, daß das Grab nahe bei ihm stand; wohl zeugte er von seines Heilandes Gnade, die ihm zwar Lasten auferlegt, aber ihn samt seiner Last so huldreich trage, und ihm es versiegelt habe, daß er auch vom Tode selbst und durch den Tod ihn zum seligen Leben der Erlöseten führen werde. Doch nicht diese Ruhe des Gemütes, womit er über Gegenwart und Zukunft sich ausließ, war es, die uns dieses letzte Gespräch so merkenswert machte und so fest eingeprägt hat; es war vielmehr die wunderbare Weise, mit der er so gleichmäßig bei ewigen und zeitlichen Dingen verweilte, und so unbefangen je nach der Wendung der Unterhaltung von den einen zu den andern überleitete. Bei ihm schien zwischen Zeit und Ewigkeit keine Kluft zu sein, seinem Blicke stellten sich beide Gebiete eng verbunden dar; oder genauer vielleicht: von seinem Standpunkte aus, in der Mitte zweier Welten, schien sich ihm die Bedeutung des gesamten, wie des einzelnen kleinen Schuldienstes so zu steigern, daß er in der Arbeit darin, wie in der Besprechung darüber, es nicht mehr mit zeitlichen, sondern mit ewigen Werten zu thun zu haben glaubte. Es ist derselbe Charakterzug, den Oetinger an seinem verehrten Lehrer und Freunde Bengel zeichnet, wenn er schreibt: „Er starb nach seiner Idee, nämlich als der nichts über die Sterbekunst statuieret, sondern der mit seinem Korrekturbogen, als seinem Geschäft, sich bei seinem Sterben so gut okkupiert, als zuvor. Er wollte nicht geistlich pompös sterben, sondern gemein, wie wenn man unter dem Geschäft zur Thür hinaus gefordert wird. Machte nicht viel Wesens, weder mit Frau, noch mit Kindern. Also ist auch nichts Besonderes von ihm zu schreiben.“

Auch von den letzten Tagen unsers Hindrichs wissen wir nichts mehr zu sagen insonderheit. Am 4. August wurde er abgerufen. Unter den grünen Tannen auf dem Friedhofe zu Dhünn ruht seine irdische Hülle.

Ein pädagogisches Original.

(Geschrieben im Jahre 1859.)

I.

Wer mit der Schulpraxis von sonst und jetzt sich einigermaßen bekannt gemacht hat, weiß, daß seit Jahrzehnten auf wenigen anderen Gebieten so viel Rührigkeit gewesen ist, neue Wege zu erdenken und zu probieren, als gerade auf diesem; daß besonders seit Pestalozzis und seiner Schüler Vorgang in allem, was zum Unterrichte gehört, wesentliche Verbesserungen Platz gegriffen haben, und fleißige Schulmänner noch immer daran zu bessern bemüht sind. Es wäre gewiß eine interessante Beschäftigung z. B. die Lesefibeln von der bekannten ältesten, der Lutherschen, bis zu den neuesten hin nebeneinanderzustellen, und eine Konstruktion der Zickzackbahn zu versuchen, welche die pädagogische Einsicht in diesem Stücke durchlaufen hat. Ebenso in den andern Disciplinen, namentlich im Komplex der Übungen, die den „deutschen Sprachunterricht" ausmachen. Wir Jüngeren, die wir in die Errungenschaften der Altvordern gleichsam als Erben eingetreten sind, bedenken es vielfach gar zu wenig, daß in dieser Welt jede Neugeburt mit Schmerzen verbunden ist, und so auch an jedem schulpädagogischen Fortschritte viel Fleiß und Schweiß klebt. Wenn die noch lebenden Schul-Veteranen uns von den Kämpfen erzählen, die sie bei Einführung der Lautiermethode und anderer Neuerungen mit Kollegen, mit der Schulgemeinde und den Vorgesetzten durchgemacht haben, so klingt uns das fast wie eine Sage aus längst vergangenen Zeiten. Und doch liegen diese Schulkriege noch nicht so gar weit hinter uns. Wer verständig ist, wird immerdar sich freuen, wenn er gewahrt, daß die unebenen, ausgefahrenen Stellen des Schul-Lehrweges, welche dem Gedächtnisse der Schüler und Lehrer vornehmlich durch die dort erlebten Unwetter und Unfälle eingeprägt sind, mehr und mehr eine pädagogische Chaussierung erfahren.

Sind wir aber schon am Ziele der methodischen Wegbereitung? Darf man sagen, „daß wenigstens die großen pädagogischen Entdeckungsreisen

bereits alle gemacht seien"? Den Herausgeber einer Schreiblese-Fibel neuesten Datums würde ohne Zweifel ein Lächeln beschleichen, wenn ihm die Fibel des Valentin Ickelsamer von 1534, oder das „neue ABC-Büchlein" des ehrenwerten Johannes Buno (1660), „so eingerichtet, daß jeder in sechs Tagen fertig lesen lernen kann", zu Gesicht käme; wer verbürgt ihm aber, daß ihn über lang oder gar über kurz nicht ein ähnliches Schicksal ereilt? — Wie auch jemand die obige Frage von den großen Entdeckungsreisen beantworten will, so wird er doch müssen wahr sein lassen, daß noch viel Verdienst in der Theorie und Praxis der pädagogischen Chaussierung übrig ist. Wenn ein pädagogischer „Wegweiser", eine „Reform", ein Regulativ oder ein Reglement mit dem Anspruch auftritt: „Siehe hier, siehe da ist der Schlußstein der scholastischen Weisheit", so soll man's nicht glauben. Wir halten vielmehr dafür, daß z. B. gerade auf dem vielbearbeiteten Rechenwege noch manche Krümmen gerade zu machen und manche Steine aus dem Wege zu räumen sind. Selbst in dem Lehrgegenstande, der wegen seiner Wichtigkeit die sorgfältigste Wartung fordert, findet sich eine gewisse Stelle, die seit Jahrhunderten unter Schülern und Lehrern als eine der seufzer- und ärgerreichsten des ganzen Schulweges beklagt ist. Sie wartet schon überlange auf einen Mann im härnen Gewande, der auch hier dem Herrn den Weg bereite, und wartet bis heute noch immer vergebens.

So ist ohne Zweifel auf dem didaktischen Gebiete für die Entdeckungs- und Erfindungsgaben noch viel Raum und Verdienst übrig; noch mehr aber für die Kolportage der gemachten Entdeckungen und Erfindungen. Es kann an irgend einem Orte in diesem oder jenem Stücke etwas Besseres gefunden und auch an die Öffentlichkeit gebracht worden sein; wer aber glauben wollte, daß diese richtigere Einsicht schon in den nächsten 10, 15 oder 20 Jahren Gemeingut des deutschen Lehrerstandes sein würde, müßte eine wunderlich idealische Anschauung von den deutschen Schulzuständen und von der sprichwörtlichen deutschen Bedächtigkeit haben. Wir kennen z. B. Lehrer, die in dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts ins Amt gekommen sind. In dem sogenannten „Anschauungs-, Denk- und Sprachunterricht" waren Krause, Dolz, vielleicht auch Diesterweg ihre „Handleiter". Da kam Wurst und sein Anhang, aber nicht bis zu ihnen, wenigstens nicht in ihre Schule; es kamen Wackernagel und seine Freunde — vorüber! — es kamen Kellner und Otto — auch vorüber! — und wer weiß, ob sie mit ihren alten Handleitern nicht auch noch an den „Regulativen" u. s. w. ganz unbeirrt und unverwirrt vorüber kommen werden. Es dürfte nicht weit von der Wahrheit treffen, wenn jemand behauptete, daß der pädagogische Nachtrab noch mit Luntenflinten oder mit

dem Stein im Hahn sich abquält, während das Gros schon mit Perkussionsgewehren und der Vortrab sogar mit Miniébüchsen oder Zündnadelgewehren feuert. Nach unserer Erfahrung würde es übrigens sehr fehlgegangen sein, wenn man jenen Nachtrab nur oder vorzugsweise in abgelegenen Dörfern oder an einsamen Diasporastellen suchen wollte. Seine Glieder finden sich überall zerstreut, in kleinen und großen Städten ebensowohl wie in Dörfern. Der pädagogische Fortschritt ist nicht an Straßenpflaster und Eisenbahnen gebunden.*)

Wer da weiß, daß die große Schularbeit aus vielen Kleinigkeiten besteht, und ihr Erfolg gerade durch Umsicht und Treue im kleinen besonders bedingt ist, wird denjenigen, der an dem didaktischen Schulapparat irgend eine kleine oder große Verbesserung anzubringen weiß, nach Gebühr in Ehren halten, und den, der diese Verbesserung zum wirklichen Gemeingut zu machen versteht oder versucht, nicht minder hoch schätzen.

Aber — ruht der Erfolg der Schularbeit, sofern sie der Mitteilung von Kenntnissen und Fertigkeiten dient, allein oder auch nur vorwiegend auf der Richtigkeit der Methode, des Lehrganges, der Schulbücher und anderer Hülfsmittel, kurz: des Lehr-Apparates?

Erhält sich die Frische und Fröhlichkeit des Schullebens einzig oder hauptsächlich durch das Streben des Lehrers nach Vervollkommnung in didaktischer Hinsicht?

Ist die Erreichung der höchsten, der Erziehungs-Zwecke der Schule allein oder zumeist durch die Trefflichkeit der methodischen Grundsätze und der Lehr-Hülfsmittel bedingt?

Mit einem Worte: Liegt das Wesen dessen, was man

---

*) Wir kennen eine deutsche Mittelstadt, deren Schulwesen jedem Besucher sofort in die Augen fällt, nämlich dadurch, daß die hochwürdige industrielle Weisheit sämtliche Schulklassen — zehn an der Zahl — zu einer großen pädagogischen Fabrik vereinigt hat. Die Lehrer sind, wie man zu sagen pflegt, alle „selbständig“ d. h. so selbständig wie der bekannte „Vetter Michel“, der bei seinem Proletarier-Herrentum doch nicht vor Hunger und notgedrungener Erbsen-Anleihe gesichert war und erst durch Erfahrung lernen mußte, daß „Unabhängigkeit“ und „Selbständigkeit“ noch lange nicht gleiche Dinge sind. Für freie Konferenzen zur Fortbildung oder zur Vermittelung eines einheitlichen Arbeitens haben diese Lehrer keine Zeit, teilweise auch wohl keine Lust. Sie treffen außer der Schulzeit nicht anders zusammen, als etwa nach überstandener Privatstunden-Hetzjagd in der „Gesellschaft“. Ihrer etliche halten noch anstandshalber gemeinsam ein Schulblatt; mit welchem Nutzen ist unschwer zu erraten, wohl auch ebenso leicht, ob solche „selbständigen“ Pädagogen zum Vor- oder Nachtrab gehören.

Schulkunst, Schulpraxis nennt, vorwiegend in dem richtigen Verständnis und der sicheren Handhabung des didaktischen Apparates?

Wir sagen zuversichtlich: nein! und abermals: nein! und zum drittenmal: nein! — und glauben es um so lauter sagen zu dürfen, als wir uns gegen den Mißverstand, daß uns der Fortschritt in methodischen Grundsätzen und Mitteln unwichtig sei, durch das im Eingange Bemerkte genügend gesichert halten.*)

Wem dieser Unterschied, der Unterschied nämlich zwischen den fundamentalen und nichtfundamentalen Stücken der pädagogischen Rüstung noch nicht ganz deutlich ist, — der suche eine Schule auf, wo der Lehrer mit Treue und Hingebung, die sich aus unsichtbarer Quelle alle Morgen zu erneuern weiß, den Unterricht in der Weise traktiert, wie er sie vor 30 oder 40 Jahren erlernt hat; — er trete dann in eine andere, wo in rastlosem Fortschrittseifer unter stetigem Experimentieren das Neuste mit dem Allerneusten vertauscht wird, aber die alte ehrbegierige, unsanftmütige, zur Selbstverleugnung ungeschickte Natur des Lehrers unter allem Wechsel des äußeren Thuns die alte bleibt; — und gehe endlich in eine dritte, wo zwar die gesamte Lehrordnung auf dem papiernen Plan untadelig ist, aber die Nachlässigkeit, die Untreue, die sittliche Taktlosigkeit des Lehrers diese Ordnung tagtäglich durchbrechen. Er merke in allen dreien die Resultate der Arbeit und fühle nach dem Geist, der dort waltet; zu welchem Ergebnis wird diese vergleichende Untersuchung führen? — Ohne Zweifel zu der klaren Einsicht und festen Überzeugung, daß jede sittliche Qualität des Lehrers eine ganze Reihe äußerlicher didaktischer Qualitäten schon in Ansehung des Unterrichts vollständig aufwiegt.

Wie mag aber erst die Vergleichung ausfallen, wenn darauf gesehen wird, was bei den Zöglingen dieser verschiedenen Schulen als gute Lebensgewohnheit sich herausstellt? und wie endlich, wenn der Schulgeist, die sittliche Schulluft und die Erziehungsresultate für die Ewigkeit ins Auge gefaßt werden? —

Jede christliche „Gertrud, die ihre Kinder lehrt“, weiß es, und jeder Mann, der ein Bischofsamt unter den Kleinen begehrt, soll es wissen, daß aller Fortschritt im bloßen Lehr-Apparat — wie gut und nützlich er an sich ist — schmachvoll bankerott werden muß, wenn er sich

---

*) Wir meinen: gegen Mißverstand; gegen Verurteilungen von seiten des Unverstandes giebts bekanntlich keine Sicherheit.

auch für die höchsten, die ersten und letzten Aufgaben der Schule verpflichtet hat. Er soll von Rechts wegen und kann von Gottes wegen die Einsicht haben, daß die pädagogische Theorie auf einem gefährlichen Irrwege begriffen ist, die nur von Verbesserungen der Methoden, Lehrgänge und Lehrmittel, aber niemals ernstlich von Besserung der **Personen** reden zu müssen glaubt, und — daß es keine weiter zurückgebliebenen Nachzügler, keine ärgeren Rückschrittsmänner und kläglicheren Finsterlinge geben kann, als die orthodoxen Praktikanten dieser alleinseligmachenden Methoden-Fortschritts-Konfession.

Existiert denn noch — möchte jemand fragen — irgend eine pädagogische Theorie, die dem Aberglauben verfallen wäre, daß in einer Schule die Methode, der Lehrplan, die Lehrmittel und nicht der Lehrer, und zwar schon für den Unterricht, das Wichtigste sei? Könnte das Auge eines christlichen Lehrers so „schalkig“ und das „Licht in ihm“ so verdunkelt sein, daß er das Ziel der Schularbeit und des Schullebens nur in der Aneignung von äußeren Kenntnissen und Fertigkeiten suchte? — daß er die Anbildung guter fester Lebensgewohnheiten und Sitten, die Pflege echt deutscher Geradheit, Biederkeit und Züchtigkeit zurücksetzte? — oder endlich gar, daß er die Einführung in die Lebensgemeinschaft, in die Gedanken, Sitten und Kräfte des Himmelreichs nur so nebenbei sich angelegen sein ließe? —

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Kommt es nicht mehr vor, daß gerade unter den Lehrern, die gern und viel von „Praxis“ sprechen, ihrer etliche sich finden, welche nur Besprechungen über reine Unterrichtsfragen für „recht praktisch“ halten, und dagegen wohlgemeinte Ratschläge in betreff des „blauen Montags“, — oder Beiträge zur christlichen Erkenntnis, — oder Winke zur seelsorgerlichen Behandlung kranker Kinder — oder Vorschläge über die Pflege deutscher Volkstümlichkeit — oder wie die endlose Zahl der Fragen dieser Art heißen mag —, als uninteressant und „nicht praktisch“ an ihren stumpfen Sinnen vorbeigehen lassen?

Giebt es nicht noch Recensenten von Schulzeitschriften, die es rühmend anerkennen, wenn ein Blatt besondern Wert auf Förderung der sogenannten „Realkenntnisse“, namentlich der Naturwissenschaften, legt; und dagegen andere, die denjenigen Gegenständen besonderes Gewicht zuerkennen, welche den ganzen Menschen erfassen und darum die meiste bildende Wirkung üben können, entweder gar nicht lesen mögen, oder mit der Bezeichnung „extrem“ und „salbungsvoll“ in Eile abfertigen? und giebt es nicht noch Leser, die solchen Urteilen von Herzen zustimmen?

Ist es in allen Lehrerkreisen ein nicht anzutastender Grundsatz, daß in der Schule die Gewöhnung der Jugend zu den socialen Tugenden der Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit u. s. w. mindestens ebenso wichtig sei, als richtiges Schreiben und fertiges Rechnen? — daß über diesen Zweck hinaus die Herausbildung der echt deutschen Art in den deutschen Knaben und Mädchen, nach Gemüt, Zucht und Sitte, — und noch darüber hinaus die tiefere Einweihung der Kinder in die Ideen, Kräfte und Tugenden des Reiches Gottes die höchste Würde und schwerste Bürde des deutschen christlichen Lehrers sei?

Steht es in allen amtlichen und freien Lehrer-Konferenzen als unveräußerliches Recht und fleißig befolgte Regel fest, daß den wichtigsten Schularbeiten die meiste Aufmerksamkeit, und der gegenseitigen Förderung darin die beste Zeit und der treueste Eifer gewidmet wird? Giebt es keine Lehrer-Konferenz mehr, über die das harte Wort ergehen müßte: Ihr leistet das Mögliche und fast das Unmögliche in haarspaltenden Verhandlungen über „Minze, Dill und Kümmel", aber „das Schwerste im Gesetz", die Fragen nach den Urlebensgesetzen und Urlebenskräften der Pädagogik rührt ihr mit keinem Finger an, sucht vielmehr sie euch möglichst weit vom Leibe zu halten! — ? —

Und diejenigen Schulmänner, welche mit der „Unart", die das für Schaden und Kot achtet, was des deutschen christlichen Lehrerstandes Ehre und Würde ist, gründlich gebrochen haben, — sind sie auch von ganzem Herzen bemüht, die Konsequenzen dieses Bruches zu ziehen und den alten Sauerteig bis auf den letzten Rest auszufegen? — Und wer auch dazu Ja und Amen sagen darf: Erlebt er es niemals, daß ihm in der täglichen Plage und Sorge für die Lehrziele, welche der Revisor auf Grund von Regulativen und Anweisungen fordert, das Hauptziel verrückt, die rechte Rangordnung der Schulaufgaben derangiert wird? Kommt es bei ihm nicht vor, daß er ob eines Rechtschreibe-Fehlers sich höchlich ereifert, und dagegen eine Ausschreitung gegen deutsche Zucht und Sitte, oder Fehler gegen Gottes Recht und Gebot als Bagatellen und Peccadillen passieren läßt?

Doch genug des Fragens. Uns dünkt: einem Lehrer, der in Wahrheit weiß, was er in der Schule soll und will, werden gerade diejenigen Pflichten, welche nicht auf dem Lektionsplan verzeichnet stehen, die in, mit und unter den äußerlichen Arbeiten zu erfüllen sind, je und je wie ein Alp auf die Seele fallen. Und gerade die Männer, welche mit Ehren unter dieser Bürde grau geworden sind, werden davon

zu zeugen wissen, wie oft sie angesichts ihrer hohen und höchsten Aufgaben im Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit und Ratlosigkeit in die Kniee gesunken sind, und ihnen zu Mute gewesen ist, als ob sie davonlaufen und ausrufen müßten: „Herr, sende, wen du senden willst! Ich tauge zu dem Amte nicht!“ —

Wir hatten uns vorgenommen, im Anschluß an die vorstehende Erörterung über die höheren und niederen Ziele der Schularbeit und über die „fundamentalen“ und „nicht-fundamentalen“ Bedingungen gesegneten Schullebens, einige Gedanken über die weitgreifende Bedeutung der Lehrer-Persönlichkeit und speciell der originalen, naturwüchsigen, charaktervollen Lehrer-Persönlichkeit niederzuschreiben, und daran endlich ein Miniaturbild eines musterhaften pädagogischen „Charakterkopfes“ zu reihen. Es ist uns aber noch zur rechten Zeit eingefallen, daß dieser Artikel dann viel länger werden könnte, als vielleicht die Geduld mancher Leser ist. Überdies ist das Bild wichtiger, als unsere Gedanken. So mögen die letztern bis zu gelegenerer Zeit bleiben, wo sie sind, und das Bild hier folgen.

Einige besondere Gedanken und Wünsche, die uns bei der Zeichnung der nachstehenden Skizze aus dem Leben des württembergischen Pfarrers und Schulmeisters

Johann Friedrich Flattich.

beschäftigt und geleitet haben, mögen in der Kürze doch noch Platz finden.

Erstlich. „Das Köstlichste, was den einzelnen Menschen wie ganze Volksgruppen und Nationen auszeichnet, ist eigenartige Persönlichkeit“ (Riehl).

Zweitens. Des Herrn Name heißt: Wundersam (Richter 13, 13; Jes. 9, 6). Alle seine Werke sind wunderbar, aufs augenfälligste wunderbar in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit. Die ewige Weisheit liebt die Kopieen nicht, weder in der natürlichen, noch in der Geisterwelt. Sie formiert kein einziges Menschen-Angesicht einem andern vollkommen gleich; sollte sie in der Bildung der Menschenseelen ärmer sein, oder hier an der Einerleiheit Gefallen haben? — Das unbewegliche Reich, auf dessen Vollendung wir warten, beweist auch darin seine Erhabenheit über die Naturreiche, welche zeitlich sind, daß in ihm noch größere Mannigfaltigkeit herrschen soll. Wer „aus Gott geboren ist“, ist ein Original, und wird um so origineller, je mehr er nach Leib, Seele und Geist zu dem Ebenbilde dessen sich

erneuert, nach dessen Bilde und zu dessen Bild er geschaffen worden. „Denn vor ihm nichts gilt, als sein eigen Bild.“ Sein Name aber heißt: Wundersam.

Drittens. Wir möchten die kleinen und großen Geschichtschreiber der Pädagogik flehentlich bitten, vor allem nach solchen Männern Umfrage zu halten, ihre Individualität und ihr Leben zu zeichnen, deren pädagogische Kunst und Manier durch eine geheiligte charaktervolle Persönlichkeit getragen und befruchtet war.

Viertens wollten wir daran mahnen, daß die Schulleute sich doch nicht von dem Wahn berücken lassen möchten, als ob die pädagogische Weisheit nur in der Schulstube und im Schulstande zu finden sei, — ein Wahn, welcher vielleicht nur noch von dem übertroffen wird, der die Geistlichen auf den „geistlichen“ Stand beschränkt.

Fünftens. Vor zehn und einigen Jahren hat der deutsche Lehrerstand die Säkular-Jubelfeier von Pestalozzis Geburtstag begangen.*) Das Fest war wohlberechtigt. Es dünkt uns aber, daß die Begehung eines pädagogischen Bußtages ebenso berechtigt gewesen wäre. Wer einem großen Manne gegenüber nicht seine eigene Kleinheit fühlt, hat keine Befugnis, dessen Größe zu loben. Und wer seine Kleinheit wirklich fühlt, hat sicherlich noch etwas anderes zu thun, als zu jubeln. Warum damals dieses andere so wenig zur Sprache gekommen ist, — davon braucht hier nicht die Rede zu sein. Wir erinnern nur daran, um des rechten Verständnisses sicher zu sein, wenn wir hier den Wunsch aussprechen, daß die nähere Bekanntschaft mit Flattichs Leben und Wirken den deutschen Lehrerstand dahin bringen möge, wozu Pestalozzis Geburtstagsfeier ihn leider nicht gebracht hat: zur Besinnung über die höchsten Bildungsziele und die höchsten Bildungskräfte.

Sechstens endlich hoffen wir, daß das nachstehende Bruchstück aus Flattichs Leben diejenigen Leser, welche von dem Manne noch wenig wissen, zu dem Verlangen treibe, auch das Ganze kennen zu lernen. Es drückt uns fast wie eine Sünde, daß wir nicht schon längst im Ev. Schulblatte darauf aufmerksam gemacht haben. Sie können es finden in dem trefflichen Buche: Leben und Schriften des M. Johann Friedrich Flattich, Pfarrers in Münchingen, von K. Ledderhose. Zwei Abteilungen in einem Bande. Dritte sehr vermehrte Auflage. Heidelberg, bei K. Winter. 1856. Preis 17 Sgr. — Es giebt wohl wenige Bücher, die man jedem Lehrer unbedingt empfehlen, und von denen man sagen darf: sie sollten von Rechts wegen in jedem Schulhause sein. „Flat-

*) Vgl. die oben angegebene Jahreszahl der Abfassung dieses Aufsatzes. D. H.

tichs Leben" gehört zu diesen wenigen. Eine solche Schrift ist noch in einem andern als litterarischen Sinne ein gutes Werk.

II.

Flattich*) gehörte nach Zeit und Charakter in die Reihe der Männer, die man wohl die Bengelsche theologische Schule genannt hat. Wie dieser Meister ein brennend und scheinend Licht war, so waren es die Seinigen in ihrer Art nicht minder.

Als eins der vollgültigsten Zeugnisse für die innere Gesundheit und Gediegenheit Bengels und seiner zeitgenössischen und nachgeborenen Freunde ist uns immer der Umstand erschienen, daß keiner der letzteren eine Kopie des Lehrers oder eine Kopie des Nachbars, sondern jeder für sich ein Original war.

Man denke an den einzigen Oetinger, der mit seinem gewaltigen Geiste fast alle Wissensgebiete durchforschte, um sie für eine Theosophie auszubeuten, und von dem Schubert sagt, daß er ihm gegenüber sich vorkäme, wie wenn ein Zwerg vor der Pyramide von Ghizeh stände. — Daneben stelle man seinen jüngern Freund, den scharfsinnigen Mathematiker und Mechaniker Ph. Matthäus Hahn, den ebenso frommen und geistreichen Prediger und Schriftausleger, „der über seiner astronomischen Uhr den geistigen Sphärenlauf des Reiches Jesu Christi nie vergaß." — Mit beiden vergleiche man wieder den Schwiegervater Hahns, unsern pädagogischen Charakterkopf Johann Friedrich Flattich, „den in das Gewand eines württembergischen Dorfpfarrers verkleideten neutestamentlichen Salomo", wie A. Knapp ihn bezeichnet. Ob sich wohl anderswo noch drei, im Fundament so einige, in ihrer Eigenartigkeit so verschiedene Charaktere auf so engem Raume zu derselben Zeit auffinden lassen?

Dieselbe Originalität wiederholt sich unter Bengels Freunden und den Schülern seiner Freunde in andern Ständen. Wir erinnern an ein zweites Kleeblatt: erstlich an den trefflichen „Rosenbäcker" Matthias Burger in Nürnberg, dessen Studierstube über dem Backofen für Schubert der Vorhof zum Heiligtum, die Pforte zum himmlischen Brothause wurde, und dessen herrliches Lebensbild letzterer im 2. Bande seiner Selbstbiographie so meisterhaft gezeichnet hat;**) — dann an den unter den

*) Geboren den 3. Okt. 1713, gest. den 1. Juni 1797.

**) Als Schubert in Nürnberg, wo er Direktor des Real-Instituts war, diesen in irdischen und himmlischen Dingen gelehrten, gottseligen Handwerksmeister kennen lernte und von dieser ihm merkwürdigen Bekanntschaft seinem Freunde, dem Philosophen Schelling, Mitteilung machte, erwiederte dieser: „Burger'n kenne ich nicht,

„Stillen" des Schwabenlandes wohlbekannten Bauer Michael Hahn, der in vieler Hinsicht an unseren niederrheinischen Tersteegen erinnert; — und endlich an den Schullehrer Israel Hartmann in Ludwigsburg, der mit den namhaftesten christlich-gläubigen Personen seiner Zeit in Verbindung stand, den selbst der innerlich so wenig verwandte Goethe und sein Herzog kennen zu lernen wünschten und ihn auf ihrer Reise durch Württemberg im Schulhause zu Ludwigsburg aufsuchten.*) — Es muß eine gesunde, kräftige Nahrung gewesen sein, die solche lebensvolle Naturen hervorzubringen vermochte.

Nun zu dem, in dem Doppelberufe eines Pfarrers und Jugend-Erziehers für beide Ämter zum Muster herangereiften Johann Friedrich Flattich.

Es ist bekannt: Was ein guter Haken werden will, krümmt sich beizeiten; weniger bekannt, doch ebenso wahr ist: was ein sehr guter werden will, krümmt sich schon vor der Zeit, will heißen: schon in seinen Vorvätern und Vormüttern. Mit gutem Bedacht fragte der alte Tobias den Reisegefährten seines Sohnes: „Ich bitte dich, zeige mir an, aus welchem Geschlecht und von welchem Stamm bist du?" (Tob. 5, 17).**) Diese Wahrheiten werden auch an Flattich offenbar, wie die nachfolgenden Züge aus der Geschichte seiner Familie und aus seinem Knaben- und Jünglingsleben zeigen. Sie sind so ausgewählt, daß sie gleichsam die

---

aber daß er ein Schüler des Pfarrers Hahn gewesen, sagt mir genug. Ich habe diesen großen Mann noch als kleiner Knabe mit geheimer, unverstandener Ehrfurcht gesehen; und, sonderbar genug, mein erstes Gedicht, deren ich in meinem Leben wenige gemacht, war auf seinen Tod. Nie werde ich seinen Anblick vergessen."

*) Hartmann schrieb über diesen Besuch in sein Tagebuch: „Wir redeten von Hahn (dem Pfarrer) und seinen Werken. Goethe war sehr begierig, Hahn zu sehen und zu sprechen. Beim Abschied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küßte, das Gesicht und küßte mich. Ich segnete ihn im Herzen." (Aus Israel Hartmann, der Waisenschullehrer in Ludwigsburg. Versuch einer Lebensskizze. Von J. Volkening. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 5 Sgr. — Diese Schrift verdient eine warme Empfehlung, um so mehr, als unsere Litteratur an Biographieen wahrhaft geistreicher Schulmänner leider sehr, sehr arm ist. Die Verfasserin hat ihren Gegenstand mit vielem Geschicke und unverkennbarer Liebe behandelt; und wer das Buch gelesen, wird ihr von ganzem Herzen Dank sagen für die schöne Gabe aus dem Pfarrhause an das Schulhaus.)

**) Die alten Israeliten hatten in mancher Hinsicht eine viel tiefere Einsicht in das Wesen der Menschennatur, z. B. in den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Kindern, Eltern und Voreltern, und darum auch eine größere Achtung vor allen natürlichen socialen Gliederungen, wie Ehe, Familie, Verwandtschaft u. s. w., als viele ihrer Erben, der Christen. Freilich war Israel auch ein Adelsvolk, wo selbst der letzte Mann einen Stammbaum hatte.

konstitutiven Elemente seines spätern Charakters bloßlegen. Wir können ihn dabei glücklicherweise oft selbst reden lassen.

„Mein Vorfahr vor 200 Jahren war ein Edelmann in Mähren. Dieser, weil er sollte katholisch werden, verließ um des Glaubens willen sein Edelmannsgut. Sein Fürst gab ihm aber einen Adelsbrief, daß, wenn mit der Zeit er oder seine Nachkommen seine Religion wieder ändern sollten, er seinen Flecken, der Flattach hieß, wieder bekommen sollte." In dem Württemberger Lande fand der Vertriebene seine Heimat.

Ein Nachkomme dieses mährischen Exulanten war der Titulaturrat und Amtmann J. W. Flattich in Beyhingen bei Ludwigsburg. Seine Frau hieß Maria Veronica Kapf. Ihr Sohn war unser Johann Friedrich. Von den Erfahrungen im Elternhause merken wir aus den Erzählungen des letzteren folgendes an:

Der Amtmann Flattich in Beyhingen wußte auch Schärfe anzuwenden, wo sie ihm nötig schien. Öfters kam ein Weib zu ihm und verklagte ihren Mann, der sie übel behandelte. Flattich verwies sie auf Geduld; aber als sie einmal blutig geschlagen ins Amtshaus kam, ließ er den Übelthäter ins Gefängnis setzen. Die Strafe wirkte das Gegenteil. Zwar prügelte er sein Weib nicht mehr, auch klagte sie nimmer. Einige Zeit nach der Exekution traf die Amtmännin mit der Frau zusammen und wollte ihr gratulieren, daß die Gefängnisstrafe an ihrem Manne so gute Wirkung gethan. „Ach," sagte die Frau, „jetzt steht es erst recht übel, denn nun hat er gar keine Liebe zu mir und spricht kein Wort mehr mit mir." — Das war dem Knaben unvergeßlich, und er zog den Schluß daraus, daß die Liebe nicht befohlen und erzwungen werden kann.

Seine Mutter wollte einmal Butter machen und hatte zu dem Zweck das Butterfaß hinter den Ofen gestellt. Sie wurde hinausgerufen und sagte zu dem Kleinen: „Fritzle, guck, dort hinter dem Ofen ist ein Butzemann. Rühre mir den Butzemann nicht an, sonst beißt er dich." Schon damals kannte der Knabe keine Furcht, und er fühlte sich vielmehr versucht, seinen Mut an dem Unhold zu probieren. Er holte einen Stecken und schlug aus Leibeskräften in den Ofenwinkel. „Wart, du wüster Butzemann," rief er, „gehst du fort? du darfst meiner Mutter nicht den Butter fressen." Die Mutter kam zurück; was sieht sie? das Butterfaß liegt auf dem Boden, und der Boden ist mit Rahm bedeckt. „Was hast du gemacht, Fritzle?" — „Ich hab doch den Butzemann fortschlagen," erwiderte der Kleine. Von der Zeit an wird

wohl die Mutter Flattich ihre Kinder nicht mehr mit lügenhaften Popanzen geschreckt haben.

„Als ich ungefähr zehn Jahre alt war," erzählt Flattich, „so war ich als Amtmannssohn etwas gewaltthätig; ich warf den Leuten nach ihrem Geflügel u. s. w. Die Leute klagten bei meinem Vater. Er antwortete, er sei nicht immer um mich; es solle doch jedermann, dem ich etwas verderbe, mich selbst abstrafen; es sei ihm lieb, wenn ihm auch andere Leute seine Kinder helfen ziehen. Das thaten die Leute; sie straften mich ab, wenn ich etwas Unrechtes that, und es kam keine Klage mehr vor meinen Vater. Da lernte ich von Jugend auf die gemeinen Leute fürchten und war nicht grob gegen sie."

Noch ehe der junge Flattich ganz fünfzehn Jahre erreicht hatte, starb sein Vater, im Jahre 1728. Derselbe hinterließ kein Vermögen, aber die Mutter blieb ihrem Vorsatze getreu, den Johann Friedrich als Diener Christi das Evangelium verkündigen zu lassen. Sie schränkte sich sehr ein und mußte sich selbst wehe thun, um das Vorhaben hinauszuführen. Es ging für sie und den kleinen Studenten durch Not und Armut hindurch. Schon ganz jung mußte er täglich zwei Stunden weit nach Ludwigsburg zur Schule wandern und denselben Weg zurückgehen. Die Mutter steckte ihm einen Weck in den Sack; das war sein Mittagstisch. Aber er ließ sich genügen und behielt bis in sein hohes Alter eine besondere Liebe für die Armut.

Auf dem Schulwege vergnügte er sich besonders an dem Gesange der Vögel. Darüber erzählt er: „Als ich von Beyhingen nach Ludwigsburg in die lateinische Schule ging, hatte ich keine Ruhe, wenn ich eine Meise pfeifen hörte, bis ich sie in meinem Schlag in Beyhingen hatte. Dazu gab ich mir alle Mühe und lernte pfeifen wie die Meisen, und ließ nicht ab, bis ich sie heimbrachte."

Aus diesen Notizen aus Flattichs Familien- und Jugendgeschichte läßt sich schon einigermaßen erraten, was aus dem Kinde werden wollte. Es gilt nun noch den Mann zu nennen, der nach Gottes Rat diesem originellen Charakter den Stempel der ewigen Originalität fest aufdrücken sollte.

Im Mai 1729 durfte Flattich das Glück erleben, in die Klosterschule zu Denkendorf*) aufgenommen zu werden. Wir nennen es ein

---

*) Württemberg hat dieser Schulen, deren Fonds aus ehemaligen Klöstern stammen, vier. Sie rangieren etwa mit den drei obern Klassen der Gymnasien und sind für solche Knaben bestimmt, die sich dem Studium der Theologie widmen wollen. Diesen Freischulen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Württemberg stets eine fast überreiche Zahl von Studierenden der Theologie gehabt hat, und daß unter

Glück und meinen nicht bloß ein Weltglück, sondern ein weit höheres. Denn diese Anstalt besaß damals treffliche Lehrer. Unter ihnen leuchtete aber ein Mann hervor, Johann Albrecht Bengel. Dieser, von Kind auf in ununterbrochenem Umgange mit Gott stehend, ausgerüstet mit den trefflichsten Gaben, übte einen mächtigen Einfluß auf seine Zöglinge aus. Nicht bloß, daß sie zu seinen Füßen mit dem reichsten Wissen ausgestattet wurden, wohl der größte Teil nahm auch das Eine Notwendige mit ins Herz und Amt. Der junge Flattich faßte alsobald ein besonderes Zutrauen zu dem liebevollen, geistreichen Präceptor Bengel, der wirklich ein Vater seiner Schüler war. Bengel faßte auch ein Zutrauen zu dem unverdorbenen, frischen Jünglinge. Freilich war sein Wissen noch nicht weit her, besonders fehlte es ihm im Lateinischen. Wie er es anfing, diese Lücke auszufüllen, darüber erzählt er irgendwo: „Ich kam sehr schwach ins Kloster. Mein Prälat (Drommer) riet mir, ich sollte mich auch im Lernen angreifen. Ich fragte: Was soll ich lernen? Er antwortete, ich sollte lateinische Verse machen. Dies ging bei mir schwer." Aber es fiel ihm ein, mit welcher Beharrlichkeit er sich einst darauf gelegt hatte, den Gesang der Meisen zu lernen. So ließ er sich den Rat nicht zweimal sagen. Er machte eine Zeitlang nichts als lateinische Verse. Über dieser Beschäftigung traf ihn einst Bengel und stellte ihm vor, es wäre doch auch gut, anderen Gegenständen des Wissens obzuliegen. Flattich aber trieb sein Versemachen fort. Und was war die Frucht solcher Beharrlichkeit? Nach einem Jahre angestrengten Fleißes war er ein trefflicher Lateiner, so daß Bengel wahrhaft erstaunte und ihm von da an auch keine Vorschriften mehr erteilte, sondern sich mit der allgemeinen Mahnung begnügte, er solle nur lernen, was er wolle, und Fleiß gebrauchen.

Bengel hatte wohl recht gesehen, daß er einem solchen festen Sinn schon etwas zutrauen dürfte. Dies Zutrauen rechtfertigte er auch auf der Universität. Im Oktober 1733 bezog er das Stift in Tübingen. Mit großem Fleiße betrieb er die Mathematik und Philosophie und machte sie nebst den theologischen Studien zur Hauptsache. — In seinem inneren christlichen Leben läßt sich keine Zeit angeben, wo ein greller Übergang von Nacht zum Licht stattgefunden hätte. Es scheint eben, daß er wie Bengel in Kraft der heiligen Taufe und der daran angeschlossenen christlichen Erziehung von Gott gehalten wurde, bis unter des weisen, gottseligen Lehrers Leitung sein Herz in dem unbeweglichen Grunde, welcher

diesen so viele Söhne auch unbemittelter Lehrer sich finden. Die beiden Völter, Prof. Palmer in Tübingen, Prof. Auberlen in Basel — um diese bekannten zu nennen — sind Schulmeistersöhne.

ist Christus, mit Bewußtsein tief Wurzel schlagen lernte, und also für Zeit und Ewigkeit fest wurde. Während sonst junge Leute auf der Universität sich wiegen und wägen lassen von allerlei Wind der Lehre und zudem in ein leichtes Leben verfallen, sehen wir den Studiosus Flattich gewisse Schritte thun. „Er entzog sich aller Weltförmigkeit, Leichtsinn und Eitelkeit, und fürchtete sich, jemand zu gefallen," — sagt eine alte Lebensskizze von ihm. Sicher und gewissenhaft ging er in den Grundsätzen Bengels einher, dessen treuer Anhänger er war und bis an das Ende seines Lebens blieb.

So kam für Flattich allgemach die Zeit heran, wo sein eigener Schulbildungsgang ein Ende nehmen, und er selbst in den Beruf, andere zu bilden, eintreten sollte, und zwar in den zwiefachen: als Pfarrer und als Lehrer. In den ersteren war er von Jugend auf durch seine Mutter nach Gottes Willen eingewiesen worden, und er wurde ein Pfarrer, dessengleichen wenig wird gefunden werden. Zu dem zweiten entschied er sich, nach des Geistes Antrieb, in freiwilliger Wahl. Es ging damit so zu.

Durch seinen ernsten, festen Sinn zog er schon auf der Universität die Aufmerksamkeit der Professoren auf sich, so daß sie ihn, da er dürftig war, in würdige Familien als Informator empfahlen. Schon hier zeigte sich seine große Liebe zu der Jugend. Er hatte sie von seinem Lehrer Bengel, so zu sagen, geerbt. Es war ihm besonders wichtig und innigste Herzensangelegenheit, etwas zu lernen, was man auch in der Ewigkeit forttreiben könne. Er suchte, — und suchte, wie wir denken können, in der Schrift. Hier stieß ihm beim mehrmaligen Durchlesen des Neuen Testaments die Stelle 1. Kor. 13, 8—13 auf, in welcher der Apostel Paulus sagt, daß all unser Wissen Stückwerk sei und aufhöre, während Glaube, Liebe und Hoffnung bleiben, und die Liebe das Größte sei. Da wurde es ihm klar, daß das Christentum durchaus praktischer Natur sei; und alsobald war auch sein Entschluß gefaßt, er wolle der Liebe nachleben. Und da man sie am besten beim Unterrichten der Jugend beweisen könne, so verlegte er sich darauf, und blieb dabei bis ins höchste Alter. „Ich habe als Student in Tübingen," erzählt er, „viele Leute umsonst informiert, nur weil ich dienen wollte, und dies war auch der Grund, warum ich Kostgänger (Zöglinge) hielt."

Also um der Arbeit der Liebe willen (1. Theff. 1, 3) wurde Flattich ein Schulmeister. Der Pastorendienst that ihm noch kein Ge-

nüge; er war ihm noch nicht geistlich genug. Was denkt der Leser hierzu? — Wir müssen sagen: Wie viele große und kleine pädagogische Schriften durch unsere Hände gegangen sind, so ist uns doch kein erbaulicheres Wort — d. h. ein solches, was wirklich mehr erbauen, was mehr eine treibende Liebe zum Schuldienst und ein innerliches Wachstum in demselben erzeugen kann — vor die Augen gekommen ist, als dieser schlichte Bericht über Flattichs innere Berufung zum Jugendlehramt. Wenn alle Diener in Kirche und Schule solchen Berufes teilhaftig und gewiß wären: was fehlte dann noch? —

Ein kleiner, aber tiefsinniger Nachtrag zur Ergänzung des obigen Berichts möge noch hier stehen. In Tübingen bekam Flattich einst einen tiefen Eindruck von einer Musik (wahrscheinlich am Geburtstage des Herzogs), in welcher der geheime Rat Bilfinger die Worte singen ließ: „Es lebe der Herzog von diesem Tag, so lange er noch etwas verbessern kann." Der Herzog war streng, doch verbesserte er nichts, und starb nach etlichen Jahren. Es war Alexander. „Dies ging mir als damaligem Studenten," sagt Flattich, „im höheren Alter sehr zu Herzen, weil ich lange leben wollte, daß ich das Informieren anfing. Deswegen müssen viele bald sterben, weil sie nicht dienen und nichts verbessern. Gott läßt freilich hin und her auch einige Gottlose alt werden, welche aber lauter Verdruß sind, daß ihnen ein langes Leben zur Last ist."

So sehen wir also, daß Flattich einen reichen Ertrag, nicht nur an gewöhnlichem Wissen und Können, sondern an wirklicher Lebensweisheit und Lebenskraft aus seinen Lehrjahren in seine Lehrerjahre mit hinüberbrachte. Nicht zur gelehrten Spekulation hinneigend, aber sie schätzend und benutzend; begabt mit einem aufmerksamen Sinne, der aus jedem kleinen Erlebnisse eine fruchtbare Erfahrung zu machen verstand, und mit einem freien Mute, der den „bösen Butzemännern" aller Art entschlossen zu Leibe ging; in Entbehrung und Selbstverleugnung frühzeitig geübt; und endlich mit einem Herzen, das nur dem höchsten Herrn im schwersten Dienst sich verpflichten wollte: war er für sein Doppelamt als Praktiker in einer Art ausgerüstet, welche den segensreichsten Erfolg verbürgte. Durch eine lange, 50jährige Praxis hindurch hat sich diese Ausrüstung auch wohl bewährt.

Treten wir dieser Praxis näher. Ihr räumliches Gebiet ist nicht groß, zumal er auf Schriftstellerei sich nicht legte. Sie beschränkt sich auf die drei Gemeinden (Hohenasperg, Metterzimmern und Münchingen), in denen er wirkte; und in diesen war es wieder in besonderm Sinne

seine Familie samt den aufgenommenen Zöglingen, welche die allerheiligste Werkstätte seines Betens und Arbeitens bildete.

Es läßt sich voraussetzen, daß bei einem Manne, der so ganz und gar aus einem Gusse, und dem die Pfarrgemeinde und Schule gleichsam nur eine erweiterte Hausgemeinde und Familienstube war, auch schon der erste Schritt zur Gründung des Hausstandes charakteristisch und merkenswert sein muß. Und so ist es. Kurz nach dem Antritte seines ersten Pfarramtes auf dem Hohenasperg, in einer Gemeinde von „Faulenzern und Bettlern“, in seinem 29. Jahre, trat er auch in den Ehestand. Seine Braut war eine liebe, christlich-gesinnte Waise, die Tochter des verewigten Pfarrers Groß in Murr. Sie war ihm um so lieber, weil sie kein Vermögen besaß. Doch lassen wir ihn selbst reden. „Da ich Prediger auf dem Asperg wurde, so nahm ich mir vor, bei meiner Heirat auf kein Vermögen und sonst nichts zu sehen, damit ich ganz nach meiner Neigung heiraten könne. Es wurde mir zwar nachgehends der Vorwurf gemacht, daß ich Personen von größerem Vermögen hätte heiraten können. Ich gab aber zur Antwort, wenn ich mich behelfen und mit einer Wassersuppe vorlieb nehmen will, so geht es niemand nichts an.“ — Was die Familienchronik über sein Brautexamen erzählt und das Nähere über den Fortgang des also begonnenen Ehestandes, möge der Leser an dem oben angeführten Orte selbst nachlesen.

Wenn unser Bericht noch nicht geradenwegs zu Flattichs erziehlicher Thätigkeit hineilt, so werden sich die Leser hoffentlich nicht darüber wundern, wenigstens diejenigen nicht, welche unsere Grundabsicht begriffen haben. Nicht die angelernte Kunst eines ausgelernten pädagogischen Künstlers soll hier skizziert werden, sondern „ein pädagogisches Original“, dessen gesamtes Wirken der Ausfluß einer „in sich vollendeten Persönlichkeit“ war. „Wie er sich räuspert, wie er spuckt“, läßt sich einem solchen Manne wohl abgucken; aber sein ganzes Thun verstehen und würdigen kann nur der, welcher seinen Geist versteht, und seinem Vorbilde nachfolgen nur der, welcher diesen Geist hat. Zum Verständnis von Flattichs innerstem Wesen müssen wir auch noch einen kurzen Blick in sein eigenes persönliches, in sein Familien- und pfarramtliches Leben werfen. Wir merken dabei besonders solche Züge an, welche zeigen können, wie bei ihm alles Äußerliche von dem Innersten aus geregelt wurde.

Glaube, Liebe und Hoffnung waren die starken Wurzeln, die er durch ein langes, 83jähriges Leben hindurch immer tiefer in den Grund des Heils einzuschlagen trachtete, und vermöge deren er so reichlich über sich Frucht trug. Was sein Freund Ötinger zum Titel eines

Buches machte, das ist sein Leben in der That: „Etwas Ganzes vom Christentum."

Drei Jahre vor seinem Heimgange befiel ihn ein Schlag, der besonders seine Füße lähmte. Die ganze Gemeinde nahm innigen Anteil an seinem Leiden und ließ es nicht an Gebeten für den herzlieben Papa fehlen. In einem Kreise seiner Pfarrkinder wurde die Frage aufgeworfen, warum der Herr diesen frommen und getreuen Knecht so sehr leiden lasse. Da man keine genügende Antwort fand, so schlugen einige vor, ihn selbst zu befragen; andere fürchteten, ihm damit wehe zu thun. Ein paar Brüder gingen hin und sprachen ihm ihr Anliegen aus. „Do han i jetzund", erwiderte der Dulder im Lehnstuhl, „das ist ein artliches Geschwätz. Wenn der Zimmermann aus einem rauhen Eichenstamm ein schönes Gemächte fertigen will, so muß er auch manchen schweren Schlag thun und viele große Späne abhauen, und dann ist der Eichenstamm noch nicht poliert und geschliffen. Und der Mensch soll doch poliert und geschliffen, das ist, vollendet und für den Himmel zugerichtet werden."

Die Bibel ward ihm als eine Quelle des Lichtes, des Trostes und der Kraft immer lieber und werter. Schon viele Jahre brauchte er kein anderes Buch mehr als sie und Bengels Gnomon des Neuen Testaments. — Weil er erlebt hatte, daß seine Mutter und seine Schwester im Alter kindisch geworden waren, so fürchtete er sich davor, und wählte eben ein fleißiges Bibellesen als Schutzmittel dagegen. Da konnte man den 83jährigen Papa noch aus der Bibel abschreiben sehen. Sein Geist blieb auch klar bis zum letzten Atemzuge. — Da er die Überzeugung hatte, daß ein Christ im Schweiß des Angesichts sein Brot essen müsse, bis er zur Erde werde, so nahm er noch Zöglinge an, als er schon nicht mehr fortkommen konnte und im Lehnstuhl sitzen mußte. — An seiner einfachen Lebensweise änderte er auch im spätesten Alter nichts. Wein und Kaffee trank er nicht, Fleisch und Gemüse überließ er andern, sein Brei und hie und da seine „Knöpfle" blieben sein Gericht, und wenn er sich rechtfertigen mußte, pflegte er zu sagen: „Ich will nicht als ein Schlecker in die Ewigkeit gehen." So war es kein Wunder, daß Verdrießlichkeit und Ungeduld, die sich so oft als böse, lästige Gäste des Alters einstellen, von seiner unverwüstlichen Heiterkeit zurückgedrängt wurden. Ein wohlthuender Schmelz lag über dem ganzen Wesen unseres Münchinger Simeons ausgebreitet; es war das Gebet, wodurch er die Kräfte der zukünftigen Welt in sein Herz und Leben herabzog. Daher kam es denn auch, daß, wenn einem seiner Kinder das Leben fast zu schwer werden wollte, der teure Papa sie tröstete und für sie in den Riß trat und sagte: „Ich will für euch beten und für euch glauben." — Ihm

wurde das Leben nicht zur Last, und er konnte jemandem, der von ihm glaubte, er habe ein rechtes Verlangen abzuscheiden, entschieden erklären: „O, ich danke Gott alle Morgen, wenn ich aufwache, daß ich noch am Leben bin; denn ich habe noch sehr viel zu lernen, und je mehr ich abgestreift werde von allem Kreatürlichen, desto mehr reife ich zur Auferstehung."

Über die Quelle seines fröhlichen, jugendlichen Geistes giebt er in einem Briefe an seine Tochter einen merkenswerten Fingerzeig. „Der junge S., welcher bei dem alten, 78jährigen B. im Hause ist, sagte mir, daß derselbe zwar keinen Mangel an Lebensmitteln habe, aber sehr verdrießlich sei und immer verdrießlicher werde; worauf ich zu ihm sagte, junge Leute seien deswegen vergnügt und fröhlich, weil sie wachsen. Wenn man also auch im Alter vergnügt sein wolle, so müsse man sich auf den Spruch legen: Wachset in der Gnade und Erkenntnis ꝛc. 2. Petr. 3, 18."

Zum ganzen Flattich, wie er leibte und lebte, gehören aber noch zwei wesentliche Außenstücke: seine schlechte Kleidung und sein: „Do han i jetzund" (da habe ich nun). Daß auch diese sonderlichen Äußerlichkeiten mit seinem innersten Denken zusammenhingen, läßt sich wohl vermuten; wie sie aber in erster Ursache damit zusammenhingen, wird nicht leicht jemand erraten, und doch ist dies so charakteristisch für seinen inwendigen, wie die Absonderlichkeiten selbst für seinen äußern Menschen. — Für die „Armen-Uniform" entschied er sich schon in der Jünglingszeit. Er war nämlich schön von Angesicht, und es schien ihm, als ob zu seinem und anderer Schaden die Augen auf ihn gerichtet wären. Er aber wollte sich selbst nicht, und andern nur zum Guten und zur Besserung gefallen (Röm. 15, 1—3). — Die wunderliche Phrase, mit der er später gewohnheitsmäßig seine Reden einzuleiten und zu begleiten pflegte, war gleichsam eine Narbe, die er aus dem Kampfe wider sein angeborenes heftiges Temperament davongetragen hatte. In der Jugend war er nichts weniger als geduldig und sanftmütig. Weil er das fühlte und öfters erfahren mußte, daß er in der Hitze ein zu rasches Wort sprach, so dachte er auf eine Redensart, die Zeit brauche und nichts sage, damit er sich inzwischen besinnen könne. So verfiel er auf sein: „Do han i jetzund", samt etlichen Variationen z. B. „Jetzund do han i do." —

Flattichs Haushaltung war nicht auf Vermögen, sondern auf Segen angelegt. „Die meisten Menschen," sagt er einmal, „glauben keinen Segen und sammeln für die Kinder Vermögen, damit sie nicht zu glauben brauchen." Er hielt auch dafür, daß Geben seliger sei als

Nehmen, und wir finden nicht, daß ihn dieser Glaube im Alter gereuet habe.

Die Zöglinge machten seinen Haushalt weitläufig und beschwerlich, und so konnte in demselben manches versäumt und verderbt werden. Das kümmerte ihn aber nicht sehr. „In einer weitläufigen Haushaltung muß man auch manches schwinden lassen," meinte er, „damit man nicht wider die Liebe handelt; ja man muß sich mehr an den Segen Gottes halten, als man dadurch erzwingen will, daß nichts versäumt, verderbt und entwendet werde." Mit einer gewissen Gleichgültigkeit konnte er den Verlust irdischer Dinge tragen. Einst fiel ihm von einem Vetter eine kleine Erbschaft zu. Es fand sich bald Gelegenheit, sie in kleineren Sümmchen ausleihen zu können. Im Verlauf von etlichen Jahren ging aber ein Kapitälchen nach dem andern verloren, im ganzen an 1000 Gulden. Das Ding machte ihm viel zu schaffen, nicht der Verlust des Geldes, sondern die Ursache davon. Als er sich endlich erkundigte, wie denn der Vetter zu seinem Vermögen gekommen sei, da hörte er, es wäre nicht mit rechten Dingen zugegangen. „Do han i jetzund," sagte Flattich, ganz beruhigt durch den ihm gewordenen Aufschluß, „es ist wohl fort; unrecht Gut kommt nicht auf den dritten Erben." — Es ist wohl in den meisten Häusern der Fall, daß, wenn etwas zerbrochen worden ist, ohne daß es jemand gesehen hat, niemand schuldig sein will. Davon hat Flattich in seinem Hausstande, der aus 20—25 Personen bestand, ohne Zweifel reichlich Erfahrung gemacht. Er wußte aber guten Rat; freilich nicht für die zerbrochenen Sachen, denn darum sorgte er nicht, sondern dafür, daß die Leute nicht in Lügen und Not kämen. Unter den verschiedenen Winkeln des Pfarrhauses hatte er *einen*, der ganz besonders für die Scherben bestimmt war. Wurde dann etwas zerbrochen, so hieß es: „Tragt's in den Niemands-Winkel."

Über die Bedeutung seines *andern* Haushaltungs-Grundsatzes: „*Schlecht und recht*", — schrieb er einst an eine verheiratete Tochter: „Es hat mir wohlgefallen, daß du mir kürzlich geschrieben, du wollest bei der Auferziehung deiner Kinder Gott um Weisheit und Kraft bitten und auch um seinen guten Geist, welcher dich und deine Kinder leiten und führen wolle. — Als kürzlich ein hiesiges Weib mir sagte, daß sie so viel mit ihren Kindern zanken müsse, so sagte ich ihr: weil man in früheren Jahren die Kinder sehr schlecht gekleidet und ihnen nichts Kostbares gegeben habe, so hätten die Mütter nicht so viel mit ihren Kindern gezankt, als jetzt, da man die Kinder besser kleide. Denn weil die Kinder unachtsam und leichtsinnig sind und daher manches verderben und verlieren, so verursacht solches viel Zanken. Man soll daher auch bei den Kindern den

Spruch wohl beachten: Schlecht und recht, das behüte mich. Ps. 25, 21. Damit man aber diesen Spruch desto besser versteht, so muß man den andern dazu nehmen: Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste (Pred. 7, 30). Denn je mehr man bei den Kindern und in der Haushaltung verkünsteln will, desto mehr Unruhe bekommt man; weshalb ich auch selbst mich immer mehr auf das Simple lege, weil ich erfahre, daß man dadurch von vielen Sorgen frei wird."

Als Pfarrer machte Flattich sein Probe-Meisterstück — wenn man so sagen darf — unter den Faulenzern und Bettlern auf dem Hohenasperg. Fünf Jahre wirkte er hier, und er hatte bei seinem Abgange die Freude, seinem Nachfolger eine Gemeinde von wackern, ordentlichen Hausvätern, die ihr tägliches Brot mit einem herzlichen Vaterunser essen konnten, zu hinterlassen. Wie er diese Umwandlung angegriffen und ausgeführt hat, ist in seiner Biographie nachzulesen; aber zum Nachmachen gehört wohl noch etwas mehr als diese Wegweisung.

In unsern Tagen ist in kirchlichen Blättern und selbst auf der Kanzel oft und viel von der Bedeutung des geistlichen „Amtes" die Rede. Es will uns aber bedünken, als ob selbst die eifrigsten Vertreter der geistlichen Amtswürde sich bis zu der Höhe der Flattich'schen Auffassung noch nicht hätten aufschwingen lernen. Noch höher hinauf! — müßte man ihnen im Blick auf seinen Standpunkt zurufen. Diese seine hohen und ernsten Begriffe von einem Pfarrdienste suchte er einst einem Kollegen deutlich zu machen, der behauptet hatte, daß man vor einem Pfarrer als einem Priester besondere Hochachtung haben müsse. „Ich antwortete ihm," erzählt Flattich, „daß die Pfarrer gemeiniglich nur auf die Rechte eines Priesters sehen, nämlich, daß man ihnen glauben und sie im Leiblichen erhalten solle, hingegen bedenke man nicht leicht, was für Pflichten einem Priester obliegen. Denn weil Christus als der Hohepriester sich ganz für die wahre Wohlfahrt der Menschen aufgeopfert, so müsse derjenige, welcher ein christlicher Priester sein wolle, Vermögen, Ehre, Gesundheit und Leben für die Wohlfahrt anderer Menschen aufopfern. Man muß daher auch unter gutgesinnten Pfarrern einen Unterschied machen: ob sie gute Lehrer, oder ob sie auch Priester sind." Flattich jagte beidem nach; er suchte in allen Stücken zu wachsen an dem, der das Haupt ist. — An seinen Schwiegersohn, den Stiftsamtmann Trautwein, schreibt er einmal über denselben Gegenstand: „Sie haben mir kürzlich geschrieben, daß wegen der Materie, nach welcher ein Geistlicher sich auf die Liebe legen und sich nicht in weltliche Sachen einlassen solle, ein Pfarrer Ihnen zur Antwort gegeben, daß ein Geistlicher ein starker Mann sei, wenn er auch Macht habe, im Weltlichen zu wirken, indem

auch Melchisedek König und Priester sei. Man muß aber bei dem Königreich und Priestertum auf Christum sehen, indem Christus ein Hohepriester war nach der Ordnung Melchisedeks, Hebr. 6, 20. Christus aber, da er auf der Welt war, hat keine weltliche Macht ausgeübt, sondern er nahm Knechtsgestalt an und war gehorsam bis zum Tode, und erst nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt wurde er erhöhet. Christus hat auch in dieser Welt das geistliche und weltliche Amt voneinander abgesondert, indem er zu seinen Jüngern sagte: Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also. Luk. 22, 25." —

Daraus ist deutlich, daß bei Flattich auch im Pfarramt seine Originalität in dem vom Himmel gekommenen Original wurzelte. Aus dieser Quelle hatte auch alles natürlich Eigenartige an ihm seine Weihe, seine Lieblichkeit und Gesalzenheit.

Auf seine pastorale Wirksamkeit können wir hier nicht eingehen. Einige Beispiele mögen doch hier stehen, zur Veranschaulichung, wie St. Pauli teuerwerte Vermahnung Kol. 4, 6 — namentlich wert für Prediger und Lehrer — in ihm Leben und Gestalt gewonnen hatte.

Einst ging er zu Fuß von Münchingen nach Stuttgart. Es war gerade nachmittags an des Herzogs Geburtstag. Da kam der Herzog selber geritten. Schon von weitem rief er dem unscheinbaren Pfarrer von seinem hohen Schimmel mit heiterer Laune zu: „Nun, Flattich, was hat Er heute gepredigt an meinem Geburtstage?" — Flattich antwortete schnell und besonnen: „Do han i jetzund, Ew. Durchlaucht, was werd i predigt han; i han predigt: Die Fürsten sollen fürstliche Gedanken haben! (Jes. 32, 8)." — Dieser Mann — es war der Herzog Karl — der so viel unfürstliche Gedanken hatte, fühlte sich dadurch getroffen, und soll in ernstem Nachdenken fortgeritten sein.

Ein General sagte ihm einmal, er habe in seinen jüngern Jahren oft über den Zustand nach dem Tode nachgedacht, und auch andere gefragt, was sie davon hielten. Allein, da man ihn darüber ausgelacht, so habe er sich vorgenommen, nichts mehr davon zu reden. Er wünsche aber doch zu erfahren, ob man etwas Gewisses davon wissen könne. Flattich fragte ihn, ob er glaube, daß er nach dem Tode nicht mehr General sei, und daß er sein zeitliches Vermögen dann nicht mehr haben werde? Ja, sagte er. Ob er es gewiß wisse? Ja, er zweifle nicht daran. So wissen Sie also, sagte Flattich, etwas Gewisses von dem Zustande nach dem Tode. Mithin fangen Sie bei dem an, was Sie jetzt gewiß wissen, daß Sie nach dem Tode nicht mehr sind, was Sie jetzt sind. — Der Frau von L. gab er eine ähnliche Antwort, als sie ihm klagte: Wenn sie im Neuen

Testament lese, so verstehe sie so wenig. Er erwiderte: „Wer da hat, dem wird gegeben. Wenn man im Worte Gottes liest, so muß man das thun, was man versteht, und um den Geist Gottes bitten, daß er einen erleuchte.“

Was seine Predigten betrifft, so gingen sie immer auf den Mittelpunkt des wahren Christentums, und das ist Jesus Christus. Als ihm einmal von einem Freunde über einen Vikar geschrieben wurde, der mit seinen Bauern Verdruß bekam, weil er zu scharf auf Abschaffung ihrer verjährten Mißbräuche drang, antwortete er: „Ich halte für ratsamer, daß man nicht bei den Mißbräuchen, sondern bei dem Glauben an Christum anfängt, indem die Apostel die Menschen zuerst auf den Glauben geführt und alsdann den Gläubigen gesagt haben: Leget ab die Werke der Finsternis. Heutiges Tages gehet es im Christentum oft durch Ummwege, nämlich, daß man aus einem wilden Heiden ein ehrlicher Heide, aus einem ehrlichen Heiden ein Jud, und aus einem Juden erst ein Christ wird.“

Die Sicheren und Schwerhörigen konnte er aber unter Umständen auch auf die handgreiflichste Weise aufrütteln und ihnen die Wahrheit in die Ohren schreien. In Münchingen sah er einen gewissen Bürger Sonntag für Sonntag und sonst noch regelmäßig in der Kirche. Es hatte auch den Anschein, als ob dieser Mann fleißig aufmerke, und doch blieb er in Sinn und Wandel der alte. Da ließ ihn Flattich einst zu sich kommen und schenkte ihm ein Paar Schuhe. Der Beschenkte konnte sich vor Staunen nicht erholen. Flattich löste ihm das Rätsel: „Do han i jetzund, das ist, weil Ihr so fleißig in die Kirche geht.“ Als der Mann sich durch das Lob sehr geehrt fühlte, fügte der Pfarrer hinzu: „Es ist, damit Ihr nicht in allen Teilen zu Schaden kommt. Nutzen für Euer Herz und Wandel nehmt Ihr doch nicht mit aus der Kirche heim. Darum hab' ich gedacht, ich wollte Euch doch wenigstens ein Paar Schuhe ersetzen, die Ihr bei Euerm vergeblichen Kirchgehen wohl zerrissen habt.“ Wie es gewirkt, das salzige Wort, weiß man nicht. Es gab aber Stoff zum Nachdenken.

In jener Zeit kamen auch in Württemberg die Privatversammlungen lebendiger Christen, die collegia pietatis, wie Spener sie nannte, und damit auch der Spottname „Pietisten“, auf. Flattich war ein Freund dieser Versammlungen, obwohl wir nicht finden, daß er, wie sein Schwiegersohn Hahn, solche Zusammenkünfte ins Leben gerufen und geleitet habe. — Als ihm der Oberst Nikolai einmal seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß gemeine Leute Erbauungsstunden hielten, antwortete Flattich: „Do han i jetzund, wenn der Gelehrte noch so viel zu reden weiß von den Eigenschaften des Weins, der Bauer aber trinkt den Wein und läßt

sich in die gelehrten Erklärungen nicht ein; welcher weiß dann am besten, wie der Wein beschaffen ist?" — Überhaupt ließ er auf seine lieben Pietisten nichts kommen. An der Tafel seines Orts-Patrons, des Herrn von Harling, kam einmal auch die Rede auf die Pietisten. Einige der anwesenden vornehmen Herren meinten, man träfe jetzt überall solche Leute, wohin man auch gehe. Woher denn dieses komme? und was ein Pietist sei? fragten sie den lieben Pietistenpfarrer. „Wenn Sie Ihren Hund da hart halten," erwiderte er dem Gastgeber, „und den ganzen Tag auf ihn einschlagen, was thut Ihr Hund?" Dieser sagt: „Er geht durch." „Und wenn er durchgeht, was thut er alsdann?" — „Er sucht einen andern Herrn, bei dem er es besser hat." Darauf versetzte Flattich: „Sehen Sie, gnädiger Herr, auf die gemeinen Leute schlägt jedermann zu: der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, und die Beamten schlagen auf sie hinein. Das stehen sie nicht aus und gehen also durch; sie suchen einen andern Herrn, sie suchen Christum, und wer Christum sucht, der ist ein Pietist."

Von einem faulen Christentum, dessen Inhaber das Privilegium zu besitzen glauben, sich's auf ihren „Pfühlen unter den Häupten und Kissen unter den Achseln" recht bequem machen und über die unbußfertige Welt schelten und seufzen zu dürfen, hielt er nicht viel, und seine Münchinger Pietisten auch nicht. Davon giebt er in einem Briefe eine lehrreiche Geschichte. Ein Mann aus einem andern Orte erzählte nämlich einem Münchinger, daß er schon vor neun Jahren zu dem Leben in Christo erweckt worden sei. Auf die Frage, wie viele Pietisten es in seinem Orte gebe, erwiderte jener, er sei ganz allein. „Ihr seid schon neun Jahre erweckt," versetzte der Münchinger, „und seid noch allein? So müßt Ihr kein rechter Christ sein." Ganz bestürzt ging der Mann aus Münchingen fort. Einige Zeit nachher kam er wieder dorthin und zu demselben Manne, der ihm die Wahrheit so gerade heraus gesagt hatte, und zwar mit herzlichem Danke dafür. Er habe, so erzählte er jetzt, über sich nachgedacht und einen „Butzen" an sich gefunden, woran man sich in seinem Dorfe gestoßen habe. Weil er nun diesen Butzen abgelegt und auch sonst in seinem Christentum ernstlicher geworden sei, so kämen jetzt zwölf Personen aus dem Orte bei ihm zusammen und hielten eine förmliche Versammlung.

Treten wir jetzt an das Gebiet heran, in welchem Flattich im vollsten Sinne wie in seinem Elemente lebte und waltete; wir meinen sein Wirken als Informator.

III.

Mit welchen Grundgedanken Flattich sich der Erziehung der Jugend widmete, ist früher schon angedeutet worden: er trachtete nämlich nach Hohem, darum hielt er sich herunter zu den Niedrigen; er begehrte in der Liebe, in der Sanftmut und Demut stark zu werden, darum erwählte er lieber mit den Schulleuten im beschwerlichen, ungeehrten Dienst an der Jugend Ungemach zu leiden, als zeitliche Ergötzlichkeit und Ehre zu haben; denn er sah an die Belohnung.

Das Äußere, den Umfang seines informatorischen Arbeitsgebietes beschreibt er selbst also:

„Anfänglich (als Student) habe ich bloß informiert; hernach (als Hauslehrer) hatte ich Information und Zucht beisammen; nun kam (im Pfarramte) zur Information und Zucht auch die Kost und mithin eine gänzliche Übergabe der Zöglinge, und mußte ich deswegen in dieser Einrichtung auf Lernen, Gemüt, äußerliche Sitten, Erhaltung und Herstellung der Gesundheit und Bewahrung vor allerlei Übel zugleich sehen. Die Kostgänger, die ich angenommen, sind von allerlei Alter, Fähigkeit, Ständen und Vermögensumständen, auch zu allerlei Ständen gewidmet gewesen, nämlich zu Geistlichen, Juristen, Medicis, Soldaten, Skribenten, Kaufleuten ꝛc. Im Alter waren sie öfters so ungleich, daß ich sie vom 10. Jahre bis zum 20. beisammen hatte, und ebenso auch nach dem Stande, von des Generals Sohn bis auf eines Schulmeisters Sohn. In meinem ersten Dienst (Hohenasperg) ist die Zahl der Kostgänger nicht höher als auf neun gestiegen, hier aber (in Metterzimmern) ist solche meistenteils von 12—16; und von denen, welche studiert haben, sind einige 5, 6 bis 10 Jahr aneinander bei mir geblieben.“ —

Daraus kann man sich von der Art und dem Umfange seiner Arbeit eine ungefähre Vorstellung machen.

Leider reicht sowohl der Raum wie unsere Kraft nicht zu, den Flattichschen Erziehungsgeist in der ganzen Fülle seiner Lichts- und Lebenskräfte und nach der reichen Mannigfaltigkeit seines Waltens darzustellen. Wir wollen daher versuchen, einige Kardinalfragen der Erziehung durch eine geordnete Zusammenstellung von Citaten aus seinen Aufsätzen und Briefen wie einzelner Züge aus seinem Leben unter den hellen Schein des ihm verliehenen Lichtes zu bringen. So erhält der Leser nicht nur einen Einblick in seine pädagogische Theorie, sondern da bei ihm, wie sein Leben erweist, Wort und That eng verbunden waren, auch zugleich ein deutliches Bild seiner informatorischen Praxis.

Wie der Adel, oder die Gemeinheit der einzelnen Menschenseele vor allem daran zu bemessen ist, wohin ihr Sehnen und

Trachten geht, so charakterisiert eine pädagogische Theorie sich zunächst in dem, was sie als Erziehungsziel setzt. Mit Flattichs Äußerungen hierüber machen wir also billig den Anfang.

„Man meint öfters" — sagt er in den „Anmerkungen über das Informationswerk" II. Abteilung S. 79*) — „wenn junge Leute nur gescheit werden, es geschehe wie es wolle, so sei es recht und gut. Man bedenkt aber nicht, daß es sehr gefährlich ist, wenn junge Leute auf eine böse Art gescheit werden. Arglistigkeit ist keine Klugheit. Der Verstand kann zwar an dem Bösen ziemlich ausgebildet werden, allein da das Böse mit ausgebildet wird, so wird mehr Übels als Gutes angerichtet. Denn das Böse nimmt das Herz ein, und da der Verstand sich nach dem Herzen richtet, so wird der Verstand auch böse und verfinstert. Daher Leute, welche öfters im Bösen guten Verstand beweisen, im Guten ganz thöricht und ungeschickt sind. Es geschieht auch, daß man solchen jungen Leuten, welche fleißig lernen und guten Verstand zeigen, alles Böse übersieht, und bedenkt nicht, daß solches schädlich sei. Denn wenn man schon nicht so geschickt und gescheit ist, so kann man dennoch in der Welt ehrlich fortkommen, auch die Seligkeit erlangen. Aber um einen bösen Menschen steht es im Zeitlichen und Ewigen gefährlich. Wenn Eltern und Lehrmeister aus jungen Leuten große Leute in der Welt machen wollen, damit sie sich selbsten auch einen großen Namen machen mögen, so dringen sie mit aller Macht auf einen rechten Verstand und Geschicklichkeit, es mag hernach Böses mit unterlaufen, was da will; allein sie betrügen sich selbst, denn entweder werden die jungen Leute nicht viel oder sie haben Undank davon."

S. 80, a. a. O. heißt es weiter: „Es sind an dem menschlichen Leibe zwei Hauptstücke, nämlich das Herz und das Hirn. In dem Herzen geschieht der Umlauf des Geblüts, worinnen das Leben besteht, und vermittelst des Hirns geschehen die Empfindungen und Bewegungen (Handlungen). Weil aber die Empfindungen und Bewegungen das Leben supponieren, so ist das Herz der wichtigste Teil. Auf gleiche Weise kann man auch in der Seele zwei Principia annehmen, davon das eine dem Herzen, das andere dem Hirn gleicht, wie denn merkwürdig ist, daß der Geist Gottes in der heiligen Schrift so viel von dem Herzen spricht, worinnen das Gewissen und die Affekte ihren eigentlichen Sitz haben mögen, ungeachtet die Philosophie einzig und allein auf den Verstand dringet, weil sich solcher deutlich erklären läßt.

---

*) Die Citate sind aus dem obgenannten trefflichen Buche: „Leben und Schriften des M. J. F. Flattich", von K. Ledderhose.

Wahr ist es, daß durch angenehme Empfindungen die Aktivität des Leibes kann vermehrt und durch widrige vermindert werden. Allein deswegen besteht das Leben nicht im Hirn, sondern die Quelle des Lebens ist im Herzen zu suchen. Und gleiche Bewandtnis hat es mit der Seele; denn der Verstand kann der Aktivität der Seele zwar aushelfen, allein er ist nicht die Quelle davon. Leben und Licht sind sowohl in der Seele als im Leibe unterschieden. Man findet deswegen auch, daß alle Vorstellungen, die durch den Verstand gehen, ganz unkräftig sind, wenn das Herz von etwas recht eingenommen ist. Wie man bei jungen Leuten den Verstand bessern könne, hat man unterschiedliche Mittel ausfindig gemacht. Wie man sich aber in Ansehung des Herzens zu verhalten habe, wird man am besten aus dem göttlichen Worte lernen können, indem solches in der Philosophie noch ein dunkles Wort ist. Wer aus einem jungen Menschen einen bloßen Weltmenschen machen will, der künftig Ehre, Reichtum und Freude erlangen möge, der hat freilich sich um das Herz nicht zu bekümmern, indem das Herz ohnehin von Natur zu solchen Dingen geneigt ist. Daher man auch gemeiniglich nur darauf bedacht ist, wie man junge Leute gescheit und geschickt machen und ein äußerliches Wohlverhalten zuwege bringen möge. Aber bei mehreren Jahren faßt das Böse Wurzel und äußert sich mit einer Dauer und Heftigkeit. Eine junge Katze spielt anfänglich mit einer Maus; wenn sie aber älter wird, so geht sie mit einem Grimm auf sie los und frißt sie, ohnerachtet sie nicht dazu angeführt worden."

Daß Flattich solche Grundsätze hinsichtlich der Erziehungsziele, wonach er die Intelligenz dem Gewissen und die Ehre vor Menschen der Ehre vor Gott, kurz: das Zeitliche dem Ewigen aufs entschiedenste unterordnete, nicht zum Staat im Munde führte, sondern als Regulative des höchsten Unterrichtsherrn im Himmel auch wirklich durchführte, beweist am besten die Art, wie er Unterricht und Erziehung der eigenen Kinder leitete. Er erzählt daraus einen merkenswerten Zug in einem Briefe an seine verheiratete Tochter (S. 97): „Da du mich um Rat gefragt, ob du deinen Sohn von neun Jahren in eine andere (höhere) Schule thun und deswegen diesen Winter nach Nürtingen in die Kost geben sollest, damit er übers Jahr ins Landexamen kommen könnte; so ist in gegenwärtiger Zeit nicht gut, einen Rat geben, weil bei der jetzigen Auferziehung der Jugend so sehr viel übertrieben wird. Da ich mit meinem ältern Sohn ins Examen nach Stuttgart ging, so sagte ein Konsistorialrat zu mir, man wundere sich, daß mein Sohn nicht mehr Geschicklichkeit habe, und von mir nicht wohl unterrichtet werde, da ich mich doch schon so lange mit dem Unterricht junger Leute abgegeben habe;

worauf ich antwortete: Ich begehre nichts zu verkünsteln und zu erzwingen, und suche auch keine Ehre aufzuheben, und weil ich gern ein Dorfpfarrer sei und bleibe, so verlange ich auch mit keinem Kinde hoch hinauf. Man wollte mir solches übel nehmen, daß ich die Vornehmen nicht höher ehre; allein ich blieb bei dem Spruch: Liebes Kind, bleibe gern im niedrigen Stand, das ist besser, denn alles, da die Welt nach trachtet (Sirach 3, 19)."

Weiter sagt er über die Erziehungsziele:

„Ein Lehrmeister hat vornehmlich auf drei Stücke zu sehen: daß er ein gutes Gemüt pflanze, daß er die jungen Leute zur Überlegung bringe, und daß er ihre Gesundheit erhalte und stärke. Fehlt eins von diesen drei Stücken, so ist es ziemlich gefehlt. Wo kein gutes Gemüt ist, da wird das Lernen zu lauter Gift. Wo keine Überlegung ist, da kann man das, was man gelernt hat, nicht nützlich anwenden. Wo die Gesundheit fehlt, da wird man bei weiterem Fortgang im Lernen gehindert, und in späteren Jahren nicht recht brauchbar" (II, S. 67).

Flattichs Erziehungspraxis umfaßte also den ganzen Menschen, d. i. sie ging auf Bildung des Herzens, der Intelligenz und des Leibes. Er war einsichtig genug, zu wissen, daß keins dieser Stücke vernachlässigt werden darf; als erleuchteter Christ wußte er aber auch, daß des Menschen innerstes Wesen verkehrt und verdreht ist, und eine wahrhaft christliche Bildung nicht als Resultat einer bloßen Entwicklung zu begreifen ist, sondern „eine Erneuerung im Geist des Gemütes," eine neue Einpflanzung göttlicher Lichts- und Lebenskräfte als das Eine, was vor allem not ist, voraussetzt. Dabei war er aber weit entfernt davon, durch beständiges Bombardieren auf die Herzen der Zöglinge gleichsam treibhausmäßig auf ihre Bekehrung loszueilen. Es war eben eine große Weisheit in diesem Manne: er hatte an der göttlichen Erziehungskunst sein Muster genommen, er hatte warten gelernt. In Bezug auf diesen überaus wichtigen Punkt sagt die sechste These in seinem „Sendschreiben von der rechten Art, Kinder zu unterweisen," kurz und treffend:

„Die Frucht wächst auf einem Strohhalm und ist in Spreu eingekleidet, und kann der Same ohne beides nicht wachsen und zeitig werden. Mithin fragt sich's, was bei den jungen Leuten gleichsam der Strohhalm und die Spreu seien, wodurch und worinnen der Verstand und der Wille gleichsam wachsen. Denn indem man bloß auf die Hauptsache dringen will, und andere Dinge als unnötig ver-

wirkt, so hindert und verdirbt man die Hauptsache.“ (I, S. 53.)

Bezeichnend für die Art, wie Flattich die Erziehungszwecke nach ihrer Wichtigkeit ordnete, ist auch noch folgendes Wort (II, S. 67):

„Es ist die äußere Annehmlichkeit, Freundlichkeit und Munterkeit bei jungen Leuten etwas Schönes, so daß sie damit oft besser in der Welt fortkommen, als andere mit Geschicklichkeit. Wenn man sie aber sowohl zum Lernen, als andern Dingen, so ihnen sauer geschehen, allzuscharf anhält, so verlieren sie leicht solche äußerliche Annehmlichkeit. Wenn man also wahrnimmt, daß Gott einem jungen Menschen solche Annehmlichkeit gegeben hat, so muß man sich hüten, daß man ihm durch Schärfe solche benehme. Dies mag auch wohl mit Ursache sein, daß man Mädchen nicht so ernstlich zum Lernen anhält.“

Die angeführten Äußerungen werden hinreichen, Flattichs Ansicht von den Erziehungszielen zu charakterisieren und zu zeigen, wie sicher hierin sein Blick war. Dieselbe Wahrheit und Klarheit des Urteils treffen wir in seinen Gedanken über die verschiedenen Voraussetzungen, Bedingungen und Mittel der Erziehung.

„Es kommt beim Pflanzen“ — sagt er in der ersten These des vorgenannten Sendschreibens (I, S. 52) — „auf drei Stücke an: nämlich auf den Segen Gottes, auf die Natur und auf die Kunst der Menschen, welche in einer überlegten Arbeit besteht. Es ist also die Frage, was man in der Information und Auferziehung junger Leute Gott und der Natur überlassen, und wie weit die Kunst gehen, und wie solche Kunst erlernt und angewendet werden soll.“

Gottes Segen, die Natur und die Kunst kommen aber nicht bloß in jedem einzelnen Falle, wo erziehlich gewirkt wird, in Betracht, sondern über und vor allem einzelnen menschlichen Wirken und Veranstalten stehen für die Auferziehung der Jugend göttliche General-Ordnungen, -Anstalten und -Bedingnisse, als eine Offenbarung von des allweisen Gottes pädagogischer Kunst in den Werken der Schöpfung zum Segen der Menschenkinder, also daß auch die Thoren keine Entschuldigung haben.

Zu diesen General-Ordnungen gehört in erster Linie: die Familie und in derselben für das erste Kindesalter insbesondere wieder: der Mutterstand; — an welchen pädagogischen Urstiftungen jede menschliche Institution, die darüber hinaus wirken soll, ihr Maß zu nehmen hat.*)

*) Daraus folgt: Je weiter eine Schuleinrichtung sich von der Familienordnung entfernt, desto weiter entfernt sie sich von Gottes Ordnung und desto geringer ist ihr

Wie hoch Flattich von der ältesten Erziehungsanstalt, der Familie, dachte, geht am klarsten daraus hervor, daß er in seinem Informationswerk nicht aus den Grenzen des Hauses herausging. Er war kein „Instituteur“, wollte auch keiner sein, sondern ein Hausvater, der fremde Kinder mit den eigenen erzog. Seine Familie wohnte nicht im Institut, sondern das Institut in der Familie. Hausvater, Schuldirektor, Klassenlehrer, Fachlehrer — das alles war Flattich in eigner Person. Ob bei den gesteigerten Unterrichtsansprüchen heutzutage ein solches Unternehmen noch ausführbar sei, lassen wir ununtersucht; es ist aber gewiß, daß Flattich auch damals eine schwere Aufgabe hatte. Man vergegenwärtige sich die verschiedenen Alters- und Bildungsstufen seiner Zöglinge — die Wünsche und Anforderungen unverständiger Eltern — die Unvollkommenheit der Unterrichtsmittel in jener Zeit; — man denke daran, daß unter den Kostgängern stets manche sittlich und unterrichtlich verwahrloste Knaben sich befanden, und daß er auch in seinen pfarramtlichen Obliegenheiten kein Mietling war,*) so wird klar, was ihm die Durchführung seines Grundsatzes: ein Informator im Hausvaterwerke zu sein, gekostet hat, und daß eine Liebe und Treue, welche unter solchen Umständen an fünfzig Jahre lang in freiwilligem Dienste aushält, mit vollem Rechte siebenfältig durchläutert und bewährt heißen darf. Hat die Geschichte der Pädagogik ein zweites Exempel dieser Art aufzuweisen?

Wie Flattichs Leben überhaupt, so bezeugen auch seine informatorischen Winke und Ratschläge fort und fort, daß seinem klaren, „einfältigen“ Auge Erziehung und Unterricht, Hausvater und Lehrer unzertrennlich verbunden erschienen. Von uns modernen Schulleuten, die wir mit unserer Arbeit außerhalb der Familie stehen, können darum seine praktischen Maßnahmen nicht immer äußerlich nachgeahmt und seine erziehlichen Ratschläge nicht immer buchstäblich befolgt werden. Offenbar ist dies aber an Flattichs Erziehungslehre kein Mangel, sondern ein Vorzug: indem sie immerfort daran mahnt, zuzusehen, wie weit wir von der ursprünglichen göttlichen Naturordnung abgewichen sind.

---

christlich-erziehender Einfluß. Auf diesem centrifugalen Wege hat das berühmte deutsche Schulwesen schon bedeutende Fortschritte gemacht. — Die Anwendung dieses Grundsatzes auf ein- und mehrklassige Schulen, auf die mehrklassigen Schulen mit sog. „selbständigen“ Lehrern ohne ein dirigierendes Haupt, und auf die großartigen Schulkasernen und pädagogischen Fabriken überlassen wir dem Leser selbst.

*) Bei seiner Versetzung in die größere Gemeinde Münchingen, behielt er den dortigen Vikar als Hülfsprediger bei sich, damit er seine Information auch hier fortsetzen und bei seinen 16 Zöglingen und 7 eigenen Kindern im Pfarramt nichts versäumen möchte.

Wenn von *Pestalozzi* und seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik die Rede ist, so wird mit Recht hervorgehoben, daß ihm nicht die Schule, sondern die *Familie* als das Centrum der Volkserziehung galt; daß sein *Hauptbestreben* dahin ging, „das Werk der Erziehung in seinen ersten Grundlagen wieder in die Hand der *Mütter*, in die Hand *des Glaubens und der Liebe* zu legen,“ und er seine *Lebensaufgabe als gelöst* betrachten wollte, wenn ihm dieses gelänge. Er wird als der Erste bezeichnet, der ein *Buch für Mütter* geschrieben, ein Buch, welches Niederer für das tiefste unter Pestalozzis litterarischen Werken erklärte.

Flattich trifft hier mit Pestalozzi aufs genaueste zusammen, oder vielmehr, er ist ihm darin, wie in manchen andern Stücken, *vorangegangen*. Unter seinen Schriften findet sich aus dem Jahre 1777 ein „*Kurzer Entwurf, daß eine Mutter ihren Kindern den ersten Unterricht geben solle.*“ Die Einleitung beginnt: „Ich habe mich in keine Specialia eingelassen, in *was* eine Mutter ihre Kinder unterrichten solle, und auf *was für eine Art* solcher Unterricht geschehen möchte, sondern ich habe bloß angezeigt, *daß* es geschehen solle und was für *Hindernisse* vorhanden, daß es nicht leichtlich geschehe; denn wenn man der Sache *zweifelt*, die man thun soll, so kann man sich in die Art, *wie* sie geschehen könnte, noch nicht einlassen“ (II, S. 39). — Es ist sehr zu bedauern, daß Flattich nicht Muße gefunden hat, eine „Anweisung, *wie* eine Mutter ihre Kinder lehren soll“, zu schreiben. Bei seinem durchgebildeten christlichen Charakter, bei seinem klaren Blicke und seiner praktischen Tüchtigkeit wäre er ohne Zweifel der rechte Mann gewesen, um auf einem Gebiete Bahn brechen und ein Neues schaffen zu helfen, das trotz Pestalozzis und seines Schülers Ramsauer „Buch der Mütter“ und trotz der Bestrebungen der „Kleinkinderschulen“ und der „Kindergärten“ heute noch zu einem Teil fast wie ein Urwald und zum andern Teil wie eine Werkstatt der Experimental-Pädagogik erscheint.

In besonderem Maße wird Flattichs Lebensbild interessant und lehrreich, wenn man darauf achtet, wie an ihm die *andere* pädagogische *Kardinal-Wahrheit* anschaulich sich ausprägt: daß das *Geheimnis jeder guten Erziehungsanstalt*, also auch *einer Schule*, in der *charakterhaften Persönlichkeit des Erziehers* beruht, und in jeder *Persönlichkeit* wieder *die Stelle*, welche mit dem *Herzen alles Lebens im Himmel und auf Erden in unmittelbare Verbindung treten* kann, den *geheimnisvollen Lebens*-

mittelpunkt bildet. In diesem Sinne d. h. zur Veranschaulichung dieser Kardinalsätze der Erziehungslehre wolle der geneigte Leser die nachfolgenden Exempel aus Flattichs informatorischer Praxis und seine erläuternden Äußerungen dazu betrachten. Die „Praktikanten" freilich, die vor allem nach Methoden, Lehrgängen und pädagogischen „Kunststücken" fragen und meinen, man brauche an einen dürren Baum nur eine ziemliche Zahl Früchte anzubinden, so werde der „liebe Gott" ihn schon für einen „guten Baum" passieren lassen, werden wohl wiederum nichts oder nur Verkehrtes daraus lernen können.*) Wie sollten sie auch? Ist doch das, was hier gelehrt wird, eine alte Wahrheit, die jahrtausendelang verkündigt und seit 1800 Jahren von den Dächern gepredigt worden ist. Daß sie, wie jede andere Gottesoffenbarung, ein geoffenbartes Geheimnis d. i. geoffenbart und doch ein Geheimnis ist — davon haben die Praktikanten natürlich keine Ahnung; das ist für sie eine Hieroglyphenschrift: sie vernehmen deren keines, und die Rede ist ihnen verborgen und wissen nicht, was das gesagt ist. Und woher das? Sind sie etwa versteckte moderne Sadducäer, die an keinen Gott und keinen Geist glauben? Ei bewahre; es sind in der Regel in kirchenpolizeilicher Hinsicht ganz korrekte, unverdächtige Leute; unter Umständen glauben sie alles, was zu glauben ist, und nötigenfalls noch viel mehr. Aber seltsamerweise verwandeln sich in ihrer Gedankenwerkstatt die tiefsten Wahrheiten in

---

*) Wilberg, der bekannte „Meister am Rhein" — weiland Lehrer und Schulpfleger in Elberfeld — hatte einst an einem der größeren Knaben seiner Anstalt eine mutwillige rohe Büberei zu rügen. Beim Beginn des Unterrichts läßt er den Schuldigen vortreten. „Weißt du, was dir gebührt? — eine Strafe, deren ich selbst mich schäme. — Ziehe deine Jacke aus!" — Eiligst gehorcht der Junge. Der „Meister" nimmt mit ernstem Gesicht den Stock und mit demselben wehmütigen Ernst prügelt er — nicht den Buben, sondern — die Jacke nach Kräften durch. Aber noch ist nicht mancher Schlag gefallen, da fängt der Knabe an bitterlich zu weinen. Die ganze Klasse ist sichtlich tief ergriffen. Der Stock war nicht einem an die Haut und doch an vieler Gewissen gekommen. So that einmal „der Meister am Rhein." — — Ein „Praktikant" in der Nachbarschaft hört gelegentlich die wunderbare Schulgeschichte erzählen. Mit Freuden ergreift er die neue pädagogische Erfindung. Welch ein Fortschritt! Aller Verdruß mit störrigen Kindern, der Hader mit überzärtlichen Eltern, das Damoklesschwert des Strafgesetzes gegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes ist fort und abgethan: all' Fehd' hat nun ein Ende! Er freut sich schon im voraus auf den eklatanten Erfolg der ersten Probe. Es dauert ihm fast zu lange, bis sich Gelegenheit dazu bietet. Endlich ist sie da. Mit Sorgfalt sucht er alles genau so auszuführen, wie es der „Meister" vorgemacht hatte, und mit derselben Gravität. Und siehe — mit schallendem, nicht enden wollendem Gelächter und Applaus wird die neue Erfindung von der ganzen Schule begrüßt. — So lernte einst ein Praktikant am Rhein von einem Meister.

lauter Gemeinplätze. Ihnen ist's ja wohlbekannt, daß über der Welt und der Menschheit ein gewisser unsichtbarer Geist, Namens „Gott", wohnt, — da ist also kein Geheimnis mehr. Die Familie ist ja freilich die Urkleinkinderschule, die jeder von Grund aus durchgemacht haben muß, bevor er in eine Großkinderschule aufgenommen werden kann. Der Lebensmittelpunkt einer Schule ist bekanntlich der Lehrer, wie die Uhrfeder das Bewegungscentrum des Uhrwerks; keine Schule ohne Lehrer — was kann klarer sein? u. s. w. — Doch lassen wir die pädagogischen Praktikanten und wenden wir uns zu unserm pädagogischen Original (Luk. 7, 35; Spr. 25, 2).

A. Von des Lehrers Persönlichkeit nach Gesinnung und Charakter, wie Flattich sie sich dachte und in seinem Maße darstellte.

1. Flattich war ohne Zweifel ein Meister in der Erziehung, aber er hielt sich selbst nicht für unfehlbar und ließ sich gern korrigieren. Das sei der erste Zug seines schönen Bildes, den wir anmerken. — Ein vornehmer Gönner in Stuttgart machte ihm einmal über seine Erziehungsweise starke Vorwürfe. Als derselbe mit seiner Strafpredigt zu Ende war, fragte ihn Flattich bloß: „Haben mir Ew. Gnaden nicht noch mehr zu sagen?" — „Nein", war die Antwort, worauf sich Flattich ehrerbietig empfahl und nach Hause ging. „Und du hast ihm gar kein Wort dagegen gesagt?" fragte ihn seine Frau, als er ihr den Vorfall mitgeteilt hatte. „Nein", erwiderte Flattich, „ich will vorher sehen und prüfen, ob der Herr nicht recht hat." Er war eben ein so eigentümlicher Mann, daß er mit dem gewöhnlichen Maßstabe nicht gemessen werden kann.

2. In der „Information nach der heiligen Schrift" (II, S. 207) schreibt Flattich über die rechte Lehrerpersönlichkeit:

„Christus nahm Knechtsgestalt an, war gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden" (Phil. 2, 7). — Weil Christus das Heil der Menschen suchte, so erniedrigte er sich und nahm menschliche Natur und Gebärden an sich. Wer demnach junger Leute Nutzen suchen will, der muß sich nach dem Exempel Christi erniedrigen. Dieses ist die vornehmste Ursache, warum so wenige gern informieren und sich mit jungen Leuten einlassen mögen; indem man sich lieber höher hinaufschwingt, als daß man sich erniedrigt und herunter geht. Ferner, wer gemeiner Leute Pfarrer und junger Leute Lehrer werden will, der soll nach dem Exempel Christi gemeiner Leute und junger Leute Natur und Gebärden an sich nehmen. Wenn man

wissen will, was der Wohlanstand, wovon man so viel spricht, nach dem Exempel Christi sei: — so besteht er besonders darin, daß man die Gestalt und die Gebärden derjenigen an sich nimmt, deren Wohlfahrt man befördern will. Man darf sich also nicht verwundern, warum ein redlicher Pfarrer und ein redlicher Lehrmeister vielfach für abgeschmackt und für einen Pedanten gehalten wird; denn man kann sich nicht dem Hofe und zugleich den gemeinen Leuten und Kindern gleichstellen. Gleichwie Christus sich uns erträglich gemacht hat, so muß auch ein Lehrer sich jungen Leuten erträglich machen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man junge Leute in dem unterrichtet, was zum Weltglück gehört, oder in dem, was zu ihrer wahren Wohlfahrt dient; denn ein Lehrer im Tanzen, Fechten, Reiten rc. richtet sich nicht nach dem Exempel Christi und wird deswegen auch für seine Mühe weit mehr belohnt. Ich habe daher auch bei mir selbst lange nicht gewußt, was doch die Ursache sei, daß ich dieses oder jenes mit weniger Demut, Sanftmut und Geduld informieren könnte als etwas anderes. — Es ist nicht genug, daß ein Lehrer geschickt ist, er muß auch die Kunst lernen, sich herunterzulassen zu denjenigen, welche er lehren soll, wie Paulus, der allen allerlei geworden ist.“ (Wo und wie mag sich diese Kunst wohl lernen lassen?)

Weiter heißt's in derselben Schrift (II, S. 199):

„Viele sagen: Wie sollte uns dieser weisen, was gut ist?“ (Ps. 4, 7.) „Als David in bedrängten Umständen andere lehren und ihnen weisen wollte, was gut sei, so hatten viele ihr Gespött über ihn und sagten: Wie sollte uns dieser weisen? Man findet auch unter jungen Leuten solche, welche ihren Lehrmeister mit verächtlichen Augen ansehen und gedenken, warum sie diesem gehorsam sein und von ihm lernen sollten. Wenn ein Lehrmeister von geringem Stande ist, wenn er kein sonderliches Vermögen hat, wenn er keine äußerliche Figur macht, wenn er die Gunst der Höheren nicht hat, so heißt es besonders von ihm: Was soll uns dieser weisen, weil Kirchen- und Schullehrer unter weltlichem Schutze stehen, so dürfen zwar manche mit Worten und Werken nicht ausbrechen; weil aber gleichwohl die Verachtung im Herzen steckt, so giebt es viele Gelegenheiten, da ein Lehrer solche Verachtung merken kann. Wer sich nun nicht kann verachten lassen, der läßt sich entweder nicht ins Lehren ein, oder er braucht Gewalt, daß man ihn fürchten muß. Ein redlicher Lehrer aber muß sich gefallen lassen, daß er auch von ungescheiten Buben verspottet wird, ja es kommen Zeiten, daß er mit David sagen muß: Ich muß sein wie ein Blinder, der nicht sieht, wie ein Tauber, der nicht hört, und wie ein Stummer, der keine

Widerrede in seinem Munde hat. Vornehme und Gewaltige mögen deswegen nicht lehren, sondern legen sich lieber aufs Befehlen. Zum Lehrstand taugen nur niedrige und demütige Leute."

Wie sehr es diesem Prediger pädagogischer Gerechtigkeit selbst ernst war in dem, was er predigte; und wie viel er daran setzen konnte, um zu erproben, von welcher Tragkraft und Tragweite die von ihm so dringlich empfohlenen Erziehungsmittel: Demut, Sanftmut, Gebet und Geduld seien, davon erzählt sein Biograph ein sonderliches Beispiel (I, S. 56). „Flattich war in jüngeren Jahren sehr zum Jähzorn geneigt. Versahen die Kinder etwas, so war er schnell bei der Hand, lieber sein „do han i jetzund" mit einigen kräftigen Schlägen zu unterstützen, als zurecht zu weisen und Gründe beizubringen. Es ging auch geschwinder und war fühlbarer. Aber sein Gewissen machte ihm oft Vorwürfe darüber, so daß er sich einmal vornahm, die Kinder gar nicht mehr zu schlagen, sondern nur mit Gebet, Sanftmut und Geduld zu ziehen. Freilich war dies das andere Äußerste und läßt sich nicht nachahmen. Was sich aber einmal der liebe Flattich so ernstlich vorgenommen, dabei blieb er auch. Den ersten und andern Tag ging das; denn die Buben dachten, er habe den Stecken nur vergessen, und hole die Schläge morgen nach. Als aber auch am dritten und vierten Tage der Stock ausblieb, da versuchten sie erst kleine und dann immer größere Bübereien, so daß Flattich zuletzt das Unterrichten ganz aufgeben mußte. Er gab aber seinen Vorsatz, nicht mehr zu schlagen, nicht auf, sondern blieb dabei, in Geduld und Gebet auszuharren. Und er, oder vielmehr der Herr hat über die Herzen dieser Knaben gesiegt. Er hat es einem Freunde des lieben Schubert, dem wir manche von diesen Zügen verdanken, mit nassen Augen erzählt: daß diese Knaben, die sich so schwer an ihm versündigten, es ihm mit Thränen, ja fußfällig abgebeten hätten. Ja, er glaubte, daß keiner von ihnen verloren gegangen sei." — (Wie bemerkt, nur als Charakterzug wird dies Exempel aufgeführt; der „Meister am Neckar" war zu bibelfest und lebenskundig, als daß er die äußere Zucht hätte verwerfen sollen. Weiter unten wird darüber sein Urteil folgen.)

3. „Hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich nichts; — die Liebe sucht nicht das Ihre. 1. Kor. 13, 2. 5. — Weil ein Lehrmeister Liebe haben soll, die Liebe aber nicht das Ihre suchet, so soll er nicht gewinnsüchtig und nicht ehrgeizig sein, und nicht seine Bequemlichkeit und gute Tage suchen, sondern sich die Wohlfahrt der jungen Leute angelegen sein lassen. Wer sein weltliches

Glück machen will, der soll ein Stallmeister, oder ein Jägermeister und kein Schulmeister werden, denn von dem Unterricht der Pferde und Hunde genießt man bei der Welt mehr Ehre und mehr Einkommen, als von dem Unterricht der Jugend, besonders wenn man im Christentum und in den nötigen und nützlichen Dingen unterrichtet. Wer bei dem Informieren das Seine, nämlich weltliche Vorteile sucht, der legt sich darauf, daß er schöne und galante Sachen informieren kann, weil die Welt auf die Schönheit und Galanterie sieht" (II, S. 181).

„Wir wissen", — heißt es in der Biographie I, S. 67, — „daß Flattich wenig, oft gar keinen Nutzen von seinen Kostgängern hatte. Doch erzählt er irgendwo, daß ihm manchmal der Gedanke aufgestiegen sei, Ehre oder Nutzen zu suchen, aber er bekennt auch, daß dadurch sein Gemüt in Unordnung geraten sei. Er wurde, wenn er diese unordentlichen Gedanken passieren ließ, parteiisch unter seinen Zöglingen. Bald war er zu schüchtern, bald zu hitzig. Einst brachte ihm ein vornehmer Herr seinen Sohn und versicherte den Pfarrer seiner besonderen Gunst, aber Flattich entgegnete aufs entschiedenste, daß er keine Ausnahme machen könne. „Denn bald müßte ich fragen," sagte er, „ich thue Ihrem Sohne zu wenig, bald zu viel, ja ich müßte nur immer darauf bedacht sein, wie ich alles einrichten möge, daß ich eine Ehre aufhebe und wohl daran werde." — Manchmal stieg ihm auch der Gedanke auf: wenn er doch nur einmal lauter gute Kostgänger beisammen hätte! „Allein mein Wunsch ist nichts und wird auch nichts bleiben," sagt er. Er erklärt geradezu, daß lauter gute Zöglinge ihn hochmütig, lauter liederliche Subjekte aber niedergeschlagen und verdrossen machen würden. — — Er war der Mann auch für die, welche schwache Gaben und Leibesfehler haben. Weil fast niemand an solchen Freude hat, so wird ihnen wenig Liebe bewiesen. So werden sie gewöhnlich lieblos, mißtrauisch, eigensinnig und heimtückisch. Daher kommt wohl auch das Sprichwort: „Je krümmer, desto schlimmer." — „Als ich" — erzählt Flattich (II, S. 65) — „einst ein Subjekt von vornehmem Stande in seinem 17. Jahre bekommen, welcher nicht nur den Lastern sehr ergeben war, sondern auch seinen vorhergehenden Lehrmeistern grob begegnete, und ungeachtet sie allerlei Zwangsmittel gebraucht, er dennoch nichts gelernt, und vielmehr einen rechten Widerwillen gegen das Lernen gefaßt; so trug ich sechs Wochen lang seine Laster und Fehler mit einer überlegten Gelassenheit und suchte alles hervor, um selbige bei mir zu entschuldigen, damit ich die Liebe gegen ihn nicht verlieren möchte. Sodann stellte ich ihm in der Liebe und Höflichkeit vor, wie er durch seine Laster und Ungeschicklichkeiten sich selber schadete. Er ließ sich auch nach und nach überzeugen. Sobald er nun überzeugt war, so bekam er

eine Furcht gegen mich, und ungeachtet ich auch harte Mittel gebrauchte und mit solchen aufstieg, so unterstand er sich doch nicht, sich im geringsten zu widersetzen. Ich hatte zwar nicht sonderlich viel ausgerichtet, weil er im Lernen gar zu weit zurück war, und die bösen Gewohnheiten sich gar zu stark eingewurzelt hatten; doch ist er zu mehrerer Einsicht und Überlegung gekommen und mir erträglich geworden."

Sich im Werk der heiligen Liebe zu üben, war dieses Mannes ernstlicher Entschluß schon in den Studentenjahren gewesen, und darum eben hatte er den Informatordienst zu seinem besondern Lebensberuf erwählt. In demselben fand er immer neue Gelegenheit zu erkennen, „daß der Mensch fast ebensoviel von der Liebe als vom Brote lebe," und darum immer neue Mahnung, sich noch ernstlicher auf das Lieben zu legen. Eine sonderliche Veranlassung aber war diese. „Ein Kostgänger ging auf den Speicher, ohne es zu sagen. Flattich hatte auf einmal eine bange Ahnung, es könnte ein Unglück geschehen sein, und ging ihm nach. Ach, was sieht er? Der Unglückliche hat sich gehenkt. Flattich schnitt rasch den Strick ab; der Selbstmörder kam wieder zu sich. „Warum hat Er denn das gethan?" fragte Flattich. Der verstörte Jüngling sagte: „Sie sind schuld daran." — „Warum denn?" — „Weil Sie den Oettinger mehr lieben als mich." Da sagte der Pfarrer: „Er hat eine so große Freude an Vögeln. Liebt Er denn einen Distelfink nicht mehr als einen Dreckvogel? Er weiß recht gut, was für ein fleißiger, geordneter Mensch der Oettinger ist, dagegen Er ein höchst fauler, ungeordneter, so daß Er einem Dreckvogel ähnlicher ist, als einem Distelfink." Aber im Innern des Pfarrers hieß es: „Du mußt eben lernen, auch den Dreckvogel lieben." Er that's, und der Segen fehlte nicht." —

4. „Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt er's schlafend. Ps. 127, 2. — Es hat Gott die Ordnung gemacht, daß der Mensch durch Fleiß und Arbeit seine Nahrung bekommen soll. Wenn aber hieraus der Mensch den Schluß macht, je fleißiger man sei, desto mehr bekomme man, und wer recht fleißig sei, der bekomme recht viel, so betrügt er sich; denn der Geist Gottes sagt: „Es ist umsonst, daß ihr früh aufstehet rc." Nicht die Arbeit, sondern der Segen Gottes macht reich, denn seinen Freunden giebt er's schlafend. Gleichergestalt, wer geschickt und gelehrt werden will, der muß fleißig sein; aber der bloße Fleiß macht die Sache nicht aus. Es ist ein falscher Schluß: Je fleißiger der Lehrer sei, und je fleißiger die Lernenden seien, desto mehr komme heraus. Die Erfahrung hat die Bauern etwas anderes gelehrt. Denn ein Bauer weiß wohl, daß ein

Acker gedüngt und eingesäet werden muß; allein er schließt daraus nicht, je mehr man den Acker dünge und je mehr Samen man darauf streue, desto mehr gebe er Frucht; denn er sagt, man könne auch einen Acker zu viel düngen und zu viel besäen. Es ist ein Lehrer ein geplagter Mann, wenn er meint, es komme alles auf seinen Fleiß und auf seine Kunst an, und es könnten junge Leute nichts lernen, wenn er nicht beständig an ihnen sei und in sie hineinschwätze. Ein Bauer thut das Seine, und das übrige überläßt er Gott und seinem Segen. Es wäre zu wünschen, daß ein Lehrmeister in seinem Teil so viel wüßte, als ein Bauer in seinem Teil weiß, nämlich was und wie viel er zu thun habe, und was man sodann Gott und der Natur überlassen müsse. Es ist zu bedauern, daß man bei der Unterrichtung und Erziehung der Jugend weniger an den göttlichen Segen denkt, als wenn man einen Acker baut. — Ich habe schon oft wahrgenommen, wie leicht junge Leute etwas lernen, wenn ein Segen bei ihnen ist, und wie schwer es hingegen geht, wenn kein Segen bei ihnen ist."

Flattich hatte aus Schrift und Erfahrung gelernt, was der Segen Gottes auch in der Erziehung vermag, und was für ein eitel jämmerlich Ding es ist um einen Schulmann, der diesen Segen nicht erbeten kann. Er konnte es und vermöge dieses kündlich großen und doch so verborgenen und verkannten Unterrichts- und Erziehungsmittels hat er während seines halbhundertjährigen Informatorenlebens von seinem „Kämmerlein" aus herrliche Thaten gethan, die freilich in dem diesseitigen Buche seines Lebens nicht alle geschrieben werden konnten, weil nur der sie alle weiß, welcher ins Verborgene siehet. Der aber wird sie dereinst auch ans Licht bringen und vergelten öffentlich. Ein paar Exempel mögen doch hier stehen, zur Veranschaulichung, wie er dies privilegierte Erziehungsmittel christlicher Pädagogik ansah, gebrauchte, erprobte und — darin ruhete.

„Einst brachte ihm ein Oberamtmann einen Sohn zum Unterricht und zur Erziehung, sagte aber sogleich beim Eintritt, mit dem Schlingel sei nichts anzufangen; er habe schon alles mit ihm probiert, ihn zu bessern, jedoch fruchtlos. Nun fragte Flattich den Vater, was er denn schon mit ihm gemacht habe. Antwort: Er habe ihn schon unbarmherzig geschlagen, es habe aber nichts geholfen. — „Was weiter?" Er habe ihn schon tagelang eingesperrt, ebenfalls ohne Erfolg. — „Was mehr?" Er habe ihm nichts zu essen gegeben. Flattich fragte wieder, ob er sonst nichts mehr mit ihm versucht habe. Da riß dem Amtmann fast die Geduld, daß er sagte: Was man denn sonst noch thun könne? — „Ei," fragte

Flattich, „haben Sie denn nicht für Ihren Sohn gebetet?“ Da antwortete der Vater fast ärgerlich: „Was kann man für einen solchen Kerl beten? Bei dem ist Hopfen und Malz verloren.“ — „Nun,“ erwiderte Flattich, „was Sie noch nicht für Ihren Sohn gethan haben, das will ich thun; ich will für ihn und mit ihm beten.“ Der Pfarrer hielt Wort, und mit dem Sohn wurde es besser“ (I, S. 37).

„Ein Kostgänger hatte einmal insgeheim eine garstige Büberei begangen. Flattich konnte nicht hoffen, den Thäter durch eine Untersuchung herauszubringen. Während mancher Erzieher hier alle Strenge gebraucht hätte, den Schuldigen ans Licht zu ziehen, that Flattich, als beachte er die Sache gar nicht, informierte ruhig fort, betete aber desto ernstlicher, Gott wolle dem boshaften Thäter das Herz brechen, seine Bosheit zu bekennen. Was geschah? Nach einigen Tagen, als er eben das Zimmer verlassen wollte, zupfte ihn ein Kostgänger hinten am Rock und wünschte, allein mit ihm zu sprechen. Es geschah. Da gestand er unter vielen Thränen, daß er jene Büberei verübt habe, und bat um Verzeihung, die Flattich auch gern gewährte“ (I, S. 61).

„Einst hatte er einen Zögling, der zwar sehr gute Gaben hatte, aber ihm viel Verdruß machte. Wie oft mag ihm Flattich seine Verkehrtheit vorgestellt und ihn dem Erzhirten der Seelen empfohlen haben! Aber wer nicht hören und merken will, muß fühlen. Das traf aber bei diesem Knaben erst nach längerer Zeit ein. Der Herzog lernte den jungen Menschen kennen und beförderte ihn. Es brach aber sein alter Leichtsinn wieder durch, so daß er sich so weit vergaß, über den Herzog zu schimpfen. Dieser ließ aber nicht mit sich spaßen. Er ließ ihn in die Festung Neuffen und nachher ins Zuchthaus in Ludwigsburg sperren. Flattich machte einmal einen Besuch im Zuchthause und sprach mit einigen Züchtlingen. Da stand plötzlich ein Mensch auf. „Sind Sie nicht der Pfarrer von Münchingen?“ sagte er, und nun ging's an ein gründliches Bekennen, als Flattich nach seinem Namen gefragt hatte. „Ich bin Ihr ehemaliger ungehorsamer Kostgänger. Weil ich nicht gefolgt, so bin ich nun im Zuchthause. Ach verzeihen Sie mir doch, daß ich Sie so oft beleidigt habe. Ich danke Gott, daß ich an diesen Platz gekommen bin, denn wenn ich das Weltglück gefunden hätte, so wäre ich ein Kind des Teufels geworden. Aber jetzt hat mich Gott gedemütigt und zur Erkenntnis gebracht. Wenn ich heute sterbe, so weiß ich, daß ich ein Kind der Seligkeit bin.“ So sehr das Schicksal des ehemaligen Kostgängers Flattich schmerzte, so freute er sich doch über seine Umwandlung. Nicht lange nachher starb er im Zuchthause. Der Erzhirte hatte das verlorene Schäflein gefunden und heimgebracht“ (I, S. 62).

„Wie hat doch der Mann seine Zöglinge auf dem Herzen getragen! Das wollte freilich einmal ein Weib aus dem Orte nicht glauben. Die Geschichte war die. Ein Kostgänger, ein verwegener Bursche, war zum Fenster hinaus gestiegen und hatte sich auf einen vorspringenden Balken gesetzt. Er fiel herab, verletzte sich aber nicht. Der Unfall wurde aber schnell im Orte bekannt und es lief alles zusammen. Einige Gemeindeglieder kamen sogar ins Haus und Wohnzimmer des Pfarrers. Es fielen verschiedene Reden; eine benachbarte Frau, die mit dem Pfarrhause besonders bekannt war, beschuldigte den Pfarrer sogar des Leichtsinns, weil er auf seine Kostgänger nicht genug acht habe. Flattich nahm den unbescheidenen, unverdienten Vorwurf mit vieler Sanftmut hin. Einige Tage später aber fiel das jüngste Kind der nämlichen Frau von einem Schemelchen herab und brach den Arm. Da jammerte die Mutter sehr. Flattich besuchte sie teilnehmend, konnte aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sie an den ungerechten Vorwurf zu erinnern, den sie vor etlichen Tagen gemacht hatte. „Do han i do jetzund, ich empfehle meine Kinder und Kostgänger jeden Morgen Gott. Hat Sie das mit Ihrem Kinde heute auch gethan?“ — (I, S. 63.)

5. „Der Teufel ist ein Mörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit. Joh. 8, 44. — Es ist um den Mordgeist und um den Lügengeist etwas Gefährliches. Ein jeder Mensch kann an sich selbst erfahren, daß er von Natur den Mordgeist und Lügengeist in sich hat, und besonders erfährt solches auch ein Lehrer. Den Mordgeist erfährt man bei dem Informieren und bei der Zucht, wenn es nicht geht, wie man will, und wie man glaubt, daß es gehen könnte und sollte; denn da kommt man in einen Unwillen, man wird grimmig, man schlägt unbesonnen drein, man stößt einen jungen Menschen mit Ungestüm von sich, man fährt mit Scheltworten und andern harten Reden aus, ja, wenn es nicht auf verborgene Weise von Gott verhütet würde, wie manche Mordthaten würden von den Lehrern begangen! Und wenn auch schon die groben Ausbrüche in Worten und Thaten unterbleiben, so geschieht es doch leicht, daß man einem jungen Menschen feind wird und ihn haßt, wovon aber die Schrift sagt: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger.“ Wenn ich es oft am wenigsten vermute, kann mich ein grammatischer Fehler, oder eine andere Ungeschicklichkeit, oder auch eine Unart, oder eine andere geringe Ursache aufbringen, daß ich im Herzen den Mordgeist fühle und sowohl die Verderbnis der menschlichen Natur als die List des „Feindes“ erfahre. Es erregt sich aber der Mordgeist um desto mehr, wenn man Ehre bei Menschen aufheben und deswegen bei jungen Leuten

gern viel zuwege bringen möchte. — Der Lügengeist äußert sich bei dem Informieren, teils wenn man ihnen Dinge beibringt, die nicht wahr sind, teils wenn man falsche Mittel gebraucht, damit sie etwas lernen sollen, teils wenn man sie zum Ehrgeiz anführt ꝛc. Weil den Menschen von Jugend auf so viel Lügen und so viel Falsches beigebracht und eingeprägt wird, so ist kein Wunder, daß so viele Leute verkehrt denken und urteilen, indem die meisten so bleiben, wie sie aufwachsen. Diejenigen aber, welchen die Augen aufgehen, werden gern mißtrauisch und wollen fast niemand mehr glauben, weil sie erfahren haben, daß man sie in so vielen Stücken beredet und belogen hat. Es hat sich demnach ein Lehrer auch besonders vor dem Lügengeist zu hüten" (II, S. 216). (Sollte nicht auch das ein Dienst sein, der dem Vater der Lüge geleistet wird, wenn Lehrer in Kirche und Schule tiefe und große Wahrheiten mit möglichster Emphase im Munde führen, die weder in ihr gesamtes Denken, noch in ihr Thun eine durchgreifende Einwirkung ausgeübt haben und also in ihrem Munde nichts weiter als Gemeinplätze oder gar Phrasen sind, davon zu schweigen, wenn ihr Denken sich in bewußtem Widerspruch damit befindet? Ist nicht das erste Stück christlicher Waffenrüstung der Gürtel der Wahrheit, also subjektiv: Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit? (Eph. 6, 14). Es ist ein wunderlich Ding in der Welt: die „Ketzer" werden nach Möglichkeit eingeengt, die „Schwätzer" aber dürfen sich ungehemmt ausbreiten und mit ihren Wassern das Land überschwemmen und die Seelen ersäufen.)

6. „Ein munteres, gelassenes Gemüt hilft sehr zum Informieren. Denn weil junge Leute munter sein sollten und auch meistens sind, so ist ihnen ein Lehrmeister von einem munteren und gelassenen Gemüt und Wesen angenehm, so daß sie mit Lust lernen. Daher Leute, welche kränklich oder sonst verdrießlich sind, oder welche keine Freude an jungen Leuten haben und sich zum Informieren zwingen müssen, zum Informieren nicht recht geschickt sind. Es muß also ein Lehrmeister seine Gesundheit wohl in acht nehmen, sich so viel möglich vor allem hüten, was ihm Verdruß machen kann, im Informieren selbst nicht alles genau nehmen, sich einer Munterkeit befleißigen, und wider seine Affekte kämpfen. Man ist zwar nicht einen Tag wie den andern, doch muß man sich nach Möglichkeit selbst zwingen und sich bestreben, einen Tag wie den andern zu sein. Denn wenn man sich bestrebt, so kommt man nicht gar zu weit ab" (II, S. 72).

7. „Man muß einen Unterschied machen zwischen dem Lernen und den Fortschritten. Das Lernen ist die Arbeit, die Gott befohlen, und die

Fortschritte sind der Segen, so nicht bei Menschen, sondern bei Gott steht. Da nun junge Leute nicht müßig gehen sollen, so muß man sie ernstlich zum Lernen anhalten. Hingegen mit Zanken, Schelten und Schlägen die Fortschritte erzwingen wollen, ist ebensoviel, als ob man Gott zwingen wollte. Wenn nun junge Leute lernen und gleichwohl keine merklichen Fortschritte haben, so muß man nicht ungeduldig werden. Vielmehr, weil sie eher Ursache hätten, ungeduldig und verdrießlich zu werden, weil sie bei ihrem Lernen keinen Fortgang spüren und mithin bei ihrer Last kein Vergnügen empfinden, so muß man ihnen zusprechen, und ihnen Hoffnung machen, daß es gelingen werde, wenn sie in ihrem Fleiße anhalten würden. — Weil es nun viele harte Köpfe und schüchterne Leute giebt, so ist die Geduld das Vornehmste an einem Lehrmeister, und wer solche nicht lernen will, soll auch keiner werden" (II, S. 46).

„Eine Freude an jungen Leuten und am Informieren haben, ist ein Haupt-Erfordernis an einem Lehrmeister. Man kann aber diese Freude leicht verlieren, wenn man sich in angenehme Kompagnien und andere Ergötzlichkeiten einläßt. Es ist daher gut, wenn man sich in andere Dinge nicht viel einläßt, welche einem die jungen Leute und das Informieren verleiden, und zwar muß ein jeglicher auf sich selbst acht haben und sehen, welche Dinge ihm solches Entleiden verursachen. Es kommen auch manchmal Perioden, da es einem entleidet, ohne daß man weiß, warum. Man muß aber zu solcher Zeit gleichwohl fortmachen, wie vorher, so wird auch der Mut wiederkommen, ohne daß man merket, wie. Je mehr man aber sich allerlei widrige Vorstellungen macht, desto mehr entleidet es" (II, S. 72).

8. „Ein Lehrer muß auch wissen, wie man das Lehren einrichten solle, damit er selbst dabei lerne. Denn man findet, daß viele Schulmänner zwanzig, dreißig und mehr Jahre informieren, und gleichwohl weder in den Sachen, so sie informieren, noch in der Methode zu informieren, noch in andern Dingen, so man dabei lernen kann, sonderlich weit kommen; — worüber man sich nicht verwundern darf, indem einige bloß fronen und froh sind, wenn ihre Informationsstunden vorbei sind, einige das Nachdenken nicht gelernt haben, einige um des Eigensinns willen immer auf einer Leier bleiben, einige durch ihre ökonomischen Geschäfte oder andere Dinge zu viel beunruhigt werden, einige nicht imstande sind, Beobachtungen und Schlüsse zu machen ꝛc.; — überhaupt: wenn man das Informieren bloß als ein Handwerk treibt, so giebt's kein Weiterkommen" (II, S. 70).

Mit der Persönlichkeit des Lehrers zusammenhängend, und doch davon zu unterscheiden, ist der Kredit, das Vertrauen, welches der Lehrer bei den Schülern und Eltern genießt. Es bildet den Übergang von den Erziehungskräften zu den Erziehungsmitteln, und ist um so wichtiger, als es die Existenz der Schule neben der Familie gleichsam erst moralisch legalisiert, und für das Gedeihen des dort ausgestreuten Samens die Fundamental-Bedingung, die rechte Luft, das rechte Klima schafft. Darüber sagt Flattich wahr und treffend:

9. „Es ist an jungen Leuten etwas Gutes, daß sie gern glauben, und zwar vornehmlich ihren Eltern und Lehrmeistern, so daß sie das, was sie von ihren Eltern und Lehrmeistern hören, als einen starken Beweis anführen. Es kann sich dieses ein Lehrmeister recht zu nutz machen, indem er dadurch jungen Leuten viele Wahrheiten und viel Gutes leicht beibringen kann. Dahingegen, wenn einem die jungen Leute nicht glauben, es viele Zeit und Mühe kostet, bis sie nur aufmerksam sind, und man mit vieler Beschwerlichkeit die Hindernisse forträumen muß, die sie wider die Wahrheit und das Gute machen. Die Leichtgläubigkeit ist auch dazu gut, daß man junge Leute leicht im Gehorsam erhalten kann. Es muß demnach ein Lehrmeister sich angelegen sein lassen, daß er solchen Glauben von jungen Leuten bekommt und erhält; welches geschieht, wenn er gegen sie sich gescheit, tugendsam, gerecht und redlich bezeugt, und besonders, wenn er nicht lügt, und wenn das, was er ihnen sagt, wahr und gut ist“ (II, S. 76).

10. „Die Eltern können einem Lehrmeister zu einer Erleichterung, aber auch zu einem Hindernis und einer Beschwerlichkeit werden. Wenn Eltern ihre Kinder wohl ziehen, auf das Lernen und eine Ordnung dringen, die Maximen des Lehrmeisters billigen, den Respekt und Gehorsam gegen ihn ernstlich einschärfen und sich selbst auch billig gegen ihn beweisen, so wird der Lehrmeister erleichtert. Wenn aber Eltern sich keine Zucht angelegen sein lassen, wenn sie die Maximen und Einrichtungen des Lehrers verachten und verwerfen, wenn sie ihren Kindern gegen ihn eine Verachtung beibringen und ihn selbst verächtlich behandeln, wenn sie das Gegenteil von dem befehlen, was der Lehrmeister befohlen, so sind sie ihm zu großer Beschwerlichkeit und Hindernis. Ja ein Lehrer hat oft von den Eltern mehr Beschwerlichkeit und Verdruß, als von den Kindern selbst. Will er an jungen Leuten etwas Gutes ausrichten, so muß er sich oft mehr darauf besinnen, wie er sich gegen die Eltern, als gegen ihre Kinder verhalten wolle; ja man muß sich um der Wohlfahrt junger Leute willen recht Mühe geben, wie man sich bei den Eltern in guten Kredit setzen wolle.

Absonderlich können einem die Mütter wegen ihres Verzärtelns und Nebendingen, so sie prätendieren, vieles zu schaffen machen."

„Es muß aber ein Lehrmeister nicht meinen, als ob die Eltern ihm gar nichts einwenden dürfen, denn Kinder sind der Eltern Eigentum, woran ihnen viel gelegen. Denn wenn die Kinder nichts lernen oder übel geraten, so fallen sie den Eltern heim, und sie haben nichts als Herzeleid, Schande und Schaden. Von dem Lehrmeister kommen sie weg, und wenn sie nicht gut thun, so hat er weiter keinen Schaden, als üble Nachreden. Es ist demnach ein Lehrmeister verbunden, auf der Eltern Begehren ihnen Rede und Antwort zu geben, warum er etwas so und nichts anders mache. — Er muß auch überlegen, ob dasjenige, was sie auszusetzen haben, gültig oder ungültig sei. Ist es gültig, so soll er es verbessern; ist es ungültig, so muß er sie mit Höflichkeit und Bescheidenheit eines Bessern belehren. Ein Lehrmeister muß nicht eigensinnig sein. Denn die Weisheit läßt ihr sagen."

B. Winke und Ratschläge hinsichtlich besonderer Fragen der Erziehung und des Unterrichts, und Bemerkungen über Schuleinrichtungen und den Schulzustand.*)

1. Eine sonderliche Kur. „Eines Tages trat Flattich unerwartet ins Zimmer. Die Knaben saßen um den Tisch herum und waren ganz bestürzt. „Was giebt's? Ach, ich seh' es schon. Was ist Trumpf? Heraus damit, ihr habt Karten gespielt." Die Knaben bekannten. „Nun her mit den Karten," sagte Flattich, setzte sich an den Tisch, mischte und teilte jedem einige Karten aus. Die Knaben sahen sich verwundert an; der Pfarrer fängt an zu spielen, und spielt fort, als ob er nicht aufhören könnte. Stunde um Stunde vergeht, die Nacht bricht an, der Pfarrer hört nicht auf. Die Knaben werden schläfrig, aber Flattich zwingt sie zur Munterkeit und zum Spiel. So nötigt er die Widerstrebenden, in welchen Staunen, Scham, böses Gewissen, Müdigkeit und Schläfrigkeit zusammen-

*) Unter den gesonderten Rubriken: Erziehung — Unterricht — Schuleinrichtung und Schulstand —, hatten wir uns eine ziemliche Reihe Flattich'scher Erfahrungen und Bemerkungen ausgewählt und zusammengestellt. Der knappe Raum gebietet aber, nochmals auszuwählen: so ist das nun Folgende als ein dürftiger Rest übriggeblieben. — Es wäre eine zwar nicht leichte, aber schöne und lohnende Arbeit, wenn ein Lehrer in „Flattichs Leben und Schriften" sich so heimisch machte, daß er eine geordnete Erziehungs- und Unterrichtslehre nach Flattich'schen Grundsätzen daraus zusammenstellen könnte. Versteht sich — nur zu seinem Bedarf; schon der Segen während der Arbeit würde die Mühe reichlich lohnen.

wirkten, ihnen das Spiel zu entleiden. Sie müssen aber ausharren bis an den lichten Morgen. Jetzt waren ihre Herzen mürbe, um die herzlichen Ermahnungen ihres Erziehers anzunehmen. Keiner dieser Knaben hat je wieder eine Karte angerührt."

2. Büberei und Sünden — kindisch und sündlich. „Eltern und Lehrmeister müssen bei jungen Leuten einen Unterschied machen zwischen dem, was in zunehmenden Jahren von selbst wegfällt, und dem, was bleibt und mit den Jahren wächst. Schnellen, Ballwerfen, Schlittenfahren u. dgl. hört mit zunehmenden Jahren von selbst auf; hingegen Müßiggang, Saufen, Stehlen, Kalumnieren nimmt mit den Jahren zu. Was nun künftig von selbst wegfällt, hat man nicht sonderlich zu achten. Was aber bleibt und wächst, das hat man zu überlegen, ob man es gestatten dürfe oder nicht. Wer diesen Unterschied nicht erwäget, der kann manches für groß ansehen, was gering ist, und manches für gering, was wichtig ist. Ja man kann sich öfters viele Mühe geben, wo es unnötig ist, und vieles unterlassen, woraus in Zukunft ein großer Schaden entsteht. Man hat nämlich bei jungen Leuten vornehmlich auf das Zukünftige zu sehen, — wie man einen jungen Baum pflanzt, nicht daß er zur gegenwärtigen Zeit eine Figur machen, sondern daß er in Zukunft viele Früchte tragen solle. — — Man will öfters von jungen Leuten haben, sie sollen nicht kindisch und bübisch sein, sondern wie die Männer sich beweisen und eine gesetzte Lebensart haben. Wer will aber von einem Kalbe fordern, daß es nicht springe? Man kann zwar bald machen, daß einem Kalbe das Springen vergeht, indem man es nur kreuzlahm zu schlagen braucht. Allein man wird wenig davon haben. Wenn die Jungen wären wie die Alten, so hätten sie der Alten Aufsicht und Anführung nicht nötig. Paulus sagt: Da ich ein Kind war, that ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge, da ich aber ein Mann war, legte ich ab, was kindisch war. Man muß sich demnach auch Bübereien gefallen lassen, und zwischen diesen und zwischen Sünden einen großen Unterschied machen. Man ahndet heutzutage meistenteils die Bübereien mehr als die Sünden. Da man die Ambition so hoch treibt, so will man den Buben die Unarten vor der Zeit abthun. Da sollen Buben keine Buben, sondern Herren, und Mädchen keine Mädchen, sondern Jungfern sein, damit die Eltern mit ihnen prangen können. Daß junge Leute zu gewissen Zwecken, besonders in Gegenwart älterer und höherer Personen, eingezogen sein sollen, hat seine Richtigkeit. Daß sie aber unähnliche Qualitäten besitzen sollen, ist dem Laufe der Natur nicht gemäß. Es kann manches bei jungen Leuten schön in die Augen fallen, welches üble Folgen hat" (II, S. 111).

3. Gehorsam. — Strafen. „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir. Matth. 11, 29. Christus verbindet hier den Gehorsam und das Lernen miteinander, und zwar so, daß er den Gehorsam voran, und auf diesen das Lernen setzt. Nämlich zuerst will er, daß man sich ihm unterwerfen und sein Joch auf sich nehmen soll, und wenn man sich zu diesem bequemt habe, so soll man Achtung geben und Fleiß anwenden, daß man etwas Gutes und Nützliches von ihm lerne. Ebenso muß auch bei jungen Leuten der Gehorsam und das Lernen miteinander verbunden werden. Der Gehorsam ohne den Fleiß besteht nicht lang, denn wenn junge Leute müßig sind und nichts zu thun haben, so treiben sie allerlei Mutwillen und werden eigensinnig und ungehorsam. Daher wenn man gehorsame Kinder haben will, so muß man ihnen etwas zu thun geben. Das Lernen ohne Gehorsam geht nicht wohl von statten, wenn es auch gleich eine Zeitlang einen noch so guten Schein haben sollte; denn die Erfahrung lehrt vielfältig, wenn man bei jungen Leuten bloß aufs Lernen und auf keinen Gehorsam sieht, was für üble Folgen entstehen: teils, daß im Lernen nichts herauskommt, und teils, daß sie böse und schädliche Leute werden. Weil nun mit dem Lernen der Gehorsam verbunden sein soll, so ist billig, daß einem Lehrmeister über Lernende eine Gewalt gegeben werde, daß sie ihn fürchten und ihm gehorsam sind. Ich habe schon selbst erfahren, daß man junge Leute oft bloß deswegen nicht lehren kann, weil sie ungehorsam und keines Gehorsams gewohnt sind, weshalb ich es nicht sonderlich achte, wenn ein junger Mensch im Lernen nicht viel zu mir bringt, wenn er nur gehorsam ist. Denn wenn der Gehorsam vorangeht, so gehet auch das Lernen desto besser, und bei dem Gehorsam kommt im Lernen doch wenigstens etwas heraus" (II, S. 169). — „Es ist auch bei manchen jungen Leuten nötig, Ruten und Stecken oder andere Strafen zu gebrauchen, wie solches nicht nur die Erfahrung, sondern auch die Schrift beweist. Es ist aber eine Kunst, solche Mittel bei den rechten Subjekten zu rechter Zeit auf gehörige Art mit der dazu erforderlichen Gemütsverfassung anzuwenden. Diese Kunst habe ich nicht gelernt und deswegen fast allemal, so oft ich dergleichen Mittel gebrauchte, mehr Schaden als Nutzen angerichtet. Warum ich mich aber auf diese Kunst nicht legte, geschah deshalb, weil ich meistens solche Kostgänger bekam, an welche solche Mittel vorhin probiert worden und nicht angeschlagen hatten. Weswegen ich es auf eine andere Art zu versuchen mir vornahm. Ich halte aber dafür, daß viele hierinnen zu viel und ich hingegen zu wenig thue. Weil ich ein hitziges Temperament hatte, war ich schüchtern, mich auf diese Kunst zu legen, als wozu hauptsächlich ein gesetztes Gemüt erfordert wird" (I, S. 57).

4. Ein methodischer Umweg. „In Tübingen informierte ich" — erzählt Flattich irgendwo — „den Sohn eines Doktors. Ich sah, daß dieser Nachdenken hatte, warf alle Sprachen weg und fing das Rechnen mit ihm an, daß er mir im Kopfe zwei- bis dreifache Zahlen multiplizieren mußte. Ich ließ auch Studenten bei, die mit ihm „Mühleziehen" und „Dame" spielten. Sein Vater sagte nach sechs Wochen, das leide er nicht. Ich antwortete, wenn ich ihn informieren sollte, müßte er mir Freiheit lassen. Ich machte fort, führte ihn in die Mathematik. Nach verflossenem halben Jahr ging ich in die Studien mit ihm hinein. Da lernte er dann leicht. Sein Vater sah es und sagte, wenn andere Studenten ihn fragten, wie sie ihre Studien anzugreifen hätten, sie sollten nur mich fragen" (I, S. 9).

5. Erst Anschauung — dann Begriff. „Die Information kann auf zweierlei Art geschehen, nämlich durch Zeigen und durch Lehren. Das Zeigen geschieht, wenn man einem etwas vormacht, oder einen auf Exempel führt; mithin betrifft das Zeigen einzelne Fälle. Das letztere aber geschieht in Beziehung auf allgemeine Dinge. — Bei jungen Leuten muß man mit dem Zeigen anfangen, indem sie zu dem Lehren nicht fähig sind. — Man muß daher einem Anfänger gar keine Regeln geben, sondern alles durch Exempel laufen lassen, wie unten weiter wird ausgeführt werden" (II, S. 58). — „Es ist wunderbar, wie ein kleines Kind zum Gebrauche des Verstandes kommt. Anfänglich thut es nichts als essen und trinken. Weil aber Gott den Menschen und absonderlich den Müttern eine Liebe gegen kleine Kinder eingepflanzt hat, so macht man allerlei mit ihnen, wodurch sie zur Aufmerksamkeit gebracht werden. Durch die Aufmerksamkeit wird der Verstand rege gemacht, welcher sich an sinnlichen Sachen je länger je mehr äußert. Wenn sie den Verstand an sinnlichen Sachen einige Jahre gebraucht haben, so lernen sie solche Sachen miteinander vergleichen und merken die Ähnlichkeit derselben, daß sie allgemeine Begriffe fassen. Vermittels der allgemeinen Begriffe lernen sie endlich Schlüsse machen. Es ist demnach der Mensch anfänglich bloß sinnlich, hernach verbindet er mit den Sinnen den Verstand, und endlich lernt er auch den Verstand allein gebrauchen. Da nun die Natur diesen Weg an die Hand giebt, so ist solcher wichtig. Wenn also ein junger Mensch etwas Neues lernen soll, so muß man nicht sogleich bei dem Höchsten, nämlich dem Allgemeinen anfangen, sondern man muß zuerst die Sachen sinnlich vorstellen, oann die einzelnen Sachen, welche er wohl gefaßt, in eine Vergleichung bringen und durch solche Vergleichung erst das generale begreiflich machen" (II, S. 84).

6. Jedes Wort Gottes hat tiefen Sinn — suche den nächsten. „Wenn man an einer Sache mit bloßem Auge viel wahrnehmen und unterscheiden kann, so läßt sich noch viel mehr daran wahrnehmen, wenn man sie mit einem Vergrößerungsglas betrachtet. Nimmt man wieder ein besseres Vergrößerungsglas, so siehet man noch mehr davon. Kann man nun das Geringste in der Natur nicht ganz ausforschen und auslernen, wie viel weniger kann man einen Spruch (der heiligen Schrift) erschöpfen oder ganz verstehen! Weil nun die Wahrheit einen unerschöpflichen Sinn hat, so muß man zuerst nur den nächsten Sinn eines Spruches nach dem allgemeinen Verstand aufsuchen. Hat man den nächsten und deutlichen Begriff davon, so kann man erst weiter gehen, daß man eine tiefere Einsicht davon bekommt" (II, S. 34.)

7. Anschaulich lehren, nicht abstrakt docieren und noch weniger Abstrakta maschinenmäßig auswendiglernen lassen. „Der Herr sprach zu Jonas: dich jammert des Kürbis, und mich sollte nicht jammern Ninive, der großen Stadt? Jonas 4, 10. Es ist merkwürdig, daß Jonas ein Prophet und erleuchteter Mann war und gleichwohl an einer sinnlichen Sache von Gott belehrt und überzeugt werden mußte. Man möchte gedenken, der Prophet Jonas sollte durch keine gemeinen, sondern durch tiefe Wahrheiten überführt werden, daß Gott der Stadt Ninive auf ihre Buße mit Recht geschont habe. Allein Gott läßt dem Jonas den Kürbis, welchen er ihm zum Vergnügen wachsen ließ, verderben. Da ihm nun dieses Verderben großen Verdruß erweckte, so sollte er daran lernen: wie ihn der Kürbis jammere, also jammere Gott noch viel mehr der großen Stadt Ninive. Man hat hierbei zu merken: wenn ein Prophet auf eine so sinnliche und einfältige Art unterrichtet worden ist, daß man noch viel mehr bei dem Unterricht der jungen Leute einer sinnlichen und leichten Art sich befleißigen solle. Man ist jungen Leuten gewöhnlich zu abstrakt und zu hoch, daß sie es nicht verstehen und fassen. Daher kommt es, daß man sie so viel auswendig lernen läßt, indem man nicht weiß, wie man ihnen eine Sache auf eine andere Art beibringen solle; und zwar gedenkt man bei diesem Auswendiglernen, es sei doch solches eine Beschäftigung für junge Leute, daß sie nicht müßig sein können, und wenn sie zu mehr Verstand kommen, daß sie es alsdann verstehen, so hätten sie den Nutzen davon, daß sie es dann nicht erst ins Gedächtnis bringen müßten. Nun kann man zwar dies nicht ganz verwerfen; dennoch aber mag es nicht die beste Methode sein, weil in der Bibel nicht vorkommt, daß man seine Kinder maschinenmäßig aus-

wendig lernen lassen solle. Denn ein anderes ist es, den Kindern das göttliche Gesetz einschärfen, und ein anderes, es nur von ihnen auswendig lernen lassen" (II, S. 201).

8. Der deutsche Sprachunterricht (Schriftsprache — Dialekt). „Es kommt sehr viel darauf an, daß junge Leute in der Muttersprache recht geübt werden. Denn in solcher bringt man ihnen bei, was sie lernen sollen. Wenn sie nun solche nicht verstehen, so können sie auch dasjenige nicht verstehen, was man ihnen sagt. Daher auch manche junge Leute, die einen guten Verstand haben, für dumm angesehen werden, bloß deswegen, weil sie nicht besser (hoch-) deutsch können. Mancher Lehrer ist deswegen jungen Leuten oft unverständlich, weil er zu gut deutsch spricht, daher man sich auch der Sprache der jungen Leute anbequemen muß. Denn ein Stammelnder versteht einen Stammelnden besser (balbus balbum rectius intelligit). Die Muttersprache macht einem Lehrmeister viel mehr zu schaffen, als man sich gewöhnlich vorstellt, absonderlich wenn junge Leute keinen rechten Umgang haben. — Denn ein anderes ist Küchendeutsch, ein anderes gut deutsch verstehen" (II, S. 85).

9. Die allgemeine Schulpflichtigkeit. „Da ich einmal" — erzählt Flattich — „als Pfarrer in Metterzimmern nach Stuttgart zu dem damaligen Herrn Direktor des Konsistoriums Schäfer kam, und er mich fragte, wie meine (Gemeinde-) Schule beschaffen sei, und ich ihm antwortete: eben mittelmäßig, weil diese Kinder im Sommer nicht viel in die Schule kommen, indem sie teils arbeiten, teils die Kinder verwahren müssen; so sagte er zu mir: ich solle genauer über die vom Konsistorium vorgeschriebene Schulordnung halten; worauf ich sagte: ich wolle es thun, wenn er mir jährlich 300 Gld. dazu gebe. Denn im Waisenhause könne man Schulordnung machen und halten, weil die Waisenkinder ernährt und gekleidet werden. Wenn er mir also jährlich 300 Gld. zur Erhaltung der armen Kinder in Metterzimmern gebe, so könne man auch in der Schule zu Metterzimmern eine Ordnung machen und halten. Hierauf sagte der Herr Direktor: man gebe vom Konsistorium zwar Gesetze aufs Land, aber ein ehrlicher Pfarrer müsse überlegen, was ausführbar sei!" — (II, S. 39). (Vgl. das echt Flattich'sche Gespräch mit dem Herrn von Herling über denselben Gegenstand II, S. 34—36.)

10. Monitoren. „Es ist zwar die Sonne das Hauptlicht, wodurch unsere Erde beleuchtet wird; es scheint aber auch die Sonne auf den Mond, wodurch er nicht nur beleuchtet wird, sondern auch unsern Erdboden durch das Zurückwerfen der Strahlen beleuchtet. Wenn man demnach mehrere junge Leute zu informieren hat, so muß man eine solche

Einrichtung treffen, daß einer vom andern lernt. Es wäre uns des Nachts, wenn die Sonne unter dem Horizont ist, manchmal gefehlt, wenn uns der Mond nicht schiene. Ebenso, wenn der Lehrmeister nicht zur Hand ist, so ist es eine gute Sache, wenn einer von dem andern lernen kann. — Es kann auch öfters ein junger Mensch dem andern etwas *besser* zeigen, als der Lehrmeister. — Es *muntert* auch einer den andern auf; wie denn mancher bloß um seiner Kameraden willen dies oder jenes lernt und fleißig ist, indem er nicht der Schlechteste sein will oder auch denkt, wenn andere es lernen, so könne und wolle er's auch lernen" (II, S. 86).

11. *Die gemeine deutsche Schule.* „Wenn ein junger Mensch eine gewisse Sache lernen soll, so muß man überlegen, ob er in all demjenigen auch geübt sei, so erfordert wird, wenn er eine solche Sach erlernen soll. — Als eine hohe Standesperson mich ersuchte, deren Söhnlein in Kost und Information anzunehmen, und ich bei der Prüfung merkte, daß er im Lesen und Schreiben noch schwach war, so sagte ich, er tauge nicht in mein Haus, bis er etwa noch ein Jahr älter und geübter wäre. Da ich nun gefragt wurde, ob man inzwischen einen *Magister zum Hauslehrer* annehmen sollte, so gab ich zur Antwort: die *wenigsten* hätten das *Informieren* und besonders in *geringen* Dingen gelernt, und den *meisten Magistris* sei es nicht um das Informieren zu thun, wenn sie auch gleich eine Hauslehrerstelle annehmen, sondern sie hätten gemeiniglich andere Absichten dabei. Da ich nun ferner gefragt wurde, ob man ihn in die *lateinische* Schule schicken sollte, so riet ich: weil die deutschen Schulmeister *in Fleiß und Geduld*, einen lesen und schreiben zu lehren, am besten geübt seien, so halte ich für das ratsamste, daß man einen *deutschen* Schulmeister nehme, *und zwar so, daß der Junker in die deutsche Schule gehe* und der Schulmeister täglich eine bis zwei Stunden in das Haus komme und privatim ihn unterrichte.*) Ich verwunderte mich, daß dieser vornehme Mann meinem Rate folgte; indem sonst selbst geringere Leute mit ihren Kindern hoch hinaus wollen, und sich schämen, einem Schulmeister gute Worte zu geben. Es hat auch der Junker dabei mehr profitiert, als er bei mir profitiert

*) Damals mußten wohl die „*vornehmen*" deutschen Schulen, die heutzutage als „Vorbereitungsklassen" für Gymnasien, Real- und höhere Töchterschulen oder als Privatschulen so beliebt und patentiert sind, noch nicht erfunden sein. Wie möchte der alte „Meister am Neckar", der auch seine *pädagogischen* Grundsätze nach der *heiligen Schrift* normierte und lebenslang Gott dankte, daß er in der Jugend die geringen Leute „ästimieren" gelernt hatte, jetzt einer hohen Standesperson in der fraglichen Angelegenheit raten?

haben würde. — Nachgehends da er zu mir kam, durfte ich mich bei dem Deutschen nicht lange aufhalten, und der ungehinderte und gute Fortgang im Lateinischen machte ihm hernach desto mehr Lust" (II, S. 122).

12. Warum hat der Schulstand wenig Ehre, Dank und Lohn? „Wenn junge Leute etwas lernen und geraten, so wird der Lehrmeister für einen gescheiten und ehrlichen Mann gehalten, wenn aber dies nicht ist, so werden ihm viele Fehler beigemessen, und er wird für liederlich angesehen. Da es nun nicht in des Lehrmeisters Macht steht, daß ihm junge Leute geraten, so muß er sich gefallen lassen, durch gute und böse Gerüchte zu laufen. Die guten sollen ihn aufmuntern, und die bösen Gerüchte sollen ihm teils zur Demütigung, teils auch dazu dienen, daß er nicht bloß Menschen gefällig wird, sondern was er thut, daß er es um Gottes und des Gewissens willen thue. Wenn ein Lehrmeister nur sucht, Ehre bei den Menschen aufzuheben, so wird es ihm gewiß bald entleiden, indem er mehr üble als gute Nachreden hört, und mehr Undank als Dank erlangt. Man muß zufrieden sein, wenn man unter zehn einen einzigen dankbaren Samariter bekommt. Es sind auch die meisten Eltern so geartet, daß sie es bloß ihrer Kinder Gaben zuschreiben, wenn solche etwas lernen. Wenn sie aber nichts oder nicht viel lernen, so muß die Schuld auf dem Lehrmeister liegen. Daher ist es kein Wunder, wenn mancher das Informieren fürchtet, wenn er auch schon die gehörige Fähigkeit dazu hat, oder daß auch mancher bloß um des Geldes willen informiert." — „Je heilloser das Geschäft ist, desto weniger steht man in die Länge dabei aus; daher kommt es auch, daß man solche Geschäfte so hoch belohnt. Z. Ex.: Ein Drescher, der ein nützliches Geschäft hat, bekommt des Tages nur sechs Kreuzer. Was hat hingegen ein Komödiant für einen hohen Lohn! Da mir ein gewisser Herr erzählte, daß ein Komödiant noch einmal so viel Besoldung bekomme, als er, so sagte ich zu ihm: die Besoldung eines Komödianten sollte noch größer sein; denn weil es z. B. bei einem Schieferdecker todesgefährlich sei, so müsse man ihm seine Mühe teuer bezahlen. Bei einem Komödianten aber sei es nicht nur todes- sondern höllengefährlich. Dem könne man also nicht genug Lohn geben; was man ihm gebe, sei noch zu wenig" (II, S. 89. – 181. — 38). Mark. 8, 36. 37; 1. Tim. 6, 6—16.

IV.

Das ist der Versuch eines Lebensbildes des lieben, teuren Flattich. Haben die Lehrer daraus den Mann noch nicht lieben gelernt, so ist es unsere Schuld, so haben wir sein Porträt nicht getroffen: der Mann selbst ist gewiß der Liebe und der ernstesten Beachtung wert. Auch sei es dem Urteil des Lehrers anheimgegeben, ob er die Überschrift „ein pädagogisches Original“ gerechtfertigt finden will oder nicht. Wir an unserm Teil haben übrigens noch einen besondern, nicht genannten Grund für diese Bezeichnung, und würden, selbst wenn uns nichts weiter als dieses von ihm bekannt wäre, dem unscheinbaren, wenig gekannten „Meister am Neckar“ vor allen deutschen Pädagogen unbedenklich den Titel „Original“, in der höchsten und edelsten d. i. in der christlichen Bedeutung des Wortes, zuerkennen. Zur genauen Darlegung und Begründung fehlt hier der Raum; wir müssen uns auf einen nackten Ausspruch unseres Gedankens beschränken: Flattich sehnte sich und suchte nach einer biblischen Pädagogik. — —

In Ansehung des Unterrichts und der Erziehung nämlich — so glauben und hoffen wir mit Zuversicht — wird in dem Reiche unseres Herrn Jesu Christi die biblische Pädagogik das letzte Wort behalten.

Ein alter und ein neuer rheinischer Schulmann und Reformprediger.*)

(Aus dem Evang. Schulblatt 1864 und 1865.)

I. Adolf Clarenbach.

Da, wo der Rhein aus den ihn begleitenden romantischen Bergen heraus- und in die, links schnell sich erweiternde Ebene hineintritt, — beim Siebengebirge, in der Nähe der Musenstadt Bonn — beginnt auf dem rechten Ufer von der Sieg bis zur Ruhr das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Berg. Diese, jetzt zur preußischen Rheinprovinz gehörende Landschaft, das „bergische Land" genannt, zählt bekanntlich zu den eigentümlichsten Strichen unseres vielgestaltigen deutschen Vaterlandes. Die

*) Die Überschrift könnte auch heißen: „Blicke in das kirchliche Leben vom Standpunkte der Schule." Wir bemerken dies, um anzudeuten, wie die nachstehenden Mitteilungen gemeint sind, und mit welchem Rechte dieselben in einem Schulblatte stehen können. Nach unserer Meinung ist nicht bloß rätlich, sondern dringend nötig, daß die Schulmänner aller Gegenden das kirchliche Leben scharf darauf ansehen, ob auf seinem Boden und in seinem Klima die christliche Schule in der That das finde, was sie dort zu finden wünschen muß und zu suchen das Recht hat. Mag das Ziel der Schulgeschichte „die freie Schulgenossenschaft auf dem Boden der Kirche" sein oder irgend eine andere Verfassungsform, — in allen Fällen, sofern anders die Schule eine christliche und mit der Kirche verbunden bleiben will, wird die Schulentwicklung mächtig einwirken, sei es fördernd oder hemmend, einwirken nicht bloß durch ihre Lehrweise, sondern auch durch Verfassung und Kultus, vor allem aber durch den Geist, der in diesen Formen waltet, durch die frei wirkenden Mächte und durch die guten oder schlimmen wirklichen Zustände des kirchlichen Lebens. —

Offenbar hat unsere pädagogische Litteratur in diesem Betracht eine große Lücke gelassen. Mit allgemeinen Redensarten und Machtsprüchen, seien es traditionelle oder neu erfundene, läßt sie sich platterdings nicht ausfüllen. Hier gilt es erst beobachten und untersuchen — in Vergangenheit und Gegenwart — im Norden und im Süden — in der evangelischen und in der katholischen Kirche u. s. w.: erst durch Erforschung des Einzelnen wird der Blick ins Allgemeine sich hinlänglich klären.

Natur bietet zwar nichts Großartiges dar, überhaupt keine Gestalten und Gebilde, die einzigartig heißen dürften; doch macht das von vielen klaren Bächen und lieblichen Thälern durchschnittene Hügelland auf den Reisenden einen gar wohlthuenden Eindruck, zumal in den volkreichen Distrikten Solingen, Lennep, Mettmann, Elberfeld und Barmen. Die zahlreichen kleinen Häusergruppen und einzelnen Wohnungen, wie sie über die Gegend hin zerstreut liegen, mit ihrem durchweg schmucken, reinlichen, oft reichen Aussehen, verraten einem kundigen Auge bald, daß man sich in einem gewerbfleißigen Landstriche befinde, und zwar in einem solchen, wo das Handwerk, wenn auch nicht einen goldenen, so doch einen soliden Boden hat. Und in der That ist es auch nicht die Natur der Landschaft, sondern das hier ansässige Volk und sein Volkstum, was der Gegend ihre Eigenartigkeit giebt. Auf welchem Markte der Welt, wo deutsche Fabrikate zu finden sind, kennt man nicht die Solinger und Remscheider Eisen- und Stahlwaren, die Lenneper Tuche und die Manufakturerzeugnisse Elberfelds und Barmens? Doch der bergische Gewerbfleiß, wie charakteristisch und rühmlich er sein mag, — auch er ist nicht derjenige Zug des Volkslebens, um weswillen hier dasselbe eigenartig genannt werden soll. Was wir meinen, sitzt tiefer und wiegt schwerer. Das bergische Volk hat seit dritthalb Jahrhunderten in einer vortrefflichen, auf deutschem Boden sonst nicht wiederzufindenden Schule gelebt und gelernt. Worin man im evangelischen Deutschland sich jetzt hier und da experimentierend versucht:*) im Baue einer vom Staate gesonderten, freien, sich selbst verwaltenden Kirche, das ist im Lande Berg und teilweise auch in den benachbarten verwandten Landen Jülich-Cleve-Mark ein altes, von den Vätern überliefertes Erbgut.

Die Reformation mußte sich ihrer Zeit hier von unten auf Bahn zu brechen suchen, in der Gestalt und auf dem Wege der Kreuzgemeinden. Die staatlichen und kirchlichen Autoritäten stemmten sich dagegen mit allen Mitteln, die ihre Macht ihnen bot (Matth. 11, 25. 26; Joh. 7, 48. 49; 1. Kor. 1, 26—28). Ein guter Geist leitete indes die reformatorischen Väter zur Presbyterial- und Synodalverfassung. Stets auf die eigenen Kräfte und selbstthätiges Handeln angewiesen, lebte sich das protestantische Volk sicher in die Ordnung des kirchlichen Selfgovernments ein, zunächst auf dem Boden des deutsch-reformierten Bekenntnisses. Allein die lutherische Kirche folgte dem guten Beispiele der reformierten fast Schritt vor Schritt nach. Vermöge dieser freien Verfassung, welche alle Kräfte der Gemeinde zum Handanlegen auf-

*) 1864 geschrieben. D. H.

fordert, ist es denn auch unter Gottes Schutz und Leitung den Protestanten am Niederrhein gelungen, ihre kirchlichen Güter durch alle über sie hingegangenen Verfolgungsstürme unversehrt hindurch zu retten, — und das nicht bloß, sondern in den kirchlichen Formen auch ein warmes christliches Leben zu erhalten, so daß man getrost sagen darf, wer ein freies, lebenswarmes evangelisches Christentum sehen will, der gehe in das Mutterland der deutschen Presbyterialverfassung: er wird es bald zu sehen und zu fühlen bekommen, ohne wie anderswo mit Fleiß, und vielleicht vergebens, danach suchen und fragen zu müssen.*) Seit 1835 erfreuen

---

*) Manche könnten hier anmerken: es giebt doch auch im bergischen Lande eine ziemliche Zahl von Gemeinden, deren Zustand gegen die übrigen in dem Maße absticht, daß man sie für verlassene Diasporagemeinden halten sollte. Sie haben recht, es giebt in der That auch im bergischen Lande Distrikte, wo — wie schon einmal jemand gesagt hat — „der Garten Gottes zur Wüste geworden ist.“ — Hier sei nur bemerkt: Wo die „Weissagung“ aufhört, da wird das Volk wüst und wirr — sowohl unter presbyterialer, wie unter konsistorialer und päpstlicher Kirchenverfassung. Ein mechanischer Apparat, und sei er so unvergleichlich konstruiert, wie der Organismus des menschlichen Leibes, steht still, wird unwirksam, wenn die treibende Kraft sich ihm entzogen hat. So kann eine Kirchenverfassung die Wirksamkeit der Heilsverkündigung wohl schützen und stützen, nicht aber sie ersetzen. Aber die eine Verfassungsform stützt und schützt besser als die andere. In Berichten aus andern deutschen Gegenden hat man oft die Klage gehört, daß selbst Prediger mit lebendigem Zeugnis der Wahrheit oft nur einen höchst dürftigen Kirchenbesuch erzielen könnten. Das ist doch im Bergischen unerhört; und die oben erwähnten Leser werden mir gewiß darin recht geben: wo in einer hiesigen Gemeinde, und wäre es die allerverlassenste, ein Prediger aufträte, der das Evangelium vom Himmelreich mit Beweisung des Geistes und der Kraft zu verkündigen vermöchte, so würde er nicht lange auf eine volle Kirche zu warten brauchen. Die Thatsache will doch etwas sagen.

Aber noch eins. Manche Leute, die in kirchlichen Dingen nicht weiter denken, als sie in ihrer nächsten Umgebung sehen oder als ihnen dort vorgesagt wird, verstehen unter „Presbyterial-Verfassung“ ohne weiteres eine kirchliche Ordnung, die nach dem Leisten einer demokratischen Staatskonstitution fabriziert sei, bei der die Hauptaktion im Wählen und Wühlen bestehe. Allerdings braucht die kirchliche Demokratie das Wort in diesem, in ihrem Sinne; wollte man aber darum ein gutes Wort preisgeben, weil es gemißbraucht wird, so würde man noch viele wahre Worte und schöne Sachen — wie „Freiheit“, „Fortschritt“, „Christentum“ u. s. w. — dem Mißbrauch überlassen müssen, was aber eben sehr thöricht wäre. Die alte niederrheinische Presbyterial- und Synodalordnung, welche bis zum Jahre 1835 bestand, kannte innerhalb der Lokalgemeinde keine Wahl als die des Pfarrers (und der Lehrer); das Presbyterium ergänzte sich durch Kooptation. Nach der neuen, seit 1835 bestehenden Kirchenordnung wird das Presbyterium durch indirekte Wahlen gebildet. Das sind eben zweierlei Weisen, über die wir hier nicht zu urteilen brauchen: die Hauptsache der Presbyterialverfassung, d. i. die Sache, welche hier zu vertreten war, besteht eben darin, daß die Gemeinde nicht ein Haufen Volks bleibe, sondern eine organisierte Gemeinschaft werde, eine Gemeinschaft, in welcher die vorhandenen

sich die andern Landschaften der beiden großen Provinzen Rheinland und Westfalen ebenfalls einer freien Kirchenordnung. Jetzt ist man fast in den meisten deutschen Gegenden mit Versuchen, um zu diesem Ziele zu gelangen, beschäftigt. Freilich, eine freie Kirchen*verfassung* ist noch keine freie *Kirche*; ein Kirchenleichnam läßt sich durch keine Verfassungsexperimente *allein* sofort wieder zum Leben erwecken. Wer tot ist, bleibt tot, es sei denn, daß Gottes Wort und Geist die erstorbenen Gebeine wieder belebe. Wo dies geschieht, da werden die lebendigen Christen allerdings bald spüren, daß die Presbyterial- und Synodalverfassung ein nicht zu verachtendes, ein kostbares Gut ist. Das Verlangen und Rufen danach, wie es zur Zeit vielfach sich vernehmbar macht, können wir vor der Hand weder hoch loben, noch hart tadeln; — nicht *loben*, weil es fast aussieht, als ob die meisten der Rufer nur vom Gelüst nach parlamentarischem Puppenspiel sich treiben ließen, da doch die Presbyterialverfassung vorab nicht auf Redekünste, sondern auf die Übung stiller, werkthätiger Liebe angelegt ist; — nicht hart *tadeln*, da zunächst nicht dem christlichen Volke, sondern den alleinseligregierenden Konsistorialräten und ihren Agenten die geistliche Finsternis in den Herzen und Köpfen zur Last fällt. Durch Gottes gnädiges Fügen kann indes aus diesem Drängen und Agitieren doch etwas Gutes werden. Möchte es geschehen! Möchte allüberall, den Rhein entlang und an der Donau, an der Weser, Elbe und Oder ein glaubensstarkes und liebewarmes Christenleben erwachen und als Gemeinschaftsleben in angemessenen freien Verfassungen sich ausgestalten, so daß man von der deutschen evangelischen Kirche sagen müßte: Siehe da, eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe! Wenn dann dereinst dem Entwicklungsgange des freien evangelischen Kirchentums nachgefragt wird, so wird diese Nachfrage ohne Zweifel bald auch zu der Geschichte des begrenzten Stückes deutscher Erde dort am Niederrhein führen, und Gottes Gnade preisen, die hier von der Reformationszeit an ein freies, gesundes Kirchenleben aufblühen und zu einem Segen für alle deutschen Lande werden ließ.

Der Leser wird wohl schon vermuten, daß auf diesem Mutterboden evangelischer Freiheit auch ein in jeder andern Hinsicht eigenartig gestaltetes Volksleben sich entwickelt habe. Und in der That, ein Freund der Volkskunde kann dort interessante Studien machen. Der Schreiber dieses, der

---

Gaben und Kräfte zum gemeinen Nutzen, d. i. zur Erbauung des Tempels Gottes, nicht bloß mitwirken *können*, sondern zu diesem Dienst berufen, bestellt und mit der entsprechenden Würde bekleidet werden. *Wie* dieses geschehen könne — das zu sagen, ist Sache der begabten christlichen Baumeister; wir behaupten nur, *daß* es von Gottes und Rechts wegen geschehen müsse.

in den Thälern und auf den Höhen zwischen Sieg, Wupper und Ruhr ein wenig bewandert ist, könnte wohl einige Beiträge zu solchen Studien liefern. Für diesmal hat er jedoch etwas anders im Sinn. Er gedenkt den Leser an die Quelle des bergischen evangelischen Lebens zu führen, in die Zeit, wo ein köstlicher Grundstein zu dem freien Kirchenbau dieser Gegend gelegt wurde. Läßt sich gleich für diesen Grundstein nicht die jüngst empfohlene zweifelhafte Ehre beanspruchen, mit „einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt“ zu sein, so bleibt ihm dagegen der unzweifelhafte Ruhm, in der schweren Prüfung der heiligen Bluttaufe sich bewährt zu haben.

Auf einem der erhabensten Punkte des bergischen Hügellandes, dort bei Lennep, an der Straße nach Barmen und Elberfeld, steht nahe am Wege unter einer stattlichen Eiche ein großes, im gotischen Stile erbautes Denkmal. Von diesem Punkte aus schaut das Auge des Wanderers westwärts über die nächsten Vorberge weit in die rheinische Ebene hinein, dort links in die Gegend der „heiligen“ Stadt Köln mit ihrem mächtigen Dom, mehr rechts hin nach der alten bergischen Hauptstadt Düsseldorf und hinüber in das Jülich'sche Land, noch weiter rechts den Rhein hinunter in der Richtung auf die vormalige clevische Feste Wesel zu; rückwärts, nach Osten, zeigen sich die Kuppen der Berge, in deren Thälern „der Märker Eisen reckt.“ Jenes Denkmal und diese Gegend gehören zusammen, und auch die ultramontane Metropole jenseits der Berge und des Rheines mit ihrem himmelanstrebenden Kirchenbau gehört mit Recht in den Rahmen dieses Landschaftsbildes, wie die Inschrift des Denkmals bezeugt:

Adolph Clarenbach,
dem Zeugen der Wahrheit,
geb. auf dem Buscherhofe,
gest. zu Köln am 28. September 1529.
Das bergische Land
1829 den 28. September.

Der Wahrheitszeuge, dem dieses Denkmal im Jahre 1829 errichtet wurde, war ein bergischer Schulmann. Eine kleine Häusergruppe in der Nähe der Stelle, wo das Denkmal steht, ist der Buscherhof, der Geburtsort Clarenbachs. Sein Lebensweg, der hier begann und dort in Köln endete, war nur kurz. Clarenbach wurde kaum 30 Jahre alt, aber es hat Gott gefallen, in diesen kurzen Zeitraum eine reiche Fülle des Segens für ihn und seine Heimat zusammenzudrängen. Möge der geneigte Leser mit teilnehmendem Herzen anhören, was hier daraus erzählt werden soll; dann wird unfehlbar auch ihm noch etwas von diesem Segen spürbar werden.

Adolf Clarenbach wurde etwa um das Jahr 1500 geboren; genau läßt sich Jahr und Tag nicht angeben, weil das Kirchenarchiv zu Lennep, wohin der Buscherhof damals eingepfarrt war, durch Brand vernichtet worden ist. Adolf wurde von seinen Eltern fleißig zur Schule geschickt und hatte einen besonderen Trieb zum Lernen, weshalb er sich auch zum Studieren entschloß. Mit den angehenden Jünglingsjahren besuchte er die damals berühmte Lehranstalt zu Münster in Westfalen. Hier kam er zugleich in die heilsame Schule der äußern Not, weil die Eltern ihn nicht mehr ausreichend unterstützen konnten. Von da ging er später auf die hohe Schule zu Köln. Indem er hier nicht nur alles gründlich lernte, was ihm zu lernen dargeboten wurde, sondern auch allerwege sittig, nüchtern, keusch, und eines geduldigen Herzens war: so wuchs er zu einem Manne heran, der nun auch andere mit Erfolg lehren und erziehen konnte. Er besaß im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen so gründliche Kenntnisse, wie sie zu jener Zeit selten bei einander waren. Die Bibel konnte er daher in den beiden Grundsprachen lesen und war in ihr ungemein bewandert, wie er das später seinen Richtern nur zu sehr bewies.

Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, erhielt er in Köln die Magisterwürde, widmete sich aber nicht dem geistlichen Amte, sondern dem Schulfache. Sein erstes Schulamt verwaltete er da, wo er selbst Schüler gewesen war, — in Münster, wo er als Konrektor angestellt wurde.

Damals war, wie heutzutage, eine bewegte, religiös erregte Zeit. In manchen Köpfen und Herzen tauchten allerlei Zweifel an der bisherigen Kirchenlehre auf. Bald hier, bald dort erhoben sich Stimmen, welche auf Reformen in Lehre und Leben der Kirche drangen. Vor allem aber schlug das helle, mutige Wort des Wittenberger Augustinerbruders in die Gemüter ein. Was viele im Herzen gefühlt, aber doch noch nicht deutlich erkannt hatten oder nicht auszusprechen wagten: dem gab unser Martin Luther lauten und kräftigen Ausdruck. „Hoho, der wird's thun!" — rief jener Mönch aus, als er zuerst die 95 Thesen las; und ohne Zweifel haben viele in ähnlicher Weise ihrer freudigen Hoffnung Luft gemacht.

Auch dem jungen Konrektor zu Münster waren die neuen Klänge zu Ohren gekommen, schon während seiner Studienzeit in Köln, obwohl hier mehr dadurch, daß die Professoren und Priester vor ihnen warnten. Sein jugendliches Gemüt faßte den frischen Lebenshauch, der durch die Geisterwelt zog, mit Lebhaftigkeit auf. Doch war er wiederum auch so nüchternen Sinnes, daß er von der neuen Lehre nichts unbesehens annahm, sondern mit reiflicher Prüfung Altes und Neues wohl verglich. Dabei kamen ihm seine Sprachkenntnisse trefflich zu statten, und man konnte ihm nicht entgegenhalten, daß er die Bibel nicht recht verstehe, weil er kein Geistlicher

sei. Mit der Bibel in der Hand prüfte er die alten und neuen Auslegungen. Was er noch nicht sicher zu beurteilen verstand, das ließ er ruhig stehen. In dem aber, was ihm innerlich gewiß geworden war, konnte ihn auch niemand mehr irre machen. Auch besprach er sich nicht lange mit Fleisch und Blut hinsichtlich dessen, was jetzt seine Aufgabe sei. Das neue Licht, was ihm aufgegangen war, mußte er auch andern mitteilen; daher verbreitete er unter seinen Schülern, die zum Teil schon im Jünglingsalter standen, nicht bloß sogenannte Schulkenntnisse, sondern auch die gute Botschaft vom seligen Leben. Auch die Bürger suchte er auf die neue Gottesgabe aufmerksam zu machen, jedoch ohne Luthers Schriften selbst zu verbreiten, wie er denn auch nur wenige von den Schriften, die von dem Reformator bereits ausgegangen waren, selber gelesen hatte. Die Apostel und Propheten selbst hatten ihn gelehrt, was Wahrheit ist, und überall lehrte er nur diese Wahrheit wieder, nicht weil Luther, sondern weil die heilige Schrift sie empfahl.

Gegen das Jahr 1525 finden wir Clarenbach als Konrektor der gelehrten Schule zu Wesel. Hier hatten sich schon einige Dominikaner, ein Augustinermönch und der Pfarrer Klopris in dem benachbarten Dorfe Büderich mit der neuen Lehre befreundet, ohne jedoch öffentlich dafür aufgetreten zu sein. Clarenbach schloß sich diesem Kreise an. Die Freunde lasen miteinander die heilige Schrift und besprachen sich darüber, so daß die Büdericher Bauern von ihren Zusammenkünften, die vielleicht regelmäßig gehalten wurden, zu sagen pflegten: „Die Synagoge kommt zusammen.“ Im übrigen suchte Clarenbach hier wie früher in Münster unter den Schülern wie unter den Bürgern für das rechte Verständnis des Evangelii zu wirken, aber ruhig, ohne Geräusch und Stürmen. Nichtsdestoweniger fanden die Anhänger des Alten seine Wirksamkeit äußerst gefährlich und nicht ohne Grund. Sie wußten es auch durch mancherlei Anklagen bei dem Herzog Johann dahin zu bringen, daß dieser ihn durch den Rat der Stadt seines Amtes entsetzen und aus Wesel verweisen ließ. Er flüchtete zunächst in seine bergische Heimat und, als auch dort seines Bleibens nicht war, nach Osnabrück, wo ihn eine fromme Matrone in ihr Haus aufnahm. Hier widmete er sich zunächst der Unterweisung einiger Jünglinge, die ihm von reichen Familien in Köln und Brabant zur Erziehung anvertraut worden waren; doch gab er auch an der öffentlichen Schule einigen Unterricht. Bei dem westfälischen Kirchenhistoriker Hamelmann findet sich auch noch ein lateinischer Aufruf Clarenbachs, durch den er zu einer öffentlichen Vorlesung über einen der apostolischen Briefe einladet. Sein Aufenthalt in Osnabrück war indes von kurzer Dauer.

Die Domherren brachten es bei dem Bischof dahin, daß er im Frühjahr 1527 auch von dort verbannt wurde.

Clarenbach brachte nun zuerst seine Zöglinge zu den Ihrigen nach Köln und kehrte dann nach seinem Geburtsorte, dem Buscherhofe bei Lennep, zurück. Hier hielt er sich den ganzen Sommer hindurch auf und wurde der Lehrer derer, die ihn am nächsten angingen, — seiner Eltern, Brüder und Schwestern, aber auch anderer Christen aus der Nachbarschaft. Wie er selbst später im Verhör erzählt, besuchten ihn an den Feiertagen fromme Leute aus der Umgegend, um von ihm das Wort Gottes zu hören; dann habe er ihnen die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser und sonst etwas aus dem Worte Gottes vorgehalten und ausgelegt. Überdies muß er, wie die spätere Verfolgung bekundet, auch die umliegenden Orte — Lüttringhausen, Elberfeld, Kronenberg u. s. w. — besucht haben; an letzterem Orte soll er, der Sage nach, einmal auf offenem Felde zu einer großen Versammlung geredet und dann das Volk die Kirche erbrochen haben, damit er von der Kanzel herab predigen könne. — Aus Furcht vor den drohenden Folgen warnten ihn seine Angehörigen anfänglich und warfen ihm öfter vor, daß er klüger sein wolle, als die Prälaten und Professoren zu Köln und sich unterstehe, diese zu belehren. Aber er antwortete: „Mit Gottes Gnade will ich mit allen Mönchen und Pfaffen im Lande Berg des Evangelii halber zum Feuer disputieren, mag ich darüber untergehen oder siegen.“ Zu einer andern Zeit sprach er auf die Warnungen seiner Eltern: „O, daß Gott wollte, ich wäre würdig, um der Wahrheit willen zu leiden und zu sterben; aber ich besorge, Gott achtet mich viel zu gering dazu, daß ich um seines Namens willen getötet werde.“ Mehr aber als der Folgen, hatte er der Lehre selbst wegen mit seinen Angehörigen manchen Kampf zu bestehen, z. B. über die Anrufung der Jungfrau Maria, der Heiligen, der Messen u. s. w.

Die bedrohlichen Folgen ließen übrigens nicht lange auf sich warten. Sogleich als er von Osnabrück in die Heimat gekommen war, wurde ihm hinterbracht, daß die Mönche allerwärts wider ihn tobten und ihn als Ketzer verschrieen. Man ermahnte ihn ernstlich, zu entfliehen, weil die Pfaffen darauf ausgingen, den Herzog von Jülich, Cleve, Berg und Mark zu veranlassen, daß er ihn gefangen nehme. Der Herzog ließ sich jedoch nicht dazu bewegen. Bei einigen Unterbeamten aber fanden die Verkläger Gehör. Der Drost zu Elberfeld, Ritter Ketteler, ließ öffentlich bekannt machen, wenn Adolf sich noch einmal in Elberfeld blicken lasse, so wolle er einen solchen Gang mit ihm gehen, daß er das Wiederkommen vergessen werde. Der Amtmann zu Beienburg bei Lennep, Graf Franz von Waldeck, schickte seinen Amtsboten nach Lüttringhausen und ließ in der dortigen

Kirche öffentlich verkündigen, daß Adolf sein Amtsgebiet nicht mehr betreten dürfe; würde er darin ertappt, so sollte die Beienburg seine Wohnung werden. Clarenbach schrieb darauf einen demütigen Brief an ihn (wie auch an den Ritter Ketteler zu Elberfeld), worin er unter andern sagte: Diejenigen, die den Amtmann zu diesem Schritte bewogen hätten, scheueten Wahrheit und Recht und suchten durch Gleisnerei die öffentliche Gewalt gegen ihn aufzubringen; es möge ihm daher vergönnt werden, sich gegen diese Widersacher zu verantworten, die nicht imstande sein würden, ihm mit irgend etwas zu beweisen, daß er gegen den Amtmann oder gegen den Herzog oder gegen sonst eine Obrigkeit etwas Unerlaubtes und Unchristliches gesprochen oder gethan hätte; gelehrt habe er allerdings, aber nie anders als nach der Schrift; das alles erbiete er sich zu Recht zu erweisen, entweder vor dem Amtmann oder vor dem Lenneper Gericht, gegen Geistliche und Weltliche, Edle oder Unedle, Alte oder Junge. Aber auf diesen Brief bekam Clarenbach keine Antwort. Daher sandte er ein zweites Schreiben; aber dieses ward gar nicht einmal angenommen, sondern dem Überbringer zurückgegeben mit den Worten: „Habe ich ihn etwa noch zu wenig warnen lassen?"

Darauf beschloß Adolf, diese Gegend zu verlassen. Vorher erließ er noch ein ausführliches Schreiben — es umfaßt in der alten Chronik 25 gedruckte Quartseiten — an den Rat der Stadt Lennep, um seine Mitbürger in den Stand zu setzen, nach der Wahrheit über sein Lehren und Thun zu urteilen, was auch die Gerüchte über beides sagen möchten. Im ersten Teil dieses Briefes legt er schlicht und recht dar, was sein positiver evangelischer Glaube ist nach der heiligen Schrift; der zweite, polemische Teil handelt von der Messe, den Speisesatzungen, dem Anrufen der Heiligen, dem Cölibat der Geistlichen 2c. Schließlich ermahnt er die Lenneper, sich gute Prediger zu verschaffen, die deutsche Bibelübersetzung fleißig zu gebrauchen, Kinder und Gesinde in der wahren biblischen Lehre zu unterweisen und für gute Schulen zu sorgen.

Wohin sich Clarenbach nach seiner Flucht aus der Heimat zuerst gewandt, und wo er sich aufgehalten hat, ist unbekannt. Ein halb Jahr nachher finden wir ihn wieder in Köln. Sein Freund aus der Weseler Zeit her, der ehemalige Pfarrer Klopris von Büderich, war nämlich vor das Inquisitionsgericht in Köln geladen worden. Clarenbach begleitete ihn dorthin, um zu sehen, in welches Gefängnis man ihn setzen würde, und um ihm zu seiner Verteidigung treulich und nach Kräften beizustehen. Klopris wurde bei seiner Ankunft in Köln sogleich ergriffen und auf die Drankpforte ins Gefängnis gebracht. Seinen Begleiter Clarenbach nahm man vor dem Gasthause „zum Bäumchen" fest und setzte ihn auf den

Frankenturm, wohin die Gefangenen zuerst gebracht zu werden pflegten. Das war im Jahre 1528, den 3. April, Freitags vor Palmarum. Am Montag nach Palmarum ließen die „Turmmeister", „Gewaltrichter" und andere Abgeordnete des Rats von Köln die Gefangenen vorfordern und kündigten ihnen an, daß sie, weil sie Geistliche wären, dem geistlichen Inquisitionsgericht überantwortet werden sollten. Klopris konnte nichts dagegen einwenden. Clarenbach aber protestierte. „Ehrsame, weise Herren," sagte er, „ich bin kein Geistlicher, sondern ein Schulmann, und gehöre also vor des Kaisers Gericht; vor dem muß ich gerichtet werden." — „Nun wohl," versetzten jene, „wenn Ihr denn kein Geistlicher seid und vor das Gericht der Ratsherren gestellt zu werden begehrt, so nehmen Euch diese zwar an; aber bedenket wohl, daß, wenn Ihr vor dem weltlichen Gericht in die Enge kommt, Euch keine Verteidigung mit irgend einem geistlichen Rechte mehr zustehen wird." Aber das waren leere Worte, durch die sich Clarenbach auch nicht abschrecken ließ. Er bestand auf seinem Rechte. Klopris wurde dem geistlichen Gerichte überwiesen; Clarenbach dagegen von weltlichen und geistlichen Herren verhört.*)

Adolf Clarenbach ist 18 Monate lang in Haft geblieben und während dieser Zeit oft und umständlich verhört worden. Die alte Lebensbeschreibung dieses Wahrheitszeugen — „Wahrhafftige Historie von den wolgelarten und bestendigen mennern, Adolf Clarenbach und Peter Fleisteden 2c. New gedruckt zu Wittemberg 1560," — giebt darüber „aus den Akten" ausführliche Nachricht. Clarenbach erkannte sehr wohl das Gefährliche seiner Lage; und da seine Richter zu Anfang kreuz und quer fragten und gewisse Fragen ab und zu wiederholten, um ihn in seinen Reden auf Widersprüchen ertappen zu können, so antwortete er im Beginn möglichst vorsichtig und ausweichend, ohne jedoch die Wahrheit selbst zu verleugnen, die er vielmehr, wo es darauf ankam, offen, entschieden, ja mitunter sehr derb bekannte. Er erscheint in diesen Verhören unverkennbar als ein Anhänger Luthers, wenn er sich auch mit Absicht nicht auf dessen Bücher — die in Köln verboten waren, — sondern stets auf die heilige Schrift selbst beruft.

Da hier für eine ausführliche Mitteilung der verschiedenen Verhöre, welche Adolf in den 18 Monaten zu bestehen hatte, nicht der Ort ist, so heben wir nur einige Fragen und Antworten hervor, die schon zur Genüge

*) Wie sich Klopris beim Verhör verhalten, ist unbekannt. Einige meinen, er habe widerrufen, andere glauben, er sei entflohen. So viel ist gewiß, daß er später frei wurde, sich aber leider zu den Münster'schen Wiedertäufern schlug und ungeachtet der schrecklichen Greuel dieser Sekte Wiedertäufer blieb, bis er mit noch einem andern Genossen sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigte.

erkennen lassen, wie es dabei herging und welches Geistes Kind der Gefangene war.*)

Aus dem ersten Verhöre, bei welchem nur weltliche Richter zugegen waren:

Richter. Wir sind hier, um von Euch zu erfahren, warum Ihr von Eurer Lehrerstelle in Wesel weggekommen seid?

Adolf. Ich war Hilfslehrer des Rektors, und dieser gab mir den Abschied.

---

*) Manchem Leser wird ohne Zweifel eine Bemerkung über die Quelle der Lebensgeschichte Clarenbachs willkommen sein.

In diesem Jahrhundert war es zuerst der treffliche Gymnasiallehrer Johann Arnold Kanne in Nürnberg, welcher das deutsche evangelische Volk wieder auf den niederrheinischen Zeugen der Wahrheit aufmerksam machte in seiner Schrift: „Beiträge zur Geschichte der Finsternis in der Reformationszeit oder: Ph. Camerarius (des jüngern) Schicksale in Italien nach dessen eigener Handschrift, und Ad. Clarenbachs Märtyrertum nach einer selten gewordenen Druckschrift." Frankfurt a. M. 1822, Herrmann'sche Buchhandlung. Da wurde auch in der engern Heimat Clarenbachs die Erinnerung und die Dankbarkeit wieder wach. Als das erwähnte Denkmal errichtet wurde im Gedächtnisjahr 1829, erschien die Schrift: „Adolf Clarenbachs und Peter Fleisteden's Märtyrertum." Schwelm, bei M. Scherz. (Von dem Pfarrer E. Rauschenbusch.) Kanne hat seine Lebensbeschreibung Clarenbachs nach der oben genannten Hauptquelle „Wahrhaftige Historien 2c.", die 1560 schon in 2. Auflage erschienen war, mit gewissenhaftem Fleiße bearbeitet. Auch Rauschenbusch, der, wie er selbst sagt, das Kanne'sche Buch viel gebraucht hat, kannte die Hauptquelle. Er bemerkt im Vorwort, das Hauptwerk sei durch sonderbare Schickung lange verloren gewesen. „Jetzt (1829) werden noch drei Exemplare da sein. Eins hatte der Dichter Goethe; eins Professor Kraft in Erlangen; eins ist vielleicht in Jena. Eine Abschrift ist in meinen Händen. Ebenso unbekannt ist „Ludwig Rabus Historien der Gotteszeugen 1554" geworden. Es ist fast ein Abdruck der „Wahrhaftigen Historien"; nur die Vorrede fehlt."

Bemerkenswert ist auch noch folgende Stelle in dem Vorwort bei Kanne. „Wir dürfen also" — heißt es dort nach einer Untersuchung über die Quellen von Clarenbachs Lebensgeschichte — „annehmen, daß der ungenannte Verfasser (der Wahrhaftigen Historien) Adolfs Prozeß in Handschrift vor sich hatte, und als solche existierte diese Geschichte ja auch noch lange, nachdem sie gedruckt erschienen war. Denn noch der Holsteinische Generalsuperintendent Mühlius besaß sie (nach seiner eigenen Aussage in den dissertationibus historico-theologicis p. 396 zufolge) im Manuskripte, und es ist höchst wahrscheinlich, daß eine solche Abschrift gleich anfangs und zwar deswegen nach Holstein gekommen sein mag, weil Clarenbach hier bekannt gewesen, indem er als diaconus nach Meldorp berufen worden sein soll. (Während seines Aufenthaltes in Osnabrück; er nahm jedoch den Ruf nicht an, weil er dem Schulamt treu bleiben wollte.) Mühlius besaß auch noch Clarenbachs Bildnis" — (das am Niederrhein unbekannt ist) — „und ließ es, da er 1723 eine Rede über ihn hielt, öffentlich zur Schau stellen." —

Richter. Aber wie ist das zugegangen? Sagt uns die Wahrheit, denn es wird doch an den Tag kommen.

Clarenbach erzählte nun, daß er bei der geistlichen Behörde in Köln wegen Ketzerei verklagt worden sei; darauf habe der Herzog auf seine Amtsentsetzung gedrungen; der Stadtrat zu Wesel habe ihn ausweisen müssen, aber ihm freies Geleit gegeben.

Der Richter meinte jedoch, der Amtsentsetzung müsse wohl noch etwas anderes zu Grunde liegen.

Adolf. Ich weiß nicht, daß ich anders gehandelt habe, als einem frommen Christen geziemt. Beschuldigt man mich des Gegenteils, so bringe man den Ankläger, daß er Fuß bei Fuß stelle und Mund bei Mund.

Richter. Das ist in diesem Falle unnötig, weil Ihr mit der neuen Lehre im Gerücht seid. Darum fragen Euch die Herren hier, ob Ihr es mit der neuen Schriftauslegung haltet, oder mit den Konzilien und der alten Auslegung.

Adolf. Mit keiner, — sondern mit Christo, von dem ich den Namen habe. Wo die Konzilien und die Lutheraner mit Christo sind, da bin ich mit ihnen, sonst nicht.

Richter. Aber hier sind einmal zwei Parteien; mit einer müßt Ihr's doch halten. Sagt uns mit welcher?

Adolf. Einem Christen gebührt nicht, sich zu Sekten zu halten, noch sich eines Menschen zu rühmen (1. Kor. 1, 21—23), sondern er soll sich halten an das gewisse Wort der Lehre Christi.

Richter. Da Ihr uns keinen andern Bescheid geben könnt, so werdet Ihr andere Leute (Geistliche) zu sehen bekommen, die Euch wahrlich anders vernehmen werden. Doch wollen wir Euch so viel als möglich helfen, daß Ihr dieses Gefängnisses entlassen werdet.

Adolf. Darum bitte ich um Gottes willen, ehrsame und gnädige Herren.

Beim zweiten Verhöre kamen außer den vorigen Richtern noch der Ketzermeister Johann von Venradt und andere Geistliche, um genauer nach seinem Glauben zu fragen. Es mußte für Clarenbach nicht wenig schmerzlich, ja peinlich sein, daß unter den hinzugekommenen geistlichen Inquisitoren auch zwei seiner ehemaligen Lehrer sich befanden, die Magister Johann von Venradt und Adolf von Tongern. Das Gericht bestand jetzt aus zehn Personen. Adolf begehrte, von dem Rate der Stadt Köln, der an des Kaisers Statt hier das weltliche Gericht übe, gerichtet zu werden und nicht von Geistlichen.

Der Kanzler sagte: Gut, auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du kommen; aber erst muß es einen andern Weg gehen; welchen, das werden die würdigen geistlichen Herren schon wissen.

Adolf. Der römische Richter hat doch einst den Apostel Paulus aus den Händen der blutgierigen Juden, der Hohenpriester und Pharisäer, erlöst und ihm dieselben bloß als Verkläger gegenübergestellt (Apg. Kap. 22. 23. 24 und 25).

Ketzermeister Johann von Venradt. Wie St. Paulus schreibt, so darf es hier nicht zugehen. Deine Sache ist eine geistliche.

Adolf. St. Paulus Sache ist doch auch eine geistliche gewesen.

Darauf schwiegen die Herren still.

Endlich sagte der Kanzler zu dem geistlichen Ketzermeister: Es ist das Verlangen der Herren vom Rat der Stadt, daß ihr diesen Mann nach eurer Weise verhören wollt.

Ketzermeister. Adolf, wir wollen nicht mit Euch disputieren, sondern nur nach Eurem Glauben fragen.

Adolf. Ich bekenne mich zu den drei Artikeln unseres allgemeinen christlichen Glaubens.

Ketzermeister. Das glauben die Juden auch.

Adolf. Die Juden glauben nicht an Jesum Christum und den heiligen Geist.

Da sagte Johann von Venradt: Er hat den Teufel in sich! und Adolf erwiderte: Herr, Ihr sollt mich nicht richten: der Herr Christus wird mein Richter sein.

Der Kanzler suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und fragte, ob der Papst das Haupt der Kirche sei?

Adolf. Als ich noch studierte, hat mein Lehrer Johann von Venradt einst gesagt, wenn man wegen des Glaubens gefragt würde, solle man nicht viel disputieren, sondern wie ein Sterbender auf die Frage: Was glaubst du? antworten: „Was die Kirche glaubt.“ — Ich bekenne mich zu dem Glauben der Kirche, die aber nichts anderes glaubt, als das apostolische Glaubensbekenntnis, und so glaube ich auch nichts anderes.

Der Kanzler wollte die Antwort nicht gelten lassen, sondern fragte wieder: ob der Papst das Haupt der Kirche sei?

Adolf. Ich habe darauf eben nicht studiert, und kann nicht sogleich darauf antworten, da mir keine Bücher zur Hand sind.

Die Frage wurde aber wiederholt.

Adolf. Christus ist das Haupt der heiligen Kirche. Wäre es der Papst auch, so wäre ja die Kirche ein Ungeheuer mit zwei Köpfen.

Der Ketzermeister, Johann von Venradt. Hilf Gott, was sagt

Ihr? Ich möchte so etwas nicht für diese Kammer voll Gulden gesagt haben.

Darauf ging das Verhör über auf die Autorität der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit u. s. w. Seine Erklärungen hierüber schloß Clarenbach mit den Worten:

Ich handle hier, wie Christus befohlen hat. Damit bin ich mit ihm und er mit mir.

Einer der Richter. Dürft Ihr sagen, daß Christus in Euch sei?

Adolf. Das darf ich, denn davon habe ich den Namen „Christ"; wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Im dritten Verhöre — es war am Dienstag vor Himmelfahrt — kam der Kanzler nach mancherlei Reden und Gegenreden wieder auf den Satz zurück: man wolle nicht mit ihm disputieren, sondern bloß nach seinem Glauben fragen.

Adolf sagte wieder schlichtweg sein Bekenntnis her: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; und an Jesum Christum" u. s. w. Im dritten Artikel sagte er statt: „Ich glaube an eine heilige katholische christliche Kirche" — „ich glaube an eine allgemeine christliche Versammlung." —

Kanzler. Seht, da haben wir ihn. Soll man nicht sagen: „Kirche?"

Adolf. Lieber Herr, ruft nicht so laut, ehe Ihr gewonnen habt. Kirche (ecclesia) heißt auf deutsch: Versammlung (Gemeinde); und katholisch heißt: allgemein.

Ketzermeister. Wir werden Euch andere Glaubensartikel vorlegen.

Adolf. Ich bleibe bei den alten, die ich von meiner Mutter gelernt habe; durch diesen Glauben will ich selig werden.

Im Verfolg des Verhörs berief sich Clarenbach einmal wieder auf das Beispiel des Apostels Paulus. Da sagte der Kanzler: Der hatte auch einen andern Geist.

Adolf. Es ist nur ein heiliger Geist, den hatte Paulus und auch wir Christen, wenn wir auch nicht so vollkommen sind wie Paulus.

Man fragte ihn: Ob er sich denn rühmen könne, ein Christ zu sein; sie dürften es nicht.

Adolf. So habe ich es also mit Unchristen und nicht mit Christen zu thun. Ich bin mir nicht bewußt, anders als ein Christ geredet zu haben. Wo nicht, so beweiset es mir.

Jetzt rief ihn Johann von Venradt allein und stellte ihm mit bewegten und eindringlichen Worten vor, daß er sein Lehrer gewesen sei und

immer seine Seligkeit gesucht habe; er möge sich doch sagen lassen. Clarenbach aber blieb standhaft bei seiner Überzeugung. Sein Schlußwort war: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein."

Nun verflossen wieder zehn Wochen, während welcher Zeit er noch häufig von einzelnen Mitgliedern des Gerichts befragt wurde, bis das vierte und summarische Verhör stattfand.

In dieser Sitzung (am 27. Juni 1528, nachmittags 4 Uhr) legte man ihm eine Reihe (40) bestimmter Fragen vor, die er beantworten sollte. Er war dazu bereit, erbat sich aber die Fragen schriftlich und verlangte Zeit zum Nachdenken. Da man ihm dies nicht gewähren wollte, so willigte er ein, sofort zu antworten, beklagte sich aber über die Verletzung seiner Rechte.

Wir wollen auch aus diesen Fragen einige herausheben.

Frage. Kennet Ihr einen, der Martinus Luther heißt?

Adolf. Von Angesicht nicht, ich habe aber viel von ihm gehört.

Frage. Habt Ihr Umgang mit ihm gehabt?

Adolf. Kann ich nicht, da ich ihn nicht kenne.

Frage. Habt Ihr je gewünscht, daß Luthers Bücher verbreitet und verteidigt würden?

Adolf. Ja, insofern sie mit dem Evangelio Christi stimmen, weiter nicht.

Frage. Habt Ihr Luther für einen Heiligen geachtet, den man als solchen erheben soll?

Adolf. Ich bin nicht zum Richter über ihn gesetzt. Christus wird uns und ihn richten.

Frage. Glaubt Ihr, daß jede allgemeine Kirchen-Synode, auch die zu Kostnitz, die allgemeine Kirche vorstelle?

Adolf. Ja, insofern solche Synoden nicht gehalten sind gegen Gottes Wort.

Ein Richter warf hier dazwischen: Ihr sollt mit ja und nein antworten; worauf Clarenbach erwiderte: Das hat Christus den Pharisäern auch nicht immer gethan.

Frage. Glaubt Ihr, daß Luther durch den heiligen Stuhl mit Recht verdammet sei, und daß jeder Christ ihn für verdammet halten müsse?

Adolf. Daß er verurteilt ist, weiß ich; ob nach den Rechten — kann ich nicht sagen. Ist er nach der Schrift verdammet, so ist's recht, sonst nicht.

Frage. Besaßet oder besitzt Ihr Traktate von Luther oder von seinen Schülern?

Adolf. Ja, um das Gute herauszuziehen und das Böse zu lassen; nach St. Pauli Spruch: Prüfet alles und das Gute behaltet.

Frage. Habt Ihr Schriften nach Luthers Lehre geschrieben und verbreitet?

Adolf. Ich habe Briefe geschrieben nach der Lehre Christi. Diese Lehre halte ich allein für gut. Wo Luther sie hat, halte ich's mit ihm, nicht um seinet-, sondern um der Lehre selbst willen.

Frage. Kennt Ihr Personen, die Luthers Schriften haben?

Adolf. Wohl tausend, die ich aber nicht alle aufzählen kann.

Frage. Ist beim heiligen Abendmahl nach der Konsekration des Priesters unter dem Elemente des Brots und Weins nicht materiell Brot und Wein, sondern derselbe Christus allenthalben, der am Kreuz gelitten hat?

Adolf. Ich glaube, es ist im heiligen Abendmahl der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Christi, nach seinem eigenen Ausspruch: „Das ist mein Leib.“ Ob aber nun Brot und Wein noch bleiben, weiß ich nicht. Der Herr hat mir auch nicht befohlen, danach zu forschen. Ich nehme an, was die heilige Schrift gründlich darüber sagt, und weiteres nicht.

Frage. Ist nach der Konsekration das Fleisch und Blut Christi unter der Gestalt des Brotes allein, und ohne die Gestalt des Weines?

Adolf. Das sind hohe Fragen, von denen ich nichts verstehe. Ich halte mich an den bloßen Worten Christi. Man sagt im Sprichwort: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können.

Hört, er heißt uns Narren! — rief einer der Geistlichen; worauf Clarenbach erwiderte: Wie sollte ich armer Narr auf so viele Fragen so vieler Weisen, und so ganz ohne Vorbedacht, antworten können?

Frage. Muß die herkömmliche Gewohnheit, den Laien bloß das Brot zu reichen, bleiben? und sind die als Ketzer zu behandeln, welche darin ändern wollen?

Adolf. Sofern es nicht wider das Wort Gottes ist.

Frage. Kann man bloß einem Priester beichten oder auch einem Laien?

Adolf. Die Beichte ist gut und trefflich dem beängstigten Gewissen. Wo man keinen bequemen Priester hat, mag die Beichte auch bei dem Nächsten geschehen.

Frage. Kann der Priester dem beichtenden und reuigen Sünder die Sünde vergeben und Pönitenz auflegen?

Adolf. Sofern es mit und durch Gottes Wort geschieht, und nichts Weiteres.

Frage. Kann der Beichtende und Reuige durch die aufgelegte Pönitenz für seine Sünden genug thun?

Adolf. Erstlich, die wahre Auslegung der Pönitenz ist: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“ (Ein weltlicher Ratsherr warf hier ein: Das wäre der rechte Weg; wer ihn nur wandeln könnte!) Zweitens glaube ich, daß keine Genugthuung für die Sünde ist, als allein in dem Tode Jesu Christi, — so nach der Schrift.

Frage. Dürfen Laien, Männer und Frauen, das Wort Gottes predigen?

Adolf. Das sollen die verordneten Geistlichen thun. Die Laien, wenn sie das Wort Gottes gehört haben, sollen danach handeln, sich damit untereinander vermahnen und unterweisen, wie St. Paulus spricht.

(Johann von Venradt bemerkte dazwischen: Luther und Paulus, das sind eure Patrone.)

Frage. Soll jeder Priester, auch wenn er nicht gesandt ist, frei predigen, wo, wann und wem er will?

Adolf. Vornehmlich sollen die predigen, welche gesandt sind, den andern soll man's nicht wehren (1. Kor. 14).

Frage. Hat der Mensch freien Willen, daß er mit Gott frei gute Werke thun kann?

Adolf. Sinne und Gedanken des Menschen sind allezeit böse. 1. Mos. Kap. 6 und 8. Folglich hat der Mensch zum Guten keinen freien Willen, sondern Gott wirket Wollen und Vollbringen. Phil. 2. Der Ausdruck „freier Wille“ ist auch nicht in der Schrift.

Frage. Sind gute Werke verdienstlich und zur Seligkeit nötig?

Adolf. Zur Seligkeit ist uns Christus allein genug, so wir das anders fest glauben. Unsere Werke sind Zeichen, Zeugnis, Pfand dieses Glaubens, nach der Schrift. Doch je mehr man Gutes thut, desto mehr zieht man den Herrn Christum an.

Eine ziemliche Zahl anderer Fragen müssen wir leider hier übergehen. Am Schluß des Verhörs verlangte Clarenbach, daß der Protokollführer schreibe, man habe ihn gezwungen, sofort auf diese Fragen zu antworten, ohne ihm Bedenkzeit zu geben. Da nun ein Mensch irren könne, so bäte er, ihn aus der heiligen Schrift zu widerlegen. Dabei möge man die Bibel vorlegen, damit jede Stelle in ihrem Zusammenhange erkannt werde.

Jetzt ward der Tisch gedeckt, guter Ratswein und Speisen aufgetragen. Adolf mußte hinten stehen. Endlich brachte ihm Adolf von Tongern einen Becher und sagte: Adolf, ich bring's Euch zu, Ihr seid mein Schüler gewesen; ich hoffe, Ihr werdet Euch noch besinnen und umkehren.

Adolf antwortete: Meine Antwort steht im Protokoll geschrieben, und mit Gottes Gnade bleibe ich bei allem, was ich gesagt habe.

Man schenkte ihm dann noch mehr ein, und er trank. Beim Hinausgehen redeten ihn mehrere Mitglieder des Gerichts nacheinander an und wollten ihn weich machen.

Ein Geistlicher sagte: Was Ihr behauptet habt, wollte ich aus der Schrift noch stärker beweisen, als Ihr gethan, und hernach wollte ich aus derselben Schrift das Gegenteil darthun.

Adolf. Ja, nichts ist so trügerisch, das man nicht mit schönen Worten so stellen könnte, daß es nach etwas aussieht. Mit Christo aber ist's nicht so.

Ein anderer sagte: Ich bin auch Schulmeister gewesen und weiß, die Schulmeister wollen immer mehr wissen, als andere Leute. Doch ich habe von dieser Religionsstreitsache nicht so viel gelesen, daß ich recht urteilen könnte; wir haben mit unsern Amtssachen so viel zu schaffen, daß wir uns nach dergleichen nicht viel umsehen können. Darum bedenkt Euch selbst; ich bin Euch nie entgegen gewesen. — Adolf bat, wenn er ihn befreien könnte, so möge er's thun.

Nachdem Clarenbach noch sechs Wochen gesessen hatte, legte man ihm 23 Artikel aus dem Protokoll vor, die er als Ketzereien widerrufen sollte. Nun ließ man ihn 28 Wochen sitzen, vielleicht, um ihn weich zu machen. Als aber Adolf standhaft blieb, wurde am 4. März 1529 in öffentlicher Sitzung das Urteil gesprochen, dessen Schluß so lautete: „So scheiden wir denn diesen Adolf Clarenbach als ein räudiges Schaf und stinkend faules Glied der Kirche ab, und übergeben ihn der weltlichen Obrigkeit, jedoch mit der Bitte, daß sie ihm an Leib, Leben und Blut nichts zufüge.“ (Die Bitte wurde bekanntlich allen Urteilen dieser Gerichte angehängt; wie sie gemeint war und erfüllt wurde, ist auch bekannt genug.)

Von dieser Zeit an war Clarenbach in einem Gefängnis, wo Geistliche und Weltliche ihn besuchen konnten. Es kamen ihrer auch viele, um zu versuchen, ob sie ihn in Liebe herumbringen möchten. Am beweglichsten redete der Pfarrer aus seiner Heimat Lennep. „Adolf,“ sagte er, „ich habe noch einen alten Gulden; den kriegt der erste Bote, der die Nachricht bringt, daß sich Adolf bekehrt hat. So thut's doch, mein lieber Adolf; thut's doch, ich bitte Euch um Gottes und Christi willen.“ Dies sagte er mit so rührender Stimme und Gebärde, daß Adolf hätte erweicht werden müssen, wenn Gott ihn nicht festgemacht hätte in seinem Herzen. Stumm und schweigend saß er da bei allem, was man ihm Liebes sagte. Warum antwortest du nicht? fragten endlich die andern Anwesenden. „Freunde,“ sprach er, „ich kann keine andern Glaubensartikel machen, als ich von meiner Mutter gelernt habe.“ Der Pfarrer erwiderte: „Adolf, Ihr wollt sie genommen haben, wie Ihr's versteht, die Ketzer-

meister verstehen sie anders; sie können Euch doch nicht folgen, Ihr müßt Ihnen folgen.“ Adolf sagte wieder: „Um Gottes Barmherzigkeit willen unterrichtet mich doch; ich will mich ja gern von einem Kinde unterweisen lassen.“ — Wir können nichts ausrichten, es ist alles an ihm verloren, sagte der Pfarrer; und nun fingen sie an, ihm Angst zu machen. Adolfen liefen die Thränen die Wangen hinunter; er seufzte: Gott erbarme sich meiner! Es entstand ein Stillschweigen. Endlich sagte einer: Wäre die alte Weise unserer Väter nicht die rechte, so hätte Gott wohl einmal einen Toten auferweckt, der uns das gesagt hätte. Fürwahr, ein starker Beweis, versetzte ein dritter, und ein vierter rief: Ja, ein starker Beweis, was sagt Ihr dazu, Adolf?

Adolf. Wen Christus lehrt, der kann nicht irren, und mich hat er gelehrt. Wer an ihn glaubt, hat das ewige Leben, und ein solcher glaubt gut und kann nicht irren.

Da kam der Pfarrer wieder gelinde: Lieber Adolf, Ihr seid ein junger Mann, wollet doch Euren jungen Leib nicht dem Tode hingeben; es wäre schade um Euren Verstand. Rettet Euch doch, ich bitte Euch um Gottes und Christi willen.

Aber gute Worte und Schreckworte halfen nichts. Nun, wenn Ihr nicht anders wollt, Adolf, sprach endlich der Pfarrer, so sehet zu; es wird Euch Leib und Leben kosten. Ja, ja, fiel ein anderer ein, ich fürchte, Adolf, es kostet Euch den Hals.

„Der ist hier,“ antwortete Adolf und streckte den Hals hervor; „haben sie diesen auch, so haben sie ihren Willen doch nicht; ich aber werde das ewige Leben haben, und zuletzt sollen sie wohl erfahren, was sie gethan.“

Beim Abschied gab Adolf ihnen allen die Hand, segnete sie und befahl sich Gott.

Es wurde dem Kölner Stadtrat schwer, den Gefangenen zum Tode zu verdammen. Als aber eine bisher unbekannte Seuche in der Stadt ausbrach und nun auf den Kanzeln gepredigt ward, diese Krankheit komme daher, weil man die Ketzerei schone, so wurde endlich der Tod beschlossen über Adolf und noch einen andern Glaubenszeugen, Peter Flystädt aus dem Jülich'schen, der ebenfalls wegen lutherischer Ketzerei verurteilt war und seitdem mit Clarenbach in demselben Gefängnis gesessen hatte.

Der Tag der Hinrichtung, es war der 28. September 1529, brach an. Adolf und Peter wurden aus dem Gefängnis geholt; man band ihnen die Hände und führte sie zum Richtplatz außerhalb der Stadt. Eine unzählbare Menschenmenge begleitete den Zug. Unterwegs kam manches vor, was auf die damalige Stimmung des Volks ein Licht wirft

und den Beweis liefert, daß noch viele im stillen gesinnt waren, wie die beiden Märtyrer, aber nicht den Mut hatten, mit ihrem Bekenntnisse herauszutreten. Der letzteren Beispiele wollen wir einige anmerken.

Als sie den Gang antraten, brach Adolf in ein lautes Gottloben aus und betete: „Lob, Ehre und Dank sei dir, Vater, daß du uns diesen Tag hast erscheinen lassen, nach dem uns so sehr verlanget hat! O Herr, siehe herab, denn die Zeit ist nahe!" — Da trat ein Handwerksmann an ihn heran und redete ihm mit tröstlichen Worten zu. „Ich bin in Christo getröstet," erwiderte Adolf, „ich sterbe des Christen Tod, und es geschieht der Wille des Herrn; ihm erging es so, wie sollte es uns nicht so gehen? Er ging voran, und wir müssen nachfolgen, wenn wir seine Brüder sein wollen." — Als sie eine Strecke weiter gezogen waren, sprach ihn ein Oberrheinländer an: „Sei getröstet, Adolf." Davon ward er sehr erfreut; er lächelte und hätte dem lieben Unbekannten und doch Bekannten gern die Hand gegeben, aber sie war zu eng gebunden. Lange noch ging dieser Mann neben ihm her.

An der Wachtpforte wurde Adolf eines Bekannten ansichtig und begrüßte ihn: „Sei du gegrüßet, Bruder, und den andern Brüdern sage gute Nacht. Ermahne sie, daß sie nicht ablassen von Christo und seinem Worte aus Furcht vor dem Tode. Denn es muß geschehen, daß alle, die gottselig leben wollen, Verfolgung leiden. Darum will ich Christo nachfolgen und euch vorangehen." — „O Köln, Köln," fuhr er dann fort, „wie verfolgest du das Wort Gottes! Es ist eine Wolke in der Luft, die wird noch einmal herabfließen!" — Alles Volk verwunderte sich der Freiheit und Festigkeit, mit der er redete. Der Pfaffen etliche aber sagten: er hat gut gezecht, die Zunge ist ihm gelöst.

Mittlerweile war der Zug bis zu der sogenannten Hacht gekommen. Dort mußten nach dem Gebrauch die Missethäter so lange warten, bis die Sterbeglocke geläutet wurde. Als diese ertönte, kam der Scharfrichter auf die beiden Gefangenen zu und sagte: „Die Zeit ist hin, meine lieben Brüder, es muß sein!"

Adolf. Wenn Ihr wollt, — wir sind schon bereit.

Scharfrichter. So bitte ich euch denn, daß ihr mir verzeihen wollet den Tod, den ich euch anthun muß.

Adolf und Peter. Von Herzen thun wir das, thut, was Euch befohlen ist.

Da trat auch ein Verwandter Adolfs, Aleff von Gynt, der ihn in den letzten Tagen oft besucht hatte, nochmals zu ihm heran, nahm ihn bei der Hand und sagte:

Lieber Vetter, ich bitte Euch um Gottes willen, besinnt Euch noch; denkt, was Ihr Euren Freunden schuldig seid.

Adolf. „Wer Vater oder Mutter mehr lieb hat, als mich, der ist mein nicht wert," spricht der Herr.

Aleff. Nun, wenn's nicht anders ist, so muß es Gott geklagt sein.

Adolf (zu Peter). Bruder, halte dich fest an Gottes Wort!

Peter. Wir sind stark in dem Herrn.

Auf dem weiteren Wege kamen sie an dem Hause Johann von Venradts, jenes ehemaligen Lehrers und Richters von Clarenbach, vorüber. Der Ketzermeister hatte sich ins Fenster gelegt und gab ihm den christlichen Abschied: „Gehet nun, daß Euch St. Antonius verbrenne!" — Hier erblickte Adolf auch wieder einen Bekannten, Namens Schwejus; zu dem sagte er: „Jetzt, Lieber, wirst du bald ein Schauspiel sehen, desgleichen du nie gesehen hast." — „Ja, lebe wohl," sprach Schwejus, „und behalte Gott in deinem Herzen!"

Dann sprach Adolf zu Peter: „Bruder, laß uns beten, daß wir nicht in Versuchung fallen!" Nun betete er das Gebet des Herrn und den Glauben: „Ich glaube an Gott Vater u. s. w." Darauf fragte er Petern: „Bruder, glaubst du das alles?" — „Ja," antwortete Peter, „ich glaub's, und es ist also." Dann wandte sich Adolf an das Volk und sprach laut: „Also müssen wir dem neuen Adam, Christo, im Glauben nachfolgen, soll er anders zu uns kommen. Je mehr Druck und Verfolgung, desto größeres Wachstum des neuen Menschen und Tod des alten, des Fleisches, der Sünde, des Teufels, der Welt. Diese verspottet uns jetzt und läßt uns trostlos, aber wir setzen gegen sie den einigen Christum, unsern Tröster, Vertreter und einigen Mittler, der uns wohl vertreten wird vor seinem himmlischen Vater. Ärgert euch nicht an unserm Tode; denn Christus mußte auch leiden und durchs Leiden in sein Reich eingehen. Durch diesen Christum ermahne ich euch, liebe Brüder, daß ihr ohne Aufruhr liebreich, brüderlich und christlich untereinander leben wollet und aller Obrigkeit gehorchen. Unser Herr wird alles zum Besten kehren und euch seine Gnade und sein göttliches Wort geben."

Als nun Adolf über Müdigkeit klagte, fing Peter an zum Volke weiter zu reden.

An der neuen Ehrenpforte angekommen, wo Adolf früher einmal im Gefängnis gesessen, sagte er der Burgwärterin gute Nacht und bat sie um etwas zu trinken, denn es dürstete ihn sehr. Als sie das aber verweigerte, rief er ihr zu: „Ade, Gott segne Euch!" Sie nickte mit dem Kopfe und machte viele Kreuze vor dem halsstarrigen Ketzer.

Als sie der Richtstätte so nahe gekommen waren, daß man die früher Hingerichteten konnte hängen und auf dem Rade liegen sehen, sagte Adolf zu Peter: „Siehe da, Bruder, die haben um Goldes und Gutes willen als Diebe oder als Mörder so gelitten; wie sollten wir denn nicht um Christi willen leiden? Das Fleisch ist schwach, aber der Geist ist stärker."

Auf dem Richtplatze ließ der Führer des Zuges von dem Volke einen großen Kreis schließen. Da die beiden Märtyrer aber fortfuhren zu reden, so drängten die Leute immer dichter heran, so daß die Gerichtsdiener nicht gut wehren konnten. Der Gewaltrichter Kirstgenborn sprengte mit dem Pferde heran und schrie: „Zurück, zurück, was habt ihr hier zu schaffen? Wollt ihr predigen hören, so gehet in den Dom!" — Einer aus dem Haufen rief: Man möchte hier wohl so gut predigen hören, wie in der Domkirche.

Infolge des vielen Redens dürstete es Adolf sehr, und er beklagte sich, daß man so unbarmherzig sei und ihm nicht einmal zu trinken geben wolle, da man doch sonst den Übelthätern so viel Trank reiche, als sie begehrten. Dies bewog den Scharfrichter, die Flasche zu holen und ihn trinken zu lassen. Dadurch erquickt und gestärkt, fing Adolf von neuem an zu dem Volke zu reden.

„Lieben Brüder, wir müssen sterben, wie ihr vor Augen sehet, und von euch scheiden. Wenn aber der Richter kommen wird, der uns alle zur Rechten und Linken fordert, dann werden wir uns alle wiedersehen. Damit wir dann zu denen kommen, die zur Rechten stehen, so wollen wir diesen Tod, will's Gott der Herr, geduldiglich und williglich leiden. Dort wird sich's dann ausweisen, was ein jeglicher geglaubt hat, und was wir glauben. Ob wir recht oder unrecht haben, wird dann an den hellen Tag kommen. Darum sehe ein jeder wohl zu, was er zu thun hat, und halte sich an Gott und sein Wort allein, und die das thun, mit denen werden wir uns in dem Herrn alle wiedersehen und wiederfinden."

Hierauf fleheten beide den Herrn um Vergebung ihrer Sünden an. Dann sprach Peter zu Adolf: „Nun verzeihe mir auch alles, was ich dir gethan haben möchte in der Zeit, da wir bei einander waren." Adolf: „Ja, gern thue ich das, und vergieb du auch mir, wenn ich dich etwa erzürnt hätte."

Dann küßten sie sich zur Letzte und schieden freundlich voneinander.

Jetzt nahm der Scharfrichter Petern, zog ihn bis aufs Hemd aus und band ihm die Hände fest aneinander. Wie er nun entkleidet da stand, trat Adolf noch einmal zu ihm und stärkte ihn: „Bruder, sei stark in

dem Herrn, und vertrau auf Ihn; denn heute kommen wir zu unserm Bruder Christo und werden mit ihm leben in Ewigkeit. Darum sei standhaft im Glauben und laß dich vor dem Feuer nicht erschrecken. Auch ich will auf den Herrn vertrauen, und sein Wort soll mein Siegel sein." Peter antwortete: „Ich will sterben als ein Christ und wie wir Christo, unserm Bruder, versprochen haben, um seines guten Namens willen zu sterben."

Wie es gebräuchlich war, hatte man den beiden Verurteilten zwei Mönche beigegeben, die sie zum Tode vorbereiten sollten. Der eine, ein Augustiner, war bisher still nebenher gegangen; der andere aber, der früher Jude gewesen, hatte sie unterwegs immer im Reden unterbrochen, um mit ihnen von päpstlichen Dingen zu reden und ihnen das Kreuz zum Ansehen vorzuhalten. Jetzt sollte Peter in die Holzhütte geführt werden; als er aber noch etwas sagen wollte, stieß ihn der Scharfrichterknecht mit Gewalt hinein, und der Mönch, welcher ehemals Jude gewesen, sagte: „Wer hat dir befohlen zu predigen?" — „Wer hat es dir befohlen?" fragte Peter. „Ich bin dazu verordnet," antwortete jener und spie vor ihm aus. Nun stellte der Henker ihn an den Pfosten in der Holzhütte, schlang ihm die Kette um den Hals und schlug diese an; er hatte sie aber so fest angezogen, daß Peter schon erstickt war, ehe Adolf zu ihm kam. Unterdessen beschäftigte sich der eifrige Mönch mit Adolf. „Weißt du nicht," sagte er, „daß viele gelehrte Leute und Doktoren zu Köln sind, die sich wohl auf die heilige Schrift verstehen, und achtest du dich weiser, als sie alle?" — Adolf: „Das sage ich nicht, daß es nicht viele Gelehrte in Köln giebt, sondern das sage ich: daß sie das Evangelium Jesu Christi verfolgen, besonders die Theologen, die doch am meisten mit der Schrift umgehen und sich dünken, sie verstehen sie." — Auf diese Worte brach der Mönch über die Maßen in Scheltreden aus. Der Augustinermönch aber, der bisher geschwiegen hatte, redete ihn jetzt sanft an: „Adolf, noch habe ich Euch nicht zugeredet; jetzt hört doch auch ein Wort von mir."

Adolf — der den stillen Mönch bisher wohl nicht genau beachtet hatte — sagte: „Ja gern, macht es aber kurz!"

Der Augustiner. Der Herr Jesus spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nicht sterben ewiglich."

Adolf. Lieber, sagt mir das noch einmal vor!

Der Augustiner. „Ich bin die Auferstehung und das Leben u. s. w."

Adolf (der nun im Geist den Bruder erkannte). „Habt Dank, daß

Ihr mir das Evangelium verkündet habt und grüßet alle Brüder in dem Herrn Christo."

Auch ein Priester trat noch zu Adolf heran, tröstete ihn und sprach: „Sei getröstet in dem Herrn, Adolf, und davon laß dich nicht abdringen."

Jetzt entfesselte ihn der Henker. Adolf übergab diesem ein Büchlein, um es den Brüdern einzuhändigen, und entkleidete sich dann selbst. Dann ging er willig in die Holzhütte, schlug vor derselben noch einmal seine Augen auf gen Himmel und sprach: „O Herr, hiernach hat mich verlanget! Denn so muß es geschehen, daß wir durchs Kreuz bewährt werden!" — Als er in die Hütte kam und sah, daß sein Bruder den Geist aufgegeben hatte, sprach er: „Bruder, hast du deinen Geist aufgegeben? So sei der Herr dir gnädig und barmherzig; ich komme dir gleich nach." — Dann stellte er sich ganz von selbst an den Pfosten; der Scharfrichter schlug ihn an und hängte ihm einen Sack mit Pulver um den Hals.

Jetzt fragte ihn der Mönch noch: „Willst du als ein Christ sterben?"

Adolf. So hab ich immer gesagt; darum sprecht mir den Glauben vor, so lange Ihr könnt.

Mönch. Gern will ich ihn Euch vorsprechen, und so, wie ich ihn von meiner Mutter gelernt habe.

Er that es: „Ich glaube an Gott den Vater u. s. w."

Adolf sprach ihm alle Worte nach und setzte am Schlusse hinzu: „Das glaube ich, dabei will ich bleiben, darauf will ich leben und sterben."

Inzwischen hatte der Henker das Feuer angezündet, und da es hoch emporloderte, schrie Adolf mit lauter Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Nun entzündete sich das Pulver und erstickte ihn bald.

Das alte Buch, welches das Verhör und das Ende Adolf Clarenbachs zuerst dem deutschen Volke ausführlich erzählte und zwar von einem, „der persönlich allezeit dabei gewesen," sagt schlicht und schön zum Schluß: „Es ergingen aber mancherlei Urteile über ihn, je nachdem es einem ums Herz war, und wie er's verstund."

So wird es wohl anfänglich gewesen sein. Aber es dauerte doch nicht so gar lange, da brach das Feuer, das Adolf im bergischen Lande angezündet hatte, durch. Die alten Gemeinden Lennep (1540), Remscheid (1548) u. s. w. thaten, wie ihnen Clarenbach einst bei seinem Abschied geraten: sie verschafften sich bessere Prediger und bekannten sich zur evangelischen Lehre nach der Schrift.

Aus den vorstehenden Mitteilungen vermag jeder, der nur zu lesen versteht, die religiöse Anschauung, den Geist und Charakter des alten rheinischen Reformpredigers deutlich zu erkennen. Da ist nichts Verschleiertes und Verhülltes, kein Verheimlichen und Verstecken; klar und verständlich, auch für den Ungelehrten, spricht er, wie er denkt: ehrlich und offen handelt er, wie er spricht, und stirbt getrösteten und festen Herzens in dem Glauben, den er gepredigt hat. Die da gern sagen: „Thue recht und scheue niemand!" können hier einen sehen, der auch bis in den Feuertod so zu handeln verstand.

In seinem religiösen Denken steht Adolf fest auf dem Glauben, den er von seiner Mutter gelernt hat, und den die christlichen Kirchen aller Zeiten und Orten, wie verschieden sie auch sonst sind, einstimmig bekennen. Er will diesen Glauben verstehen und verstanden haben, wie ihn die Schriften der Apostel verstehen lehren, nicht anders. Nur diese will er als die rechten gültigen Zeugen über das, was Jesus von Nazareth gewesen und nicht gewesen ist, was er gethan und nicht gethan hat, gelten lassen. Nach diesen Zeugen, die er für ehrlich hält so gut, als er selbst für ehrlich gehalten sein will, glaubt er an einen Christus, der nicht ein sogenannter, sondern ein wirklicher Christus ist, — an einen Heiland, der auch wahrhaftig heilen kann. Er vermißt sich nicht, alles zu wissen und auf alle Fragen antworten zu können; aber darin ist er sicher, wo man die Wahrheit gewiß lernen kann. Die Stimme dessen, der sich den guten Hirten genannt, hat er unter den vielen, die sich auch für rechte Hirten ausgeben, aber es nicht sind, deutlich heraus erkannt. Darin vermag ihn nichts mehr wankend zu machen.

Wie Adolfs Denken, so ist auch sein Sinn. Beides gründet sich bei ihm auf denselben Grund. Er erkennt keine andere christliche Gesinnung an, als die, welche gesinnet zu sein begehrt, wie Jesus Christus auch war. „Wer Christi Geist nicht hat" — spricht er — „der ist nicht sein".

II. Dr. K. Nagel.

Von einem neuen rheinischen Reformprediger soll die Rede sein, nicht von dem alten, dessen Denkmal dort auf der Höhe bei Lennep steht. Es ist allerdings wohlgethan, sich je und je der alten Wahrheitszeugen, zu denen auch der niederrheinische Schulmann Adolf Clarenbach mit Recht gehört, immer wieder zu erinnern. Was sagt die Schrift? „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; schauet an den Ausgang ihres Wandels und folget ihrem Glauben nach" (Hebr. 13, 7). Es ist fast schmerzlich zu sagen, daß jemand in manchen nieder-

rheinischen Kirchen jahrelang sonntäglich ein- und ausgegangen sein kann, ohne auch nur einmal an den Dank erinnert worden zu sein, den er jenem Märtyrer schuldet. Wie es in solchen Gemeinden um den christlichen Glauben und Wandel steht, ist nicht not erst zu sagen.

Jede Zeit hat indes auch ihre besonderen Anliegen und Aufgaben, und zwar nicht bloß auf einem Gebiete. Auf allen Gebieten giebt es von Geschlecht zu Geschlecht etwas zu reformieren, denn „die Welt liegt im argen.“ Reformprediger sind daher zu jeder Zeit nötig, auch in der jetzigen; und wo ein solcher auftritt, da thut man wohl, sich die Augen zu reiben und die Ohren zu gebrauchen, namentlich auch darum, weil je und je solche Lehrer aufgetreten sind, welche die Leichtfertigen und Ungelehrten gründlich verwirrt haben.

Aber wer ist nun „der neue Reformator,“ von dem hier berichtet werden soll? — Wer eine große oder kleine Zeitung hält oder in solchen Städten bekannt ist, wo viele Juden wohnen, hat ohne Zweifel von sogenannten „Reformjuden“ reden hören. Es sind dies solche Juden, welche das Gesetz — das ihnen auferlegt ist, bis der kommt, welcher es gegeben hat — nach eigenem Ermessen abthun und sich den „Nationen“ gleich stellen wollen. Doch das sind eben jüdische „Reformer“, die uns hier weiter nicht angehen. Etwas Ähnliches begegnet uns aber heutzutage auch in der sogenannten Christenheit. Auch hier treten da und dort Männer auf, die da verkündigen: Das Alte ist alt geworden, es gilt jetzt ein Neues zu bauen, d. h. „frei-religiöse“ Gemeinschaften zu gründen. In Nord- und Mitteldeutschland giebt es dieser Genossenschaften in der That schon eine ziemliche Zahl. Am Niederrhein will jedoch die Sache noch keinen rechten Fortgang gewinnen. Der bekannte Reformprediger Uhlich ist zwar jüngst, wie früher sein großer Vorläufer Johannes Ronge, einmal und ein anderes Mal durch die rheinischen Lande gezogen; allein sein neues Evangelium: Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch, wir sind Menschen, laßt uns Menschen sein — hat hier wenig Bewunderung und noch weniger Jünger finden wollen. In der That muß es auch mit der christlichen Kirche und mit der menschlichen Vernunft weit bergab gekommen sein, wo man einen Johannes Ronge für einen großen Unsterblichen oder ein trübes sächsisches Nachtlicht für die Sonne eines neuen Tages halten kann.

Der Reformprediger, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, ist ein geborner Rheinländer. Er wurde in der rheinischen Kirche und Schule erzogen und gebildet, war erst Privatdocent der Theologie an der Universität zu Bonn, später Lehrer an einer rheinischen Real-

schule und ist seit einigen Jahren umherreisender Evangelist einer neuen Lehre vom Himmelreich.

Worin besteht denn die neue Botschaft dieses Reisepredigers?

In der Vorrede zu einem seiner gedruckten Vorträge sagt er:

Die Leser würden durch diesen Vortrag in der Bibel, auf die sich die bisherigen Kirchen beriefen, einen Geistesstrom aufgedeckt finden, der über dieselben sämtlich hinausginge;

und an einer andern Stelle dieser Schrift heißt es:

„Ich war es mit der Zeit inne geworden, daß meine religiösen Gedanken und Gefühle weit über das Maß hinausgingen, das in den bestehenden Kirchen herkömmlich ist."

Der Mann verspricht also viel, sehr viel. Sehen wir uns daher recht aufmerksam nach dem Inhalt der Gedanken und Gefühle um, welche der Vortrag zu Tage bringt.*)

Bekanntlich geht das Denken der Christen apostolischen Glaubens aus alter und neuer Zeit von zwei Hauptfragen aus.

Erstlich: Wie ist der Mensch in seinem innersten Wesen beschaffen — ist er krank, oder kerngesund? mit Frieden erfüllt und selig, oder zerrissen und unselig?

Zum andern: Ist der Mensch Jesus von Nazareth der, wofür er sich ausgegeben hat und wofür ihn seine Schüler und Freunde auch gehalten haben, nämlich der Sohn des lebendigen Gottes, welcher in die menschliche Natur und ihr Elend eingetreten ist, um sie seiner göttlichen Natur und seiner Seligkeit teilhaftig zu machen? oder ist er nur ein begabter jüdischer Rabbiner, der nicht, wie er vorgiebt, Gewalt hat im Himmel und auf Erden, sondern wie alle Leute solcher Art, wie Sokrates, Mohammed rc. auf dem Wege alles Fleisches in die Welt gekommen und aus ihr hinausgegangen ist?

Auf diese Fragen haben nun alle wahrhaftigen Christen und christ-

---

*) Alle nachstehenden Äußerungen Dr. Nagels sind sämtlich wortgetreu entnommen aus der Schrift: „Was muß heutiges Tages aus den alten Kirchen heraustreiben?" — Rede, gehalten in einer freireligiösen Dissidenten-Versammlung zu Müngsten bei Remscheid, von Dr. R. Nagel. Remscheid 1860. Im Selbstverlage des Verfassers.

Von seinen übrigen Schriften haben uns vorgelegen: „Über Religionsunterricht an öffentlichen Schulen, besonders an höheren Schulen," und: „Die Propheten Jesaias, Jeremias und Ezechiel, drei biblische Lebensbilder rc." — Wir haben uns in den Citaten darum bloß auf jene Rede beschränkt, damit jeder bequem dort das Nähere nachlesen kann und weil sie am unverhülltesten und verständlichsten ist. — Schließlich sei hier noch bemerkt, daß hier nicht von der Person, sondern nur von der Lehre dieses Reformpredigers die Rede sein soll.

lichen Blutzeugen, von dem seligen Stephanus bis auf den seligen Adolf Clarenbach, nur die eine einstimmige Antwort gehabt: Wir sind von Natur krank, sehr krank; aber Jesus von Bethlehem ist unser und aller Welt Heiland, nicht ein sogenannter, sondern ein wirklicher, im vollen, ehrlichen Sinne des Worts. Wir haben es erfahren.

Auch Dr. Nagel weiß sehr wohl und ist auch ehrlich genug, es ausdrücklich zu bezeugen, daß die Apostel alle auf jene Fragen ebenfalls nur diese eine Antwort gewußt haben. Er sagt S. 24 des erwähnten Vortrags:

„Allerdings reden die Apostel davon, daß alle, sei's Juden, sei's Heiden, von Adam Sünde und Tod geerbt und entgegengehen der Offenbarung des göttlichen Zorns 2c. — wohl jubeln sie, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt, um sie zu erretten von diesem Zorngericht: — wohl preisen sie die Liebe des ewigen Gottessohnes, daß er arm geworden, um die Menschen reich zu machen, daß er, durch den alles geworden, sich seiner Herrlichkeit entschlagen, der armen Menschen Fleisch und Blut an sich genommen, um sie zu führen zur Herrlichkeit; sie preisen ihn, der geboren war kraft heiligen Geistes aus der Jungfrau, auf daß die Menschen selber neu geboren würden aus Gott; — wohl preisen sie namentlich seine Liebe, daß er um der verlornen Welt willen sich erniedrigt bis zum Tode am Kreuz und mit seinem unschuldigen Blute ihre Schuld bezahlt; — wohl jauchzen sie, daß er, der Auferstandene, den Tod siegreich überwunden: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? — Wohl sehnen sie sich entgegen seiner herrlichen Wiederkunft auf den Wolken des Himmels und freuen sich, ihm entgegengerückt zu werden mit unsterblichem Leibe und bei dem Herrn zu sein allezeit."

Dies Zeugnis, was Dr. Nagel ausspricht, will viel sagen. Vor noch nicht langer Zeit war es unter vielen Geistlichen und sogenannten Gebildeten Mode, zu glauben und zu sagen: Die Apostel lehrten nichts von einem ewigen Sohne Gottes, von einem heiligen Geiste 2c., sondern drückten sich nur etwas morgenländisch-bilderreich aus. Indem man nun den biblischen Schreibern die Worte im Munde verdrehte, ließ man sie nur das sagen, was man gern gesagt haben wollte, nämlich die hausbackene Lehre des damaligen Rationalismus. Die rationalistische Ansicht ist jetzt aus der Mode gekommen, wenigstens in den höhern Schichten der Gelehrten und Gebildeten. Nur in einer gewissen niedern Schicht der Halbgebildeten und ihrer Nachläufer macht man wohl mit den alten rationalistischen Phrasen noch etwas Staat, gerade so wie eine Kleidermode in den vornehmen Ständen gewöhnlich schon etwas Altes ist, wenn die untern Stände damit Staat zu treiben anfangen.

Dr. Nagel will also mit dem abgelebten Rationalismus nichts zu thun haben. Er versteht zu gut zu lesen, um nicht sehen zu können, daß die Apostel wirklich das sagen, was die allgemeine Christenheit bisher auf

ihr Wort hin geglaubt hat. Aber bei ihm wie überhaupt in den Kreisen der Gelehrten, die sich der rationalistischen Wortverdreherei schämen, ist darum doch nicht mehr biblischer Glaube, als zu den Zeiten des vulgären Rationalismus vorhanden war. Denn der Glaube ist eben nicht jedermanns Ding.

Wie stellt sich denn nun Dr. Nagel zu den Jüngern Jesu und ihren Schriften? Er spricht sich darüber so aus:

„Wohl reden die Apostel von diesem allem" — was vorhin angegeben — „aber machen sie nun in diesem allem auf vollständige Unfehlbarkeit Anspruch? O nein, hören wir vielmehr, was der gewaltigste aller Apostel, was der Apostel Paulus von sich und von seinen Zeitgenossen mit liebenswürdiger Bescheidenheit gesteht. Wir wandeln, sagt derselbe, jetzt erst im Glauben und noch nicht im Schauen; — wir erkennen jetzt erst stückweise und noch nicht vollkommen; wir schauen jetzt erst wie durch einen Spiegel ein Rätselbild, noch nicht von Angesicht zu Angesicht (2. Kor. 5, 7; 1. Kor. 13, 9 ff.); — — damit gesteht der Apostel doch deutlich genug ein: daß sich ihm das neue in Jesu erschienene Leben gleichsam reflektiert im Spiegel der Phantasie, daß demnach in seinen Vorstellungen über Jesus Dichtung und Wahrheit vermischt sei, daß allerdings Wahrheit darin enthalten sei, aber unter phantastischer Hülle verborgen; ja, daß es **Phantasien** seien, aber um einen Wahrheitskern gesponnen."

So weit ist Dr. Nagels Stellung zur Bibel klar. Man weiß, was man an ihm hat. Wenn er aber erst mancherlei von der Geschichtserzählung der Evangelisten abziehen will, um zur eigentlichen Wahrheit zu gelangen, so wird einem doch fast etwas bange, ob er seine Behauptung auch machen werde: er wolle in der Bibel einen Geistesstrom aufdecken, der über die bisherigen Kirchen hinausgehe. Doch wir wollen nicht vorgreifend Mißtrauen erregen, sondern ruhig weiter hören, wie er in den apostolischen Berichten die „Dichtung" von der „Wahrheit" scheidet und was für einen „Wahrheitskern" er aus den „Phantasiebildern" herausbringt.

Hier befinden wir uns aber in einer gewissen Verlegenheit. Wenn die Apostel lehren wollen, daß der Mensch in seinem innersten Wesen krank, verdreht, elend und unselig sei, so gründen sie ihre Aussprüche nicht auf gelehrte Untersuchungen über die Menschennatur und die Weltgeschichte, sondern sie berufen sich schlichtweg auf die Kenntnis, die jedermann von sich selbst und seinem Nachbar hat oder haben kann. Daran haben sie ohne Zweifel recht gethan, da es ja nicht nötig ist, erst eine Reise um die Welt zu machen, um zu wissen, daß der Erdenstaub grau und der Himmel blau ist. Darum sind sie auch in solchen Reden von den schlichtesten Leuten zu allen Zeiten wohl verstanden worden.

Unser neuer Reformprediger verfährt aber in seinen Untersuchungen

über die apostolische Dichtung und Wahrheit etwas weitläufiger. Er muß, um den gemeinten geistigen „Wahrheitskern" aus der Hülle heraustreten zu lassen, mancherlei aus gelehrten weltgeschichtlichen Büchern heranziehen, was ein schlichter Handwerker oder Bauersmann zwar anhören, aber kaum verstehen und noch weniger prüfen kann. Lassen wir den Doktor nun in seiner Sprache reden, so wird ohne Zweifel ein ungelehrter Leser, dem es in die Hand kommt, sprechen: ich weiß nicht, was das gesagt ist. Wollten wir aber aus seiner weitläufigen Darstellung das herausnehmen, was den eigentlichen Kern ausmacht, so möchte jemand mutmaßen, wir hätten vielleicht den Sinn nicht ganz getroffen oder nicht genau genug wiedergegeben. Das ist unsere Verlegenheit.

Es wird aber wohl das beste sein, daß wir den Mann selbst reden lassen und nur Hauptpunkte in möglichster Kürze vorführen.

Die Apostel also lehren — nach Dr. Nagels eigenen Worten —:

1. „daß alle, sei's Jude, sei's Heide, von Adam Sünde und Tod geerbt,"
2. „daß sie entgegengehen der Offenbarung des göttlichen Zorns" und
3. „daß für alle Völker aller Zeiten kein anderer Weg zur Seligkeit sei, als im Glauben an Jesus."

Das sind nun nach der Meinung Nagels drei Spiegelbilder oder eigentlich drei Einbildungs-Vorstellungen, aus denen erst die wirkliche Sache herausgedeutet werden muß. Er deutet nun so:

„In der That kann es nicht schwer sein, in jenen Vorstellungen Dichtung und Wahrheit zu scheiden, sobald wir nur festhalten, daß das, was darin von der Menschheit überhaupt gesagt wird, sich doch zunächst nur auf die Menschheit beziehen kann, in welcher Jesus und die Apostel auftraten. Es war ja die damalige Welt eine Welt des Todes; all die Völker: Assyrer, Babylonier, Ägypter, Juden, Griechen u. s. w., die bis dahin eins nach dem andern so frisch geblüht, sie waren verwelkt und lagen ermattet und erstorben unter dem Joche des unbarmherzigen Römertums, dem selber auch jedes höhere Leben untergegangen war in Sittenlosigkeit; — nun, das spiegelte sich denn den Aposteln in der Art ab (erstes Spiegelbild!), als — habe die ganze Menschheit von ihrem Stammvater den Tod geerbt."

„Ja, es ging die damalige Welt entgegen ihrem Untergange; jenes Volk Israel, in dem einst so geistige Religiosität gewaltet: es war verkommen im allerpeinlichsten Ceremoniendienst; bei jeder noch so kleinen Übertretung der noch so äußerlichen und gerade dadurch unmöglichen Satzung drohete seinem bedrängten Gewissen das ewige Feuer; trotzdem stand es im Wahn, als alleiniges Gottesvolk sich die Herrschaft über alle Welt mit dem Schwerte erkämpfen zu müssen; Empörung gegen Rom schien ihm heilige Pflicht, und solche Empörung wider dies schwertmächtige Reich — was konnte sie dem kleinen Judenvolke anderes bringen, als den vollständigen äußeren Untergang? Desgleichen war das einst so sittenstrenge Römervolk jetzt, seit es aller Völker Schätze in sich verschlungen, so sittlich entartet, daß es, wie seine eigenen

bessern Männern (z. B. Livius) bezeugen, weder seine Laster, noch die Gesetze, die dagegen helfen sollten, ertragen konnte; ja seine eigenen bessern Männer (z. B. Tacitus) sehen schon mit Schmerz und Freude zugleich in den frischen unverbildeten Germanen, in unsern Vorvätern, die zukünftigen Zerstörer des Römerreichs; — so ging die damalige Welt entgegen ihrem Untergang: Das spiegelte sich dann den Aposteln in der Art ab (zweites Spiegelbild!), als stünde der Welt das Zorngericht Gottes, als stünde ihr der Tag des jüngsten Gerichts nahe bevor, ja damit war's denn, als sollte die ganze sichtbare Welt überhaupt untergehen."

„Es war nun wirklich jener verderbten Welt in Jesus das Leben erschienen, das allein sie noch retten konnte."

(Worin besteht aber dieses „neue Leben", der neue heilige Geist und die neue gewaltige Predigt Jesu? — Wir lesen:)

„Nur wenn Israel von jener gewaltigen Predigt sich ergreifen ließ: daß es nicht ankomme auf Ceremonien, daß es vielmehr auf Gottes- und Nächstenliebe ankomme, — nur wenn es demgemäß Gott im Geist und Wahrheit anzubeten begann, konnte es frei werden von der steten innern Qual, von der steten Furcht vor der Hölle (!), in die es bei dem äußerlichen und eben darum unerfüllbaren und doch für jede Übertretung mit der Hölle drohenden Ceremonienwesen geriet; nur wenn es abließ von dem thörichten Wahn, als alleiniges Gottesvolk mit dem Schwert die Welt erobern zu müssen; nur wenn es sich selig darin fühlte, mit dem neuen Leben, das Jesus in ihm erweckt, die tote Welt zu verjüngen und damit gleichsam geistig zu erobern, nur dann konnte es entgehen dem Zorngericht, das ihm bei der Empörung gegen das schwertmächtige Rom bevorstand; — nur wenn das römische Gewaltreich sich umgestaltete zum Bruderreich, nur wenn seine gräßliche Sittenfäulnis sich läutern ließ vom neuen, ernsten, heiligen Geist, nur dann konnte es entgehen dem Zorngericht, das ihm durch unsere Vorväter (die Germanen) bevorstand. Es war also wirklich für die damalige Welt kein anderer Name gegeben, in dem sie konnte gerettet werden vom Zorngericht, denn der Name Jesu, was Wunder, daß sich dies bald der begeisterten Phantasie in der Art abspiegelte (drittes Spiegelbild!), als sei nun überhaupt für alle Völker aller Zeiten kein anderer Weg zur Seligkeit als im bewußten Glauben an Jesus, und als seien alle Nichtchristen auf ewig verdammt."

Hier müssen wir einen Augenblick Halt machen und uns besinnen an das, was wir aus dem Munde der Apostel wissen.

Dr. Nagel meint, die Apostel hätten nicht dafür gelten wollen, daß sie gewisse Wahrheit wüßten; sie machten auf „Unfehlbarkeit" keinen Anspruch. Er beruft sich auf den Apostel Paulus, wo derselbe (mit Beziehung auf den Zustand nach dem Tode) sagt: „Wir leben im Glauben, nicht im Schauen."

Derselbe Apostel spricht mit nicht mißzuverstehendem Ernst im Briefe an die Galater Kap. 1: „Mich wundert, daß ihr euch so bald abwenden lasset von dem, der euch berufen hat in die Gnade Christi, auf ein anderes Evangelium, so doch kein anderes ist, ohne daß etliche sind,

die euch verwirren und wollen das Evangelium Christi verkehren. Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würden Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht. Wie wir gesagt haben, so sagen wir abermal: So jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht!"

Das ist doch verständlich gesprochen, wie uns dünkt. Aber nicht bloß an vereinzelten Stellen, sondern überall geben die apostolischen Geschichtschreiber und Lehrer deutlich genug zu verstehen, daß sie ganz und gar nicht gemeint sind, von dem, was sie über Christum und sein Werk bezeugt haben, sich etwas als Dichtung abziehen zu lassen. Während seiner Gefangenschaft hatte Paulus einmal Gelegenheit in feierlicher Sitzung vor dem Prokonsul Festus, in Gegenwart des Königs Agrippa und der ganzen vornehmen Welt aus der Stadt Cäsarea, sich zu verteidigen. Nachdem er ausführlich seinen Lebensgang, seine Berufung und die erfahrenen Verfolgungen dargestellt, schließt er mit den Worten:

„Aber durch Hilfe Gottes ist es mir gelungen, daß ich stehe bis auf diesen Tag und zeuge beiden, Kleinen und Großen und sage nichts außer dem, das die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses; nämlich: daß Christus sollte leiden, daß er sollte der erste sein aus der Auferstehung der Toten und Licht verkündigen dem Volke (der Juden) und den Nationen." Da er aber solches zur Beantwortung gab, rief Festus mit lauter Stimme: „Paulus, du rasest (phantasierst); die große Gelehrtheit macht dich rasend!" Er aber sprach: „Ich rase nicht, edelster Festus, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte. Denn der König (Agrippa) weiß um solches wohl, zu welchem ich auch freudig rede. Denn ich achte, ihm sei deren keines verborgen. Denn solches ist nicht im Winkel geschehen."

Gerade wie Paulus, so verwahrt sich auch Johannes ausdrücklich gegen den bösen Verdacht, als ob er möglicherweise Phantasien mit eingemischt habe (1. Joh. 1, 1—3): „Das da von Anfang war, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut haben und unsere Hände betastet haben vom Worte des Lebens — — das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet; unsere Gemeinschaft aber ist mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo."

Können nun Paulus und Johannes sich deutlicher, unmißverständlicher darüber aussprechen, für was sie gehalten sein wollen? — Für Dr. Nagel scheinen aber diese Erklärungen samt den vielen andern, die in den Schriften

der Apostel stehen, noch nicht deutlich genug zu sein. Denn er setzt sich mit voller Gemütsruhe und Zuversichtlichkeit hin, um bei allem, was die Augen- und Ohrenzeugen von Christo bezeugen, gerade das Hauptsächlichste und Wesentlichste als „Dichtung“ zu subtrahieren, wobei dann natürlich nur ein armseliger Rest als sogenannter „Wahrheitskern“ übrigbleibt. Das hat der Leser an den vorhin angeführten Beispielen wohl schon zur Genüge erkennen können. Doch wollen wir, um dem gelehrten Manne möglichst gerecht zu werden, auch noch in der Kürze hersetzen, wie er an den andern apostolischen Vorstellungen, an den von Christi Tod und dessen Bedeutung, von seiner Auferstehung und Himmelfahrt, von der Sendung seines Geistes und von seiner dereinstigen Wiederkunft die „phantastische Hülle“ abzustreifen versteht.

Über die Bedeutung des Todes Jesu sagt Paulus (1. Kor. 15, 1—3): „Ich erinnere euch aber, liebe Brüder, des Evangelii, das ich euch verkündiget habe, welches ihr auch angenommen habt, in welchem ihr auch stehet, durch welches ihr auch selig werdet, so ihr's behalten habt, welcher Gestalt ich es euch verkündigt habe; — denn ich habe euch zuvörderst gegeben, was ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünde, nach der Schrift.“ — Desgleichen spricht Johannes: „So wir aber im Lichte wandeln, wie er (der Vater) im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft mit ihm; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

Was sagt Dr. Nagel dazu?

Phantastisches Spiegelbild!

„Jesus sah freilich voraus, daß, wenn er den neuen geistigen Gottesdienst offen den Mächten der bisherigen Welt gegenüber bekannte, ihm dies den Tod bringen würde; er hat es aber dennoch gethan, er hat nun auch im offenen Bekenntnis des neuen Lebens sein Blut vergossen, es ist dann aber auch durch sein offenes, mit seinem Blute besiegeltes Bekenntnis das neue Leben durchgedrungen, und wenn auch nicht die ganze Masse sich erneuern ließ, so drang es doch in Einzelnen durch. Die wurden in geistigem Gottesdienst ledig — der Höllenfurcht (!); die beteiligten sich nicht an der Empörung gegen Rom und entgingen darum — dem Zorngericht über Jerusalem; die ließen sich durch den neuen ernsten heiligen Geist entreißen jener römischen Sittenlosigkeit und entgingen daher — dem Zorngericht über Rom; konnten also wirklich mit Recht von sich sagen: sie seien durch Jesu Blut vom göttlichen Zorngericht losgekauft. Das spiegelte sich nur bald in der Art ab: als sei nun überhaupt für alle Menschen aller Zeiten und Völker einzig und allein in Jesu Blut Rettung vor Gottes Zorn; daß man es darüber vergaß, daß einem jeden im aufrichtigen Reueschmerz das Mittel gegeben sei, dem verletzten göttlichen Gesetze genug zu thun.“

Was die Evangelisten über die Auferstehung Jesu erzählten, ist wohl jedem Leser gegenwärtig. Paulus sagt davon noch in dem angeführten Kapitel (V. 4—6): „Weiter habe ich euch gegeben, — daß Christus begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift; und daß er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen. Danach ist er gesehen worden von Jakobus, danach von allen Aposteln. Am letzten unter allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden; denn ich bin der geringste unter den Aposteln, als der ich nicht wert bin, ein Apostel zu heißen, darum daß ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe." Dr. Nagel denkt wieder: „Phantastisches Spiegelbild!" — und sagt:

„Freilich war der Fürst des neuen seligen Lebens gemordet, aber das neue Leben, das bis in den Tod bezeugt war, das ließ sich nicht morden: das stand auf in seinen Jüngern, und als diesen nach tiefer Niedergeschlagenheit zuerst aufging, daß noch nicht alles aus sei, da ist's ihnen in der Verzückung gewesen, als erschien ihnen der entrissene Meister persönlich in verklärter Gestalt; — ähnlich wie schon manch trauernder Gatte seine ihm entrissene Gattin wiederzusehen geglaubt hat." *)

Aus dem Evangelium und der Epistel am Himmelfahrtstage ist jedem Christen die Geschichte von der Himmelfahrt Jesu bekannt. Dort sind auch die Augenzeugen genannt, die Männer, denen der Herr nun sagte: „Ihr sollet meine Zeugen sein zu Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde," — also auch bis ins rheinische Land. Und ihr Bericht ist auch vor tausend Jahren schon in unsere Berge gekommen. Seit Suitbertus, dem ersten niederrheinischen Missionar, haben diese schlichten jüdischen Männer in unsern Kirchen, Schulen und Häusern für ehrliche, unverdächtige Zeugen gegolten; und damit ihr Zeugnis unantastbare, volle Gültigkeit unter uns behalte: dafür hat unser Adolf Clarenbach sein junges Leben nichts geachtet.

Dr. Nagel hält das, was sie nach ihrer Behauptung mit Augen gesehen und mit Ohren gehört, was sie durch ihr Leben bezeugt und mit ihrem Tode besiegelt haben, wiederum für — Einbildung, Selbsttäuschung, Phantasie. Er sagt:

„So stand (wie vorhin gedeutet) das neue Leben in den Jüngern auf, so ging es durch sie in die Welt, und wenn es auch hart bedrängt ward von den Juden: es sollte doch bald der steinerne Judentempel, es sollte doch bald das gewaltige Rom untergehen, es sollte doch bald der neue geistige Gottesdienst und das

---

*) In einer Anmerkung fügt dann der Doktor noch bei: „Das merkwürdigste der Art ist ohne Zweifel dies, daß man sich Anfang 1849 laut den Zeitungen in Sachsen erzählte, Robert Blum, der im Oktober 1848 in Wien erschossen wurde, sei auferstanden und vielen erschienen."

neue Gottesreich der Bruderliebe triumphieren über jüdischen Ceremoniendienst und römisches Gewaltreich; — nun, das spiegelte sich ihnen in der Art ab: als sei der auferstandene Lebensfürst gen Himmel gefahren und werde gar bald sichtbar auf den Wolken des Himmels wieder erscheinen zum Gericht über — alle Welt, insbesondere über Jerusalem und Rom, um die, so ihn verwerfen, zur Hölle zu verdammen, die Gläubigen aber aufzunehmen in sein seliges Reich." *)

Bekanntlich sind die Apostel so, wie ihr Herr sie ausgerüstet, mit ihrem Zeugnis von dem, was sie gehört und gesehen hatten, in alle Welt gegangen. Sie haben zwar nicht die Welt erobert, auch nicht die „Welt" bekehrt; aber sie haben doch der Weltgeschichte einen andern Gang angewiesen, wie vor Augen liegt. Ihr Name wird von Millionen auf Erden und im Himmel mit höchster Ehrfurcht und innigster Liebe genannt; ihre Schriften gehen in mehr als 150 Sprachen durch die Welt; Tausende und aber Tausende haben bekannt und bekennen noch, daß sie aus ihnen Licht und Trost im Leben und im Sterben herausgelesen, und wieder eine große Schar, die niemand zählen kann, hat dies Bekenntnis mit ihrem Blut besiegelt. Sogar Napoleon I., der doch nicht in dem Geruche steht, daß er der Sekte der „phantastischen" Nazarener zuzurechnen sei, der aber wohl zu beurteilen wußte, was für Kräfte und Anstrengungen dazu erforderlich sind, um wie Nebukadnezar, Cyrus und Alexander ein Weltreich zu erobern und die Eroberung festzuhalten, — ein Kaiser Napoleon mußte erklären: das größte Wunder, das Unbegreiflichste, was die Weltgeschichte erzähle, sei ihm der Eroberungszug der zwölf Nazarener, die ohne alle materielle Mittel, bloß mit ihrem Wort und Zeugnis den geistig bedeutendsten Teil der Nationen sich unterworfen hätten. Auch Dr. Nagel scheint etwas von diesem Wunder zu wissen oder wenigstens etwas davon zu ahnen; aber dieses Etwas schrumpft doch vor seinem Blick so sehr zusammen, daß er eigentlich kein Wunder mehr darin sehen kann, da er erklärtermaßen überhaupt kein Wunder anerkennt. Was Wunder also, daß sich der allen großen Geistern bisher unerklärbare Eroberungszug der Jünger Jesu seiner „Vernunft" also darstellt, oder, in seiner Sprache zu reden, in seiner Phantasie in der Art sich abspiegelt: Jene zwölf Galiläer seien zwar ehrliche Juden, aber doch im Grunde — Phantasten gewesen. Dieweil sie aber, wie andere simple Seelen dieser Art, z. B. der gutmütige Adolf Clarenbach, den Mut gehabt hätten, ihre Phantasien für pure Wahrheit auszugeben und mit ihrem Leben dafür einzustehen, so sei

*) In einer Anmerkung fügt Dr. Nagel noch bei: „Ähnlich erfüllt sich die mittelalterliche deutsche Hoffnung von Barbarossas Wiederkunft im — Wiederaufblühen deutscher Herrlichkeit."

ihnen das Ding glücklicherweise gelungen d. h. für die ersten 1800 Jahre. Diese ersten 1800 Jahre müßten aber als das Zeitalter der „Phantasie“ als „das Reich des Sohnes“ angesehen werden; jetzt aber, im 19. Jahrhundert sei die „Vernunft“ zur Welt gekommen, nun beginne das „Reich des Geistes“, wo Gott werde alles in allem sein.

Dieses „Reich des Geistes“ oder der „Vernunft“ — das ist es nun, als dessen Zeuge und Bote Dr. Nagel sich ankündigt. Hier sind wir in unserer Untersuchung endlich an das Allerheiligste des neuen Evangelisten gekommen. Die bisherigen Mitteilungen aus seinen Schriften bezogen sich, wie der Leser gefunden hat, nur auf den Vorhof. Damit wollte er nur den Weg zum Heiligtum bahnen und den Blick für dessen Herrlichkeit klar machen; sie sollten gleichsam aufräumen. Aus ihnen haben wir nur erfahren, daß diejenigen Thatsachen aus dem Leben Jesu, welche die Apostel für die Hauptsachen des Christentums ausgeben, ihm nur für phantastische Spiegelbilder gelten, und dann, daß als geschichtlicher Kern nur übrig bleibt: die Errettung der ersten Christen bei der Zerstörung des jüdischen und des römischen Reiches, — was eben alte Geschichten sind, die uns also heutzutage weiter nichts angehen. Ist uns nun bisher nur klar geworden, was Dr. Nagel nicht glaubt, und nicht geglaubt haben will, so werden wir jetzt wohl auch erfahren, was er denn wirklich glaubt, wovon sich sein gepriesenes, religiöses Leben wirklich nährt, wovon er geistlich lebt, worauf er sterben will, und was er seinen Schülern als Lebensmittel, als Halt und Trost im Leben und Sterben anbietet. Denn er muß doch in Wahrheit etwas, oder eigentlich viel haben, da im Eingange seiner Schrift versichert wurde, „sein Vortrag werde in der Bibel einen Geistesstrom aufdecken, der über die bisherigen Kirchen weit hinaustreibe.“

Hören wir ihn also endlich noch, wie er die Herrlichkeit des „neuen Reiches Gottes“ schildert und den eigentlichen „Wahrheitskern“, das ist den Inbegriff der Triebkräfte dieses Reiches, an's Licht stellt!

„Ja, dies Reich Gottes selber, das schon die begeisterten Männer des Neuen Testaments verkündigt, wenn sie da gepredigt: daß es nicht ankomme auf Ceremonien, sondern daß es gelte, Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit; daß Gottes- und Nächstenliebe besser sei, als Opfer und Tempelbesuch; daß es nicht ankomme auf äußerliche Wunder, sondern daß das Leben den Frommen selbst das wahre Wunder sei; — — dies letzte Reich, wo man die Wahrheit nicht mehr durch einen dunkeln Spiegel schaut, sondern von Angesicht zu Angesicht; wo der Himmel nicht mehr jenseits thront, sondern auf die Erde hinuntersteigt und Gottes Wohnung unter den Menschenkindern ist; wo der Mittler seine Herrschaft Gott selber übergiebt und Gott selber unmittelbar ist alles in allem: — — dies letzte Reich, das ist es, das in unsern Tagen anbricht.“

Fragen wir nun: wo denn dieses Reich in unsern Tagen zu sehen sei? — wo die „Frommen" sich finden, die das einzig „wahre Wunder" in ihrem Leben darstellen, die als freie Söhne Gottes vom Geiste selber getrieben werden in alle Wahrheit und das Gesetz im Herzen selber tragen? — und durch welche neue, heilige Kräfte dies „Wunder" zustande komme? — so antwortet der neue Evangelist:

„Die ganze Vernunftbildung unserer Zeit ist über die phantasievollen Vorstellungen sämtlicher bisherigen Kirchen hinaus; ihr selbständiger Geist erträgt keine äußere Autorität in Sachen des Geistes; ihr freudiges thätiges Schaffen auf der Erde ist über das Hinwegsehnen aus dem Jammerthal hinaus. Doch weshalb ist unsere Zeit über dies hinaus? Etwa weil sie gottlos ist? Nein, sondern weil sie im tiefsten Grunde gottvoll ist. Ja, Gottes voll ist unsere Zeit; aber sie ist Gottes so voll, daß sie mit ihrer Gottesfülle nicht mehr in die alten Tempel hinein paßt, sondern dieselben sprengt und sich einen neuen Tempel sucht, in dem sie frisch und freudig atmen und sich aus tiefster Brust Gottes freuen kann."

Also: „was man den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grunde der Herren eigner Geist," wie Goethe noch meinte, — das gilt jetzt nicht mehr; der Geist unserer Zeit ist gottvoll, er ist die Gottesfülle selber. Daran sollen wir also nicht mehr zweifeln, der Dr. Nagel hat es gesagt. Und wenn er gleich an andern Stellen seiner Schrift beweist, daß in unserer Zeit eine große Zahl der Prediger, Schullehrer und Laien über die Maße in Lüge und Heuchelei verstrickt sei, weil sie just dasselbe glaubten, was er predigte, aber es nicht bekennen wollten;*) — so behauptet er doch hier, daß nichtsdestoweniger jetzt die höchste Stufe menschlicher Geistesentwicklung und himmlischer Glückseligkeit auf Erden anbreche.

Und der Beweis? Man höre.

„Es ist im Laufe der Zeit dahin gekommen, daß es nicht mehr als apart-christlich gilt, das göttliche Ebenbild in jedem Volke, in jedem Stande und Geschlecht zu ehren. Es versteht sich unsere Zeit von selbst: es stammt ihr Bewußtsein von Gott unmittelbar; es gilt daher auch bei Nichtchristen, die freilich wohl von der Luft des allgemeinen Christentums umflossen sind. Es gilt auch bei den heutigen Juden; es hat darum unser Staat in der bewegten Zeit vor einem Jahrzehnt den Juden Bürgerrecht gegeben, ohne von ihnen ein direktes Bekenntnis zu Christus zu verlangen. Es hat damit freilich der christliche Staat aufgehört, aber doch ist darum nicht eingebrochen der Antichristenstaat, sondern — das unmittelbare Gottesreich ist angebrochen; — ja freilich ist das unmittelbare Gottesreich noch gewaltiger angebrochen — (Achtung, Leser! jetzt kommt der Trumpf!) — wenn vor einigen Jahren die Christen (Franzosen, Engländer und Sardinier) dem bisher auf den Tod gehaßten Mohammedaner geholfen haben gegen die Christen (Russen); wenn der Mohammedaner den bisher von ihm gedrückten Juden und Christen volles Recht verliehen hat in seinem Reich.**) Es ist darin

---

*) Sollte Herr Nagel hier vielleicht den Nagel auf den Kopf getroffen haben?

**) Bekanntlich zunächst auf dem Papier; während das Schwert der Moham-

ja thatsächlich ausgesprochen: daß fürder nicht mehr gefragt werden soll, ob man durch Moses oder Christus oder Mohammed den Weg zu Gott sucht, sondern ob man fromm ist in Gott und recht thut gegen den Nächsten; es ist darin thatsächlich erklärt: daß das Reich all dieser Mittler aufgehört hat, und Gott selber (welcher?) jetzt sein soll alles in allem."

Da hat der Leser endlich auch von dem allerneusten Evangelium, dessen Bote Dr. Nagel in Deutschland ist, den „Kern" samt der Schale.

Schreiber dieses glaubt das Seinige gethan zu haben; er hat, um Dr. Nagel möglichst gerecht zu werden, denselben gleichsam seine Sache selbst vortragen lassen. Aus den angezogenen Stellen schon, und noch mehr beim Durchlesen der Nagel'schen Bücher selbst, wird ein volkskundiger Leser sich bald überzeugen, daß dieser neue Reformprediger allerdings dazu angethan ist, gewissen halbverdrehten sogenannten Gebildeten den Kopf vollends zu verdrehen. Aber bei dem schlichten deutschen Manne von gesundem Menschenverstande wird seine projektierte Reformation schwerlich durchschlagen; das gelehrtklingende Beiwerk, was wir in obigen Auszügen möglichst beiseite gelassen haben, schmeckt ihm nicht. Dennoch würde es sehr irrig sein zu meinen, Dr. Nagels und ähnlicher Leute Schriften übten überhaupt keine beachtenswerte Wirkung aus. Eben der Umstand, daß die Zuhörer oder Leser so bald nicht herausfinden, welches denn der eigentliche angepriesene „Wahrheitskern" ist, daß sie durch das lebhafte Phrasengeklingel und namentlich durch die sorgfältig nachgeahmte biblische Redeweise in ein gewisses mystischheiliges Halbdunkel geführt werden, eben dieser Umstand zieht manche unklare Köpfe an und hält sie — wie bei dem mystischen Orden der Freimaurer — in einem staunenden Verlangen nach den wunderbaren Dingen, die noch kommen sollen, fest. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, mit solchen Leuten sich unterreden zu können, wird unsere Behauptung bestätigen müssen. Sie bringen in der Regel nichts heraus als die auswendig gelernten Sprüche aus dem Nagel'schen Evangelium: von „Ceremoniendienst", „steinernem Tempel" und sonderlich die von den „phantastischen Hüllen", die um den biblischen „Wahrheitskern" gesponnen seien. Fragt man dann dringlich nach diesem eigentlichen Kern, so versagt die „Vernunft" den Dienst; dann heißt es gewöhnlich: man solle einmal die und die Schriften Nagels lesen, so würde einem schon das Licht aufgehen.

---

medaner nachher in Syrien Tausende von Christen massakriert und andere Tausende von Frauen und Kindern dem Elend preisgegeben hat, denen nun die „aparten" Christen in Europa zu Hilfe eilen mußten, damit dieselben nicht auch noch umkämen. (Und jetzt sind wir so weit, daß die „aparten" Christen kalten Bluts Zehntausende armenischer Glaubensgenossen vom Schwerte Mohammeds erwürgen lassen. D. H.)

Ob der neue Reformprediger in seiner selbstgerühmten Ehrlichkeit noch nicht so weit vordringen kann, um, wie weiland sein Kollege Adolf Clarenbach gethan, die entdeckte Wahrheit ohne gelehrtes und phrasenhaftes Beiwerk, ohne erborgte biblische Zierat, klar und unverhüllt hinzustellen; — oder ob er bei seiner Gelehrsamkeit nicht imstande ist, wie ein rechter Volksmann verständlich zum Volke zu reden, — das bleibe hier einstweilen dahingestellt. Da aber einem wahren Volksfreunde alles daran liegen muß, daß die Akten des neuen rheinischen Religionsprozesses den Stand der Parteien möglichst deutlich darlegen, so liegt uns die saure Pflicht ob, das, was Dr. Nagel versäumt hat, nachzuholen und den Versuch zu machen, sein Vernunft-Evangelium mit dem, was vernunftgemäß daraus folgt, aus der Privat-Docenten-Sprache in deutsches Deutsch zu übersetzen. Das würde dann etwa also lauten:*)

Es war einmal vor etwa 1800 Jahren ein jüdischer Rabbiner, Namens Jesus von Nazareth. Da er von geringen Eltern stammte, so konnte er in seiner Jugend keine hohe Schule besuchen. Nichtsdestoweniger wurde dieser Jesus ein braver Mann und ein erleuchteter Volkslehrer. Es war ein „neuer, ernster, heiliger Geist“ in ihm. Ob er diesen „neuen Geist“ von väterlicher oder von mütterlicher Seite geerbt oder sonst woher bekommen, kann man mit Gewißheit nicht sagen. Übrigens ist das Wort „neu“ auch nicht so buchstäblich zu verstehen; es geschehen ja keine Wunder. Genug, für die damalige Zeit war dieser Geist etwas Neues. Das erwies sich daraus. Dieser Jesus lehrte nämlich: Wer nicht recht thut, der thut unrecht; und wer nicht innerlich fromm ist, der ist gar nicht fromm; und wer sich fromm stellt und dabei seinen Nächsten betrügt, der ist ein Heuchler, ein Taugenichts. Mit dieser unerhörten, gewaltigen Predigt drang er aber bei der Volksmasse und ihren Hirten nicht durch; vielmehr brachten diese den Rechtschaffenheitsprediger, der unerschütterlich gerade durch ging, unter die Erde. Bei einigen Stillen im Lande hatte jedoch der Meister eifrige Schüler und Anhänger gefunden. Nach der Ermordung ihres Lehrers waren diese natürlich sehr niedergeschlagen; sie dachten, jetzt sei alles aus. Nach einiger Besinnung kam ihnen jedoch der Mut wieder, das Licht, was in ihrem Herzen angezündet war, nämlich die Einsicht, daß „ehrlich am längsten währt“, brach wieder durch; und in der Entzückung darüber kam es ihnen vor, d. h. bildeten sie sich ein: Jesus sei wieder auferstanden. Vermöge ihrer Ehrlichkeit erkannten sie auch, daß ihre jüdischen Landsleute

*) Sollte Herr Dr. Nagel mit der Verdeutschung seines mystischen neuen Evangeliums nicht zufrieden sein, so mache er es gefälligst besser. Wir haben aber ein Recht, ehrliches verständliches Deutsch ohne „Hüllen“ zu fordern.

sehr thöricht seien, wenn sie glaubten, es würde ihnen besser gehen, sobald die Römer aus dem Lande gejagt wären. Darum beteiligten sich die Jünger Jesu nicht an der Empörung der Juden und entgingen darum dem Strafgericht, welches von diesen an den Empörern vollzogen wurde. In der Zerstörung Jerusalems und des ganzen jüdischen Volkstums mußten sie natürlich ein Gericht Gottes über die Mörder ihres Meisters sehen; dadurch gerieten sie denn auf die zweite Einbildung: Dieser sei wirklich gen Himmel gefahren und habe von dort aus die Rache über die Bösewichter veranlaßt, ihnen aber vorher die Erleuchtung des „heiligen Geistes" geschenkt, wodurch sie vor der Empörung gewarnt und also vor dem Strafgericht bewahrt worden seien. Dadurch, daß ihr lieber Meister auf diese Weise ihr Retter geworden, kamen sie nun auf die weitere Einbildung: Jesus sei überhaupt der Retter des ganzen Menschengeschlechts. So gerieten die guten Jünger aus einer Selbsttäuschung in die andere; aber auf der Höhe dieser erhabenen „Spiegelbilder" erwuchs ihnen auch der Mut, diese „Gesichte" ihrer Einbildungskraft so unerschrocken zu predigen, als wenn es wirkliche Geschichten gewesen wären, und so nach und nach den ganzen Erdkreis mit ihrem „Phantasie-Glauben" zu erfüllen. — Das ist der „Wahrheitskern" der biblischen Historie von dem Rabbiner Jesus aus Nazareth, mit dem Beinamen „Christus".

In jetziger Zeit gehört es durchaus zum Kennzeichen eines gebildeten Mannes, daß sein religiöses Denken nur diesen geschichtlichen „Kern" festhalte und an Betrachtungen über jene aus der Phantasie entstandenen Erzählungen sich nicht mehr erbauen könne. Doch darf man die Herrschaft dieses Einbildungsglaubens in der Welt bis zum 19. Jahrhundert hin nicht ganz und gar für ein Unglück und seine Verbreiter nicht für Betrüger halten. Das wäre beschränkt und ungerecht gedacht. Denn erstlich ist unter dieser alten Geschichtshülle auch ein Kern geistig religiöser Wahrheit, ein wirklicher Edelstein verborgen, die tiefe Einsicht nämlich: daß es nicht ankomme auf Ceremonienwesen, Kirchenbesuch und dergleichen, kurz nicht darauf, daß man bloß äußerlich, sondern daß man innerlich fromm sei und gegen den Nächsten recht thut. Diese bis dahin unerhörte, heilige, erhabene Wahrheit, um derer willen Jesus von Nazareth uns zu gut den Tod erduldet hat, wurde durch jene Wundergeschichten durch alle Jahrhunderte sicher überliefert und vor dem Vergessen bewahrt. Zum andern muß man wissen, daß der Zeitraum der nun vergangenen 1800 Jahre die Zeit des Phantasieglaubens oder das „Reich des Sohnes" war. Da mußte für die Masse der Menschen die Wahrheit in Rätselbildern gepredigt werden, weil man sonst dieselbe in nackt-

geistiger Gestalt nicht gefaßt oder mißverstanden, oder nicht festgehalten haben würde. Darum muß man von jenen zwölf galiläischen Missionaren und ihren Nachfolgern, auch wenn man mit seinen religiösen Gedanken und Gefühlen weit über sie hinausreicht, doch nicht unehrerbietig reden. Sie haben ja das Zeitalter der „Vernunft" vorbereiten helfen.

Dieses Zeitalter, das „Reich des Geistes", das ist der Vernunft, ist jetzt angebrochen. Das ist an vielen „Zeichen der Zeit" deutlich zu erkennen. Die Juden z. B., welche die langen Jahrhunderte hindurch so hartnäckig an ihrem Mittler Moses und seinen Ceremonien und Rätselbildern festgehalten haben, fangen jetzt massenweise an, auf Reform zu denken, das Ceremonienwesen abzuschaffen, bloß „in rein geistiger Religiosität zu machen," und also den aufgeklärten Christen gleich zu werden. Auch unter den Mohammedanern beginnt das Reich der Vernunft und der allgemeinen Bruderliebe durchzubrechen. Es geht dort zwar mit dem Fortschritt, namentlich in der Liebe zu den Christen, noch etwas langsam; aber die tiefer blickenden, die Reform-Mohammedaner, wissen doch längst, daß Mohammed nicht ihr Mittler sein kann, auch nicht zu sein braucht; sondern daß jeder selbst suchen muß durch innerliche Frömmigkeit und Rechtthun durchzukommen, und daß im Notfall „aufrichtige Reue das Versäumte ersetzt und das Verdorbene wieder gut macht."

In der Christenheit hat es bekanntlich schon lange aufgeklärte Leute gegeben, die sehr gut wußten, was Jesus von Nazareth eigentlich gewollt und gethan hat. Um der schwachen Brüder willen mußten sie aber ihre geistige Erkenntnis mehr für sich halten. Jetzt aber, im 19. Jahrhundert, wo die Vernunft zur Welt gekommen ist und das Reich des Geistes anbricht, kann und muß die bisher im Geheimnis verborgene Wahrheit von den Dächern gepredigt werden. Wir müßten uns ja auch schämen vor den aufgeklärten Türken, die ihren Mittler Mohammed ruhig tot sein lassen, und namentlich vor den eifrigen Reform-Juden, die ihrem Moses den Abschied geben und dem neuen Himmelreich gleichsam Gewalt anthun! Und es ist ja wahr, was Jesus gesagt hat: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es an sich." Wir Christen dürfen nicht dahinten bleiben! Wissen wir ja nun auch, daß abgethan sind alle äußerlichen Satzungen, die nicht aus der „Vernunft" geboren sind; daß Jude und Grieche, Mann und Weib, Sklave und Freier als gleichberechtigt gelten sollen; daß es überhaupt nur ankommt auf ein gutes Herz und Gutes thun. So ist jeder auf sich selbst gewiesen. „Es tritt kein anderer für ihn ein; auf sich selber steht er da ganz allein," wie ein deutscher Dichter sagt. Und wie sollte es auch anders sein? Jesus ist tot, wie Moses und Mohammed tot sind.

Wie können die Toten uns Lebendigen helfen? Wohl haben sie ihrer Zeit den Lebenden geholfen, und das kommt uns auch noch zu gut, nämlich so: Das Himmelreich ist gleich einem Walde. Da zeugen die Bäume in jedem Frühjahr ein neues Geschlecht von Blättern, diese leben ihre Zeit, thun ihre Pflicht und fallen dann ab. Dann sind sie wohl tot und verfaulen, aber ihr Wesen vergeht doch nicht, sondern sie dienen nun den alten Bäumen und den neu entstehenden Pflanzen als Dünger, als Nahrungsstoff. So erben also im Pflanzenreiche die Lebenden immer das, was die Toten zu ihren Lebzeiten errungen, verdient haben. Gerade so ist es mit dem nun anbrechenden Himmelreich. So kommt uns auch das „Verdienst" Christi und aller der großen Männer, der Heiligen, die je gelebt haben, zu gut. Wir, die wir nun auf der Höhe der Weltzeit leben, haben eine große Erbschaft von Licht und von sittlichen Kräften angetreten.

Nun, ergreifen wir diese Erbschaft! Lassen wir unser Licht leuchten! Führen wir das Grundgesetz des Vernunftstaats: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" durch! Freiheit von allen Ceremonien! Brüderlichkeit unter allen Rassen, Völkern, Konfessionen und Ständen; dann kommt die Gleichheit von selber! In der bewegten Zeit (1848) ist unser preußischer Staat schon vorangegangen und hat wenigstens den Juden Bürgerrecht gegeben; damit hat der apart christliche Staat aufgehört. Man kann aber nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wer A sagt, muß auch B sagen. Auch die Mohammedaner, die Chinesen und wie die Nationen und Konfessionen alle heißen, müssen endlich in den Brüderverband mit allen Bürgerrechten aufgenommen werden. Und damit das geschehe, müssen die, welche den heiligen Geist der neuen Zeit in sich tragen, mit ihrem Beispiel vorangehen. Sie müssen selbst frei und gleich und brüderlich unter sich leben; dann werden die andern ihre guten Werke und ihre Glückseligkeit sehen und werden ihnen nachfolgen. So wird die herrliche Zeit kommen, wo alle Mittler aufhören, und Gott wird alles in allem sein.

Was ist also zu thun? Wir müssen ernstlich auf die „Freiheit" losarbeiten; auf die Freiheit von allen äußerlichen Ceremonien und Satzungen. Also: keine Beschneidung und keine Taufe, kein Passahmahl oder Abendmahl, kein Sabbath oder Sonntag, kein vorgeschriebenes Haus- und Kirchengebet u. s. w. in dem bisherigen Sinne. Daß die freien Vernunftgemeinden je nach Gutdünken andere vernunftgemäße Ordnungen vereinbaren können, falls sie es für ersprießlich halten, versteht sich von selbst; ebenso, daß die Schwachen nicht belästigt werden dürfen, wenn sie das Altgewohnte noch beibehalten wollen. Die sogenannten „hohen Feste": das Weihnachts- und Osterfest u. s. w. der Christen,

das Passah- und Laubhüttenfest u. s. w. der Juden, und die Bairamfeier der Mohammedaner, welche Feste von den alten Phantasie-Historien herstammen, werden natürlich abgeschafft und mit zeitgemäßen andern Feierlichkeiten vertauscht, etwa mit einem „Frühlingsfest" oder Schützenfest oder mit einer Feier zum Andenken an die gesetzliche Gleichstellung der Juden und Christen. Die bisherige Weise, in jeder Woche einen Tag als religiösen und bürgerlichen Feiertag zu zeichnen, ist auch eine altjüdische Satzung. Da sie aber bisher von Juden, Christen und Mohammedanern befolgt worden ist, so könnte sie wohl beibehalten werden. Nur müßte man sich dann über einen bestimmten Tag einigen, da die einen am Samstag, die andern am Sonntag und die dritten am Freitag feiern. Das ließe sich aber leicht ausführen unter Brüdern; jeder gäbe zuvorkommend seine alte Weise auf, und man vereinigte sich auf den Montag. Übrigens stände auch nichts im Wege, statt am siebenten Tage, am zehnten zu ruhen, wie es bekanntlich in Frankreich zur Zeit der ersten sog. Revolution eine Zeit lang geschehen ist. —

Was endlich die Ehe betrifft, so steht fest, daß ihr ein Naturgesetz zu Grunde liegt, welches Mann und Weib zu einander weist. Die nähern Bestimmungen über die Ehe aber sind Sache freier Vereinbarung, wie denn die bisherigen Ehegesetze auch rein menschliche Satzungen sind. Ob also etwa ein Mann nur ein Weib, oder mehrere Weiber haben mag, wie es bei den uralten Juden war und bei den Mohammedanern noch ist: das wäre noch zu untersuchen. Jedenfalls darf die Ehe nicht unauflöslich sein und müssen auch die Hindernisse der Ehescheidung möglichst beseitigt werden; denn es wäre doch ein unerträglicher und vernunftwidriger Zwang, wenn eine Ehe, wo die Leute sich nicht mehr leiden mögen und zu andern Personen entschiedene Zuneigung haben, nicht sollte getrennt werden können.

Ist nun so weit die Freiheit und Brüderlichkeit durchgeführt, so ist es also ganz egal, ob dermaleinst ein ehemaliger Jude oder ein Mohammedaner deutscher Kaiser wird; ob z. B. in Wien oder Köln oder Barmen ein nach der Vernunft reformierter Chinese oder Jude Bürgermeister und Richter wäre. Ebenso kann vernünftigerweise einer Ehe zwischen Christen und Juden oder Japanesen nichts mehr im Wege stehen; im Gegenteil ist zu wünschen, daß es bei der Gattenwahl recht frei durcheinander geht. „Das hilft die Vorurteile mit der Wurzel ausrotten." —

Ebenso steht nichts im Wege, daß Juden und Mohammedaner, falls sie vernunftgemäß reformiert sind, sich in den neuen Gemeinden zu Prediger- und Lehrerstellen melden und dazu berufen werden können. Die Förmlichkeiten bei ihrer Anstellung, welche zeither so viel Kopfbrechens

gemacht haben, werden von selbst sich sehr vereinfachen; man wird dem erwählten Prediger bei seiner Ordination d. h. bei der Einführung in sein Amt höchstens auf Ehrenwort die Frage vorlegen, ob er dem alten Phantasieglauben entsagte, und ob er innerlich fromm sei und ein gutes Herz habe. Doch eigentlich braucht man nach dem letztern nicht mehr zu fragen, da die heutige Welt wirklich gottvoll ist, und einer, der dem Phantasieglauben abgesagt hat, ohne weiteres als fromm und gutherzig angesehen werden muß. In den Zusammenkünften der Vernunftgemeinden am Feiertage hat der Prediger weiter nichts zu thun, als von den weltgeschichtlichen großen Männern: Moses, Sokrates, Jesus, Mohammed u. s. w. zu erzählen — natürlich mit Weglassung alles Wunderbaren —, dann die neusten naturwissenschaftlichen Entdeckungen mitzuteilen, und schließlich die Vernunftbrüder zu ermahnen: Laßt uns vernünftig fromm und rechtschaffen sein. Was sollte er auch weiter zu thun haben? Was den Kranken nötig ist, besorgt der Arzt; den richtigen Empfang der Neugebornen die Hebamme und der Civilstandsbeamte, und die gehörige Ablieferung der Gestorbenen der Totengräber. Eine Orgel kann in dem Versammlungssaale, der zugleich als Bürger-, Konzert- und Ballsaal dienen würde, gespart werden, es sei denn, daß die Aufführung großer Konzertstücke eine solche nötig machte. Die Begleitung des Gesanges übernimmt ein Musikchor, zu dessen Beschaffung das Presbyterium mit dem Komitee für Konzerte und Bälle sich vereinigen müßte. Damit wäre denn auch zwischen den bisher oft uneinigen Gebieten des religiösen, bürgerlichen und geselligen Lebens eine nützliche Union hergestellt. Zur Besiegelung derselben und zur Befestigung des neuen Reiches der Vernunft und Bruderliebe müssen alle geselligen bürgerlichen und religiösen Zusammenkünfte geschlossen werden mit dem Hohenliede der Freude:

> Seid umschlungen Millionen,
> Diesen Kuß der ganzen Welt!
> Brüder, überm Sternenzelt
> Muß ein guter Vater wohnen.

Dann läßt der Präses die vernünftig gewordene Menschheit und ihren guten Vater hoch leben, worauf die Versammlung als Responsorium unter Musikbegleitung ein dreimaliges „Hoch" — anstatt des bisherigen liturgischen „Amens" — anstimmt.

Wenn in der vorgeschriebenen Weise das eheliche und gesellige, das bürgerliche und religiöse Leben geregelt und die Jugend in dieser Weise erzogen wird; so muß endlich mit Notwendigkeit die längst ersehnte güldene Zeit für die Menschheit herbeikommen, wo alle Zer-

spaltungen aufhören, wo eine Herde und ein Hirte, und der Gott dieser Welt alles in allem ist.

Es scheint uns fast, als könnten wir die Darstellung und Beleuchtung der neuen Glückseligkeitslehre, wie sie von Dr. Nagel und ähnlichen Geistern in Deutschland kolportiert wird, hiermit schließen. Vielleicht haben jedoch einige Leser noch etliche direkte kritische Bemerkungen erwartet. Ihnen zuliebe wollen wir denn auch noch einige Worte beifügen.

Dr. Nagel will nichts Unvernünftiges glauben. Darin hat er recht. Wir haben auch noch nie einen einsichtigen Christenmenschen gekannt, der etwas für wahr hielt, wofür er nicht gute Gründe gehabt hätte.*) Der biblische Glaube, wie Schreiber dieses ihn versteht, stimmt mit Geschichte und Erfahrung wohl zusammen. Darum haben nicht bloß Ungelehrte, sondern auch Gelehrte aller Art und zu allen Zeiten sich fest und freudig zu demselben bekennen können. Es hat sogar Leute gegeben und giebt ihrer noch, die bloß auf dem Wege der Geschichtsforschung, und andere, die durch das Studium der Natur zu einer festen Überzeugung in der christlichen Wahrheit geführt worden sind. Freilich hilft das Studieren allein nicht, sonst müßten alle Gelehrte Jünger Christi sein, was aber bekanntlich nicht der Fall ist. Es gehört das auch zu Gottes Ehre, daß er seine heilige Wahrheit nicht jedem ohne weiteres in die Fäuste fallen läßt (Spr. S. 25, 2).

Worin dieses Weitere bestehe, was neben der Vernunft erforderlich ist, um Gottes Erkenntnis zu finden, braucht hier nicht näher bezeichnet zu werden. Schon vor 3000 Jahren ist der Weg der wahren Weisheit, wie der Afterweisheit, jener weltverführenden Hure, deutlich beschrieben worden, also daß niemand mehr mit Grund sich entschuldigen kann, wenn er des rechten Zieles verfehlt (Spr. S. Kap. 2). Dr. Nagel freilich hält die Vernunft allein für ausreichend. Es sei. Prüfen wir demnach, was seine „Vernunft“ unserer Vernunft zu begreifen und zu glauben zumutet. Der Leser verstehe wohl: zu „begreifen“ und zu „glauben“, — denn ohne Glauben und dazu ohne vernunftwidrigen, blinden Glauben ist für das Nagel'sche Evangelium schlechterdings kein Durchkommen. Das wollen wir zum Überfluß noch in einigen Hauptpunkten erweisen.

---

*) Vgl. Die geheimen Fesseln der Theologie, Ges. Schr. XI, S. 66 f. u. a.
Der Herausgeber.

III.

1. Wir wissen — und Dr. Nagel wird es nicht leugnen, — daß jene Galiläer, welche der Welt die Geschichte von Jesu aus Bethlehem gepredigt haben, nicht nervenschwache Stubengelehrte waren, sondern derbe Handwerker, Männer, die ohne Zweifel ihre fünf Sinne zu Wasser und zu Lande wohl geschärft hatten. Das also steht historisch fest, — soweit überhaupt in der Geschichte etwas historisch feststehen mag.

Was sollen wir nun nach Dr. Nagel auf Grund dieser historischen Thatsache „begreifen“?

Unser Verstand soll verstehen, daß diese derben Handwerksleute aus einer Sinnentäuschung in die andere — und in welche! — fallen konnten, daß sie samt Hunderten ihresgleichen durch jene 40 Tage hindurch wiederholt gemeint hätten, ihren auferstandenen Meister vor Augen zu haben, ihn deutlich reden zu hören, ihn essen und trinken und endlich gen Himmel fahren zu sehen: während doch alles, alles auf reiner, ureigener Einbildung beruht habe.

Das begreife und glaube, wer kann.

2. Wir wissen — und Dr. Nagel wird es nicht leugnen, — daß die Zahl derer, welche den auferstandenen Jesum gesehen haben wollen, nicht klein war; daß viele unter diesen nicht bloß eine Weile, sondern ihr ganzes Leben lang das Gesehene für wirkliche Geschichte gehalten; daß sie den Mut gehabt, diese Geschichte vor ihren Landsleuten wie vor Fremden, ja vor den Mördern ihres Meisters und vor demselben Tribunal, das ihn verdammet hatte, öffentlich und freimütig zu predigen, und daß sie darob Hunger, Blöße, Verfolgung, Gefängnis, Feuer und Schwert standhaft und freudig erduldet haben; daß endlich mit diesem ihrem mutigen Glauben sogar die unerhörte Liebe verbunden war, wonach sie mitten unter den Streichen ihrer Mörder für diese noch beten konnten.

Und wie sollen wir uns nun diese Thatsachen erklären?

Nach Dr. Nagel soll dieser kräftige, lebenslänglich ausdauernde Mut und diese weltumfassende, selbst für die Feinde bittende Liebe auf dem Boden purer Sinnentäuschung erwachsen, lediglich durch träumerische Einbildungsvorstellungen erzeugt und getragen worden sein. — Ist das für den nüchternen Verstand, der Menschen und Dinge kennt, begreiflich? Man kann zugeben — und Dr. Nagel ist selbst nicht das letzte Zeugnis dafür, — daß die Phantasie über den Menschen viel vermag und ihn zu höchst wunderlichen Gedanken und Handlungen bringen kann, namentlich dann, wenn der feurige Fanatismus sich zu ihr gesellt. Aber eine blühende Stadt in Brand stecken — und eine verfallene wieder aufbauen: das sind sehr verschiedene Sachen. Selbstpeinigung, Mord, Brandstiftung u. dergl.

„Heldenthaten" aus purem phantastischen Fanatismus hat die Weltgeschichte viele gesehen; aber eine Liebe, die dem Feinde nicht bloß verzeiht, sondern ihm Gutes erbittet und Gutes thut; die ist noch nie auf jenem Boden gewachsen, solange die Welt steht. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von Disteln?" Nicht einmal eine Beschreibung der Liebe, wie sie Paulus 1. Kor. 13 giebt, hat menschliche Phantasie zu erzeugen vermocht. Beides aber, Liebesworte und Liebesthaten, wie die Jünger Jesu sie hinterlassen haben, — sie stehen da und werden stehen bis ans Ende der Tage als klare Zeugnisse und unerklärliche Rätsel zugleich — für jeden, der seine Vernunft gebrauchen kann und will.

3. Aus dem Kreise jener zwölf Galiläer und ihrer nächsten Umgebung ist eine Reihe von Schriften hervorgegangen — die Sammlung der religiösen Klassiker der Christenheit, unser Neues Testament. Wir wissen — und Dr. Nagel kann es nicht bestreiten, — daß diese Bücher die gelesensten und verbreitetsten unter allen Büchern der Welt sind, und kein seitdem entstandenes litterarisches Produkt mit ihnen die Ehre teilt, in 150 Sprachen übersetzt worden zu sein. Wir wissen ferner, daß seitdem unter den edelsten und gelehrtesten Männern jedes Jahrhunderts viele, ja die meisten sich demütig vor dem Geiste jener Galiläer gebeugt und lebenslang in ihren Schriften geforscht haben: Männer der Kirche wie Augustinus, Bernhard, Tauler, Luther, Calvin, — Naturforscher wie Kepler, Newton, von Haller, — Juristen und Staatsmänner wie von Moser, Justus Möser, — philosophische Denker wie Paskal, Hamann, Schelling. — Es ist weiter jedem bekannt, daß die größten christlichen Künstler in Sprache, Musik, Malerei und Baukunst zu ihren gepriesensten Meisterwerken meist durch die neutestamentlichen Schriften Anregung, Stoff und Begeisterung erhalten haben. Und endlich — was mehr ist als Kunst und Wissenschaft — wir wissen alle, wie durch diese Schriften eine große Schar edler Seelen zu jener dienenden, sich aufopfernden Liebe in unserm Welthospitale getrieben worden ist, ohne welches „Salz der Erde" die neuen Kulturvölker so gut wie die alten unfehlbar längst ein Aas geworden wären; — und wie Millionen Mühseliger, Beladener, Verstoßener, Gefangener, Kranker und Sterbender aus den apostolischen Büchern Licht, Trost und Halt, ja mitten in ihrem Elend schon selige Himmelswonne geschöpft haben.

Wie soll man sich nun die Verfasser dieser Bücher vorstellen, um solche Werke und Wirkungen einigermaßen begreiflich zu finden? Sie selber behaupten bekanntlich, der Herr habe sie, wie er es versprochen, vom Himmel her durch seinen Geist zu dieser Wirksamkeit ausgerüstet.

Wie dieses zugegangen sei, läßt sich allerdings einstweilen nicht durch Experimente, wie in der Physik und Chemie, veranschaulichen, wohl aber, daß es geschehen sei, aus den außerordentlichen Wirkungen vernunftmäßig erschließen. Und überhaupt ist diese angenommene außerordentliche Ursache kein größeres Rätsel, als es die vor jedermanns Augen liegenden außerordentlichen Wirkungen sind.

Dr. Nagel dagegen stellt sich die neutestamentlichen Schriftsteller zwar als brave, im übrigen aber als überaus simple Phantasten vor. Zur Erklärung ihrer außerordentlichen Wirksamkeit bleibt ihm demnach nur die Annahme übrig, daß in den vergangenen 18 Jahrhunderten alle Welt, die gelehrte und die ungelehrte, für jene Phantasien überaus empfänglich oder, auf gut rheinländisch ausgedrückt, ebenfalls etwas „übergeschnappt" gewesen sei. — Für einen unvernagelten Verstand ist natürlich eine solche Theorie schlechterdings unfaßbar; wir möchten auch einstweilen dafür halten, daß außer Dr. Nagel selbst schwerlich noch jemand geneigt sei, seine Vernunft unter einen so krassen Aberglauben gefangen zu nehmen.

4. Es ist eine geschichtliche Thatsache — die kein wirklicher Doktor leugnen wird, — daß die Entwicklung der Kultur und der Staaten seit der Aussendung der Schüler Jesu in alle Welt in eine ganz andere Bahn gekommen ist; daß überall da, wo die Wissenschaft, welche diese vom Himmel her promovierten Doktoren lehrten, rein und lauter Eingang fand, nach und nach die christliche Kultur in reicher Fülle sich entfaltete. Ja es hat auch heute noch allen Anschein, als ob der gesunde Fortschritt in Kunst, Wissenschaft, Volksbildung und gesichertem Volkswohl an die Schriften jener Israeliten gebunden sei, indem diejenigen Völker, welche sich mit Willen dagegen abgesperrt (z. B. die Türken, Chinesen) als „kranke Männer" ihrer Auflösung entgegengehen, und andere, welche diesen Schriften nicht volle freie Wirkung gestatten (z. B. die Italiener, Spanier, Franzosen) ebenfalls seit langem am Kränkeln sind, sogar zum Teil zu wahren Pestbeulen der europäischen Menschheit zu werden drohen.

Diese Thatsachen erklären sich aus den Worten dieser Missionare selbst so: der barmherzige Gott im Himmel habe durch Jesum den Gesalbten der Menschheit wahrhaftige neue Lichts- und Lebenskräfte eingepflanzt, und ihre Schriften seien eben „Blätter von dem Lebensbaume", — „Arznei zur Gesundheit der Nationen".

Dr. Nagel dagegen weiß die rätselhafte Wirkenskraft Christi und der neutestamentlichen Schriften anders und, wie er meint, richtiger zu deuten. Er will den Weisen aus Nazareth besser verstanden haben, als dies dessen

vorerwählten Zeugen, samt dem nachberufenen Heidenapostel damals möglich war. Nach ihm, dem neuen rheinischen Evangelisten, verhält sich nämlich die Sache etwa so:

Der Rabbiner Jesus aus Nazareth sah sich bekanntlich, wie er wiederholt bezeugt, als einen Leibes- und Seelenarzt der Menschheit an. Seinem gesunden Verstande erschienen alle diejenigen, welche bisher die Menschheit als krank behandelt und an den Seelen herumkuriert hatten, wie lauter Quacksalber und Charlatane, die weder den Zustand der zu Behandelnden noch die anzuwendenden Mittel recht kannten. Er hatte aber eine neue, eine rationelle, oder eigentlich die homöopathische Seelenheilmethode entdeckt. An die Stelle der Menge und der Massen der hergebrachten Heilmittel empfahl er nur zwei Pülverchen oder genauer zwei diätetische Regeln: erstlich, man muß allen Ceremonien und Satzungen absagen, und zum andern, man muß innerlich fromm sein und recht thun; dann hilft die Natur sich selber. Daß Jesus einmal gesagt haben soll: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, sonst kann er weder das Reich Gottes sehen, noch hineinkommen," beruht vermutlich auf einem Mißverständnisse seiner wenig geschulten Jünger; oder wenn er es doch gesagt hat, so kann er nichts anders gemeint haben, als man müsse seine neue homöopathische Seelen-Heilmethode annehmen. Denn das ist doch klar: wenn der Mensch wirklich von innen heraus ein neuer werden müßte, dann hätte Jesus nicht meinen können, bei Anwendung jener zwei diätetischen Gebote brauche man alles übrige nur der alten Natur zu überlassen. Daraus geht weiter hervor, daß man sich Jesum nicht bloß unter dem Bilde eines Arztes denken darf. Dieses Bild dient eben nur für ein vorläufiges Verständnis. Der Lebensberuf Jesu will tiefer gefaßt sein. Der weise Rabbiner wußte gar zu wohl, daß Gott den Menschen gut erschaffen hat; daß dieser mithin seinem innersten Wesen nach nicht verderbt und krank, sondern nur unvollkommen, oder eigentlich auch nicht unvollkommen, sondern nur bildungsbedürftig ist. Die sogenannten „Sünden" und „Übel" im menschlichen Leben — z. B. böse Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mord, Dieberei, Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Neid, Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft (Mark. 7); ferner Tyrannei, Sklaverei, Revolution, Bürgerkrieg, — und alle Zustände, um derer willen die Juristen, Ärzte, Apotheker, Polizeimänner, Gefängnisse, Waisenhäuser, Hospitäler, Findelhäuser, Irrenanstalten, Blinden-, Taubstummen- und Blödsinnigen-Institute rc. da sind, — müssen nur als Kinderkrankheiten der Menschen und Völker angesehen werden, die einmal durchgemacht sein wollen. Was sonst noch von Verkehrtheiten übrigbleibt, z. B. Verzagtheit, Schwermut, Höllenfurcht u. s. w. rührt daher, daß viele Menschen

noch immer meinen, sie müßten der Natur durch allerlei „Ceremonien" und „Satzungen" zu Hilfe kommen, während dieselbe doch dadurch nur desto mehr aus ihrem Takte und Geleise gerät; oder aber die Übel haben darin ihren Grund, daß man die positive homöopathische Regel: „Sei innerlich fromm und thue recht," — noch nicht vollkömmlich zu befolgen versteht. Das wird sich aber alles mit der Zeit bessern, zumal in unserm Jahrhundert, wo der erleuchtetste Philosoph (Hegel) deutlich ausgesprochen hat, *daß jeder von seinen Sünden absolviert ist, sofern er sich nichts daraus macht.* Überdies entwickelt sich die Menschheit nach demselben Gesetze wie die andern Naturreiche. Wie nämlich eine Pflanzengeneration der folgenden als Dünger dient, so vererbt auch eine Menschengeneration der andern ihr erworbenes Kapital an Weisheit, Bildung, Sanftmut, Liebe und wie die geistigen Güter alle heißen. Dazu kommt, daß es bei dieser natürlichen Erbschaft nicht geht, wie bei dem unvollkommenen altmenschlichen Erbrecht; dort können nämlich die Nachgebornen ihre Vorfahren beerben, *ohne* deren *Schulden mit übernehmen zu müssen.* Auf diese Weise werden sie also, wie leicht zu berechnen ist, von selbst immer reicher, lebenskräftiger, gesunder; ja es wird endlich ein solcher Reichtum von natürlich-sittlichen Kräften, wie Liebe, Demut, Sanftmut rc., sich anhäufen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man sie passend verwenden soll. So allein ist es auch nur erklärlich, wie wir es jetzt schon so herrlich weit gebracht haben, da doch die Menschheit ursprünglich auf der untersten Stufe der Bildung und Gesittung ihr Dasein beginnen mußte. So erklärt sich auch der außerordentliche Einfluß der *Lehre Jesu*; denn er stellte zuerst das Lebensgrundgesetz hin und befestigte es durch seinen Tod: *Man muß nur die alte, ewige Menschennatur sich selbst, ihrer eignen naturgemäßen Entwicklung überlassen, nicht aber durch beengende „Ceremonien" und „Satzungen" ihr zu Hilfe kommen wollen, dann wird sie den Weg zur innern Frömmigkeit und zum Rechtthun von selber finden.* Die ersten Jünger haben zwar den Meister nicht ganz verstanden; aber der Wahrheitskern der Lehre ist doch, gleich homöopathischen Pülverchen, in der Verbindung und Umhüllung der hinzugefügten Phantasiegeschichten richtig überliefert und in das Leben der Menschheit eingeführt worden. *Eben diese unscheinbaren Pülverchen haben jene großen Wirkungen hervorgebracht.**)

---

*) In einer Anmerkung darf wohl auch daran erinnert werden, daß diese Nagel'sche Geschichte der Seele mit der Lehre von der Entwicklung des Menschenleibes, wie sie einige beinahe allwissende Naturforscher aufstellen, ziemlich zusammen stimmt. Diese „beinahe Allwissenden" behaupten nämlich als wahrscheinlich — doch

So ist also das Rätsel der christlichen Kulturgeschichte erklärt — für den, der einem Privat-Docenten a. D. diese Erklärung bloß auf sein Wort glauben und auf ein vernunftgemäßes Denken verzichten will.

5. Wie wir gesehen haben, wird Dr. Nagel nicht müde fort und

---

geben sie es noch nicht für ganz gewiß aus: — die Menschenwesen seien ursprünglich etwa als Infusionstierchen oder des etwas zur Welt gekommen, aber mit der geheimnisvollen Befähigung, sich nach und nach zu Wesen höherer Art umzugestalten, wie ja auch jetzt noch aus einem Schmetterlingsei eine Raupe, aus dieser eine Puppe, und aus der Puppe ein Schmetterling werde. Das Infusions-Menschchen habe sich nun nach etlichen Jahrtausenden auf dem Wege allmählicher Verwandlung und Vervollkommnung durch die vier Klassen der Schleimtiere bis zur Schnecke hinaufgearbeitet; dann nach langer, langer Zeit durch die vier Klassen der Ringeltiere bis etwa zum Maikäfer, und so weiter durch die vier Klassen der Wirbeltiere, bis es endlich schon sehr menschenähnlich als Meerkatze oder Orang-Utang auf den Bäumen umhergeklettert sei und sich in schönen lustigen Künsten versucht habe. Wieder nach langer Zeit sei dann in einer glücklichen Orang-Utangsfamilie ein junges Negerchen, ein eigentlicher Mensch, zum Vorschein gekommen, der Urstammvater der jetzigen Weltherren, der kaukasischen Rasse, der Licht- oder Tagvölker. —

Daß Gelehrte von der Art dieser „Allwissenden", welche zu begreifen vermögen, wie z. B. aus einem Käfer nach und nach ein Menschenleib werden konnte, ebenso leicht begreifen, wie aus der denkenden Materie, etwa aus Phosphor, der denkende Geist entstehen kann, wird dem Leser auch begreiflich sein. Zur Ehre der Naturwissenschaft, die an sich an der Verrücktheit etlicher Naturforscher so wenig schuld ist, als die Bibel an der Verdrehtheit mancher Theologen, müssen wir doch noch etwas beifügen. Einer der berühmtesten Botaniker der heutigen Zeit, Professor Schleiden giebt in seinem Buche „das Leben der Pflanze" sein Urteil über die materialistischen Naturforscher in folgender kurz angebundener Weise ab:

„Vor mehreren Jahren stand ich in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu dem dirigierenden Arzte an einer großen Irrenanstalt, und ich pflegte die mir deshalb gestattete Freiheit, das Haus und seine Bewohner nach Gefallen zu besuchen, fleißig zu benutzen. Eines Morgens trat ich in das Zimmer eines Wahnsinnigen, dessen beständig wechselnden seltsamen Vorstellungsspiele mich besonders interessierten. Ich fand ihn am Ofen niedergekauert, mit gespannter Aufmerksamkeit einen Tiegel beobachtend, dessen Inhalt er sorglich umrührte. Bei dem Geräusch meines Eintrittes drehte er sich um und flüsterte mit wichtiger Miene: „„Bst, Bst, stören Sie mir meine kleinen Schweine nicht, sie sind bald fertig."" Voll Neugier, zu wissen, wohin sich nun wieder sein abnormer Gedankengang verirrt habe, trat ich näher. „„Sie sehen,"" sagte er leise mit dem geheimnisvollen Ausdruck eines Alchymisten, „„ich habe hier eine Blutwurst, Schweineknöchelchen und Borsten im Tiegel. Hier ist alles, was nötig ist, es fehlt nur die Lebenswärme, und das junge Schwein ist wieder fertig hergestellt."" — So lächerlich wie mir damals diese Einfalt vorkam, so ernst bin ich in meinem spätern Leben wieder an diesen Wahnsinnigen erinnert worden, wenn ich über gewisse Irrwege der Wissenschaft nachdachte, und wenn die bloße Form des Irrtums hier das Entscheidende wäre, so müßten selbst manche ausgezeichnete Naturforscher unserer Tage die enge Zelle meines unglücklichen Mahlberg teilen."

fort zu wiederholen, der Wahrheitskern der Bibel laute: Es kommt nicht auf „Ceremonien“, sondern darauf an, daß man von Herzen fromm ist und recht thut. Diesen Kern allein müsse man festhalten und alles übrige, was von den Aposteln an „Phantasiegeschichten“ und „Satzungen“ dazu gethan sei, fallen lassen. Was will der Mann mit dieser unermüdlichen Wiederholung seiner vermeintlichen Kernwahrheiten bezwecken?

Will er etwa seine Zuhörer glauben machen, zur Erreichung eines Zweckes bedürfe man keiner Mittel, oder specieller: zur Erzielung eines christlichen Sinnes und Lebens im einzelnen Menschen und in einer Gemeinschaft seien vermittelnde Einrichtungen und Lebensordnungen überflüssig: so ist kaum nötig, dawider etwas zu sagen, — die Sinnlosigkeit solchen Glaubens ist zu handgreiflich. Der neue Reformator gehe doch in die landwirtschaftlichen Vereine und belehre dort die unaufgeklärten Leute, daß es nicht mehr zeitgemäß sei, über Ackerbau-Ceremonien zu verhandeln. Die Hauptsache aller Bodenkultur sei ja die Frucht, nicht der Boden, nicht der Same, der Pflug, das Pferd u. s. w. Es könne sich in der angebrochenen neuen Vernunft-Ära nicht mehr um die Mittel, sondern nur noch um den Zweck handeln. Jeder Bauer möge auf sein Wort nur die Mittel gebrauchen, welche er gerade kenne und habe. Doch eigentlich bedürfe es der herkömmlichen Kulturvermittelungen gar nicht mehr, auch nicht der Mühe und Sorge der Bearbeitung, des Düngens und Säens; das seien leere „Ceremonien“, denn in der neu begonnenen Vollzeit wäre der Boden und ebenso die Luft so segensvoll und nahrungskräftig und überdies jener schon dergestalt mit gutem Samen versehen und vom Unkraut gereinigt, kurz alles so gottvoll: daß alle zeitherigen ackerbaulichen Lehren und Mittel mehr schaden als nutzen würden. Summa: Die Herrschaft der hergebrachten landwirtschaftlichen Dogmatik und Praxis sei abgethan. — Weiter gehe der neue Evangelist zu den tausend lieben Leuten, die sich mit Sorgen der Nahrung quälen, und predige ihnen: Sie sollten nicht länger für das tägliche Brot sich abmühen; die Natur sei jetzt derart gottvoll und nahrungshaltig und der menschliche Leib so umgewandelt, daß einer nicht mehr um Nahrungsmittel verlegen zu sein brauche. Man solle nur essen, was einem in die Hände komme: Fleisch oder Obst, Holz oder Heu, Kot oder Kieselsteine; es sei das eine so gut wie das andere. Für die ganz Rechtgläubigen des neuen Evangeliums hätte sogar die menschenquälerische Herrschaft der Nahrungsmittellehre und der alten Koch- und Eßceremonien ganz und gar aufgehört.

Wir wollen nun zwar keineswegs voraussetzen, daß Dr. Nagels Aberglaube sich bis zu diesem Höhepunkte versteigen werde, obwohl ihm in der That viel zuzutrauen ist. Aber, wenn es auf den Gebieten des

natürlichen Lebens vollkommener Blödsinn ist, zu behaupten, es käme nicht auf die vermittelnden Ceremonien und Satzungen, sondern lediglich auf den zu erreichenden Zweck an: wie kann dann ein vernünftiger Mensch auf den Einfall geraten, denselben Satz für die Entwicklung des religiös-sittlichen Lebens in die Welt hinein zu posaunen?

Oder hat der Herr Reformprediger mit seinem immer wiederkehrenden Stichwort etwas anderes beabsichtigt? Hat er etwa seine Leser glauben machen wollen, die Apostel hätten nicht gewußt, was das eigentliche Ziel der von ihnen gepredigten Geschichten und empfohlenen Lebensordnungen sei? — Ist dies in der That der Sinn seiner Worte, so würden sie noch etwas Schlimmeres als Aberglaube und Unsinn enthalten: das hieße offenkundige Thatsachen fälschen, und das nennt man auf deutsch: lügen. Hier nur ein paar dieser Thatsachen; sie können schon zur Genüge beweisen, wie die Heilsprediger Alten und Neuen Bundes über die Ziele der von ihnen verkündigten göttlichen Thaten und Lebensordnungen gedacht haben.

Moses, der erste uns bekannte biblische Schriftsteller, derselbe, durch welchen Israel die Gesetze zur Heilsvermittlung und Lebensregelung erhielt, — er hat bekanntlich zugleich auch das Gebot eingeschärft: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und aus allem Vermögen, und deinen Nächsten und den Fremdling (Nicht-Juden) lieben wie dich selbst“ (5. Mos. 6, 5; 3. Mos. 19, 18. 34). Auch David, der bekanntlich viel auf sogenannten äußern Kultus hielt, betet: „Herr, du hast nicht Lust zum Opfer, ich wollte dir es sonst wohl geben, und Brandopfer gefallen dir nicht. Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten“ (Ps. 51). Und alle Propheten, wie viele ihrer nach Moses geredet haben, predigen in demselbigen Sinn. Sie dringen unerbittlich darauf, daß Israel Gottes Satzungen buchstäblich halte! doch sprechen sie zugleich wie z. B. Jesaias Kap. 58: „Sollte das ein Fasten sein, das der Herr erwählet, — etwa daß der Mensch seinen Kopf hänge wie ein Schilf, und auf einem Sacke und in der Asche liege? — Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frei, welche du drängest, reiß weg allerlei Last. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch. Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen.“ — — Dann der Johannes, welcher die neue Ceremonie der Bußtaufe gleichsam als notwendige Be-

dingung zum Eingang in das Königreich der Himmel predigte, sagte auch mit dem ganzen Nachdruck seines ernsten Berufes und Wesens: „Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen." — Und die Apostel, von denen Dr. Nagel behauptet, daß sie ihren Meister nicht ganz verstanden, und darum wieder allerlei „Ceremonien" und „Satzungen" (wie Taufe, Abendmahl, Gebetsformeln, Pastoren- und Ältestenamt, Bibellesen u. s. w.) aufgebracht hätten, — die Apostel, haben sie etwa weniger auf „rechtschaffene Früchte" des Glaubens gedrungen? Paulus z. B., der den einen Verfluchten heißt, der eine andere Heilszeitung, als die von ihm verkündigte, predigen würde, — dieser Paulus schreibt (2. Tim. 2, 19): „Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet." — Und endlich Johannes, der sog. „Jünger der Liebe", — gerade er spricht das schärfste Wort vom Glauben (an Geschichten), das in der Bibel steht: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. — Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennt, daß Jesus Christus (der verheißene Messias) ist ins Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott; und das ist der Geist des Antichrists;" — aber derselbe Johannes schließt das letzte Kapitel des letzten und rätselvollsten Buches der heiligen Schrift mit den Worten des Herrn: „Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen, wie seine Werke sein werden."

So sind alle biblischen Schriftsteller von dem ersten bis zum letzten darin vollkommen einig, was das Ziel aller Werke und Worte Gottes ist, nämlich: daß der Mensch lerne Gott lieben und seinen Nächsten wie sich selbst; daß er erneuert werde zu dem Bilde des, der ihn geschaffen hat: ein Gottesmensch, zu allem guten Werk geschickt.

Ein jeder, der Verstand zum Verstehen und Vernunft zum Vernehmen hat, kann beim erstmaligen Lesen der Bibel sich überzeugen, daß dies in der That der Sinn ihrer Verfasser ist. Wer aber diejenigen, welche zu träge sind, um selber nachzulesen, glauben machen will, Israels Klassiker lehrten etwas anderes, der ist ein Lügner. Der Herr der Weltgeschichte wird ihn finden und seine Lügen ans Licht bringen.

6. Unsere Prüfung des neuen Reformpredigers und Evangelisten ist am Ziel.

Blicken wir noch einmal auf den Ausgangspunkt zurück. Es hieß dort: Alle wahrhaftigen Christen von dem seligen Stephanus an bis auf seinen seligen Kollegen Adolf Clarenbach sind darin eins: Wir Menschen

sind von Natur krank, sehr krank, friedelos, unselig; aber Jesus von Bethlehem ist unser und aller Welt Heiland, nicht ein sog., sondern ein wirklicher; wir haben es erfahren. Dr. Nagel hat nichts davon erfahren; wohl, so kann er auch nichts davon zeugen. Er hält sich und alle Welt für gesund, kerngesund, nach Vernunft, Herz und allen Sinnen, wenigstens jetzt, im 19. Jahrhundert. Das ist der erste und Hauptpunkt, wo er von allen biblischen und biblisch gelehrten Zeugen sich scheidet — vielleicht auf Nimmer-Wiedersehen. Daß er nun auch keinen Heiland nötig hat, daß er den wirklichen Heiland, der sich ihm mit aufgedecktem Angesichte, mit der unverwechselbaren süßen Stimme des einigen guten Hirten zu erkennen geben will, nicht erkennt, ihn verwirft, ist selbstverständlich. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“ Wenn er aber obendrein doch mit diesem Jesus von Bethlehem, dem Welträtsel und dem Schlüssel des Welträtsels, sich zu schaffen macht, und ihn und seine vorerwählten Zeugen verkleinert und in Unverstand verleumdet: so ist das allerdings ein übriges, es ist sein selbsterwähltes trauriges Geschick. „So jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk;“ — wer sich zu einem Theologen bestimmt glaubt, aber sich von diesem Berufe nicht ergreifen läßt, der wird von seinem Schicksal ergriffen: er muß dahin fahren und ein blinder Leiter der Blinden werden.

Einen Lehrversuch möchten wir dem Dr. Nagel doch fast anraten, einen letzten Versuch nämlich, mit seinem neuen Evangelium dem alten Evangelium der Apostel Konkurrenz zu machen. Es giebt dazu eine besonders geeignete, man möchte sagen: entscheidende Stelle. Sollte der Versuch auch andern nicht nützen können, so nützt er vielleicht doch dem Reformprediger selber.

Bekanntlich hat der Heiland, den das Neue Testament uns beschreibt, insonderheit für die Armen und Bekümmerten freundliche Worte und Verheißungen gehabt, wie er denn auch ausdrücklich von seiner frohen Botschaft sagt: sie gelte den Armen. An diesem auserlesenen Publikum wolle der neue rheinische Evangelist nun auch noch sein Probestück machen. Er gehe durch die Hütten der Elenden und Verlassenen, an die Lagerstätten der Kranken und Sterbenden, oder erlasse einen Aufruf „an alle Mühseligen und Beladenen, denen es aufrichtig um den Frieden ihrer Seelen zu thun ist,“ — zu solchen Leuten trete er dann hin und predige:

Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren soll! Wie die aufgeklärten Mohammedaner und Juden ihre vermeintlichen Mittler des Heils abgedankt haben, so ist auch von erleuchteten Christen jetzt die neue Entdeckung gemacht worden, daß Christus kein eigentlicher

Mittler, daß er eben tot und nichts mehr ist. Alle zeitherigen religiösen Nahrungsmittel und Lebensordnungen — wie Bibellesen, Sakrament, Gebet, Kirchengehen u. s. w. — sind als überflüssig erkannt. Man braucht sich nur, wie es jetzt bei den vernünftigen frei-religiösen Gemeinden geschieht, für gut zu halten, so hat man keines Mittlers und keiner Besserungsmittel mehr nötig. Wer noch das Neue Testament im Sinne der Apostel gebraucht und an ihre „Ceremonien" und „Satzungen" sich hält, sündigt eigentlich an dem heiligen Geist der guten alten Menschennatur. Bei uns „Vollkommenen", die wir in das Geheimnis des „Vernunft-Reiches" eingeweiht sind, ist alle Mühe, zum Frieden der Seele zu gelangen, abgethan; es fällt uns nicht ein, die Erde für ein Jammerthal anzusehen und den „alten Menschen mit seiner Lust und Begier zu kreuzigen;" wir kennen kein Seufzen, keine Sündenangst; bei uns kommt der Mensch gottvoll zur Welt, führt ein seelenvergnügtes Leben zu seinen Zeiten und geht getröstet aus der Welt hinaus; wohin? — das weiß man freilich nicht genau, aber darauf kommt's auch nicht an; wenn man die Tage des irdischen Daseins hindurch sich seines Lebens gefreut hat, — was will einer dann noch mehr? Darum her zu uns, wer des Glückes in dem neuen Reiche unseres Gottes teilhaftig werden will.

Kann es zweifelhaft sein, wie das bezeichnete Publikum eine solche lustige Botschaft aufnehmen, — ob man ihr, wie es wohl von den Satten und Reichen geschehen sein mag, Beifall klatschen würde? — Nicht wahr, lieber Leser, man darf es bei dem rheinischen, wie bei jedem neuen Reformprediger auf diese Probe getrost ankommen lassen. Ein Evangelist, welcher von denen, die in der Welt keinen zulänglichen Trost im Leben und im Sterben finden können, als ein willkommener Bote begrüßt wird — wie es bei den alten Evangelisten der Fall war, — den darf man weiter hören. Wer aber an dieser Probe zu schanden wird, und wäre er sogar einstmals ein Privatdocent oder ein Realschullehrer gewesen, der halte sich forthin getrost auch für einen Reformprediger a. D.

Nachbemerkung.

Vielleicht möchte der eine oder andere Leser gern fragen wollen, warum hier gerade die Lehre dieses Reformpredigers beleuchtet worden sei. Nun, es giebt allerdings solcher Phantasten, welche die christliche Geschichte zu einer Art Roman umzudichten versuchen, noch mehrere. Im wesentlichen sind aber ihre Machwerke einander so ähnlich, wie ein faules Ei dem andern; ein Unterschied besteht nur darin, daß in dem einen Roman

Christus etwa als ein gutmütiger rationalistischer Landpastor oder Professor dargestellt wird, der die Welt mit einem paar moralisch-diätetischen Rezepten gesund und glücklich machen will, und in dem andern etwa als ein Meister vom Stuhl des modernen alleinseligmachenden demokratischen Socialismus. In dieser letztern Gestalt hat ihn namentlich jüngst der Franzose Renan in einem Roman, den er schamlos „Leben Jesu" betitelt, auftreten lassen. Es fehlt nur noch, daß ein Schauspieldichter auf den Einfall geriete, diese Heldengeschichte für das Theater zu bearbeiten. Der französische Romanschreiber hat übrigens die erdichtete Legende seines Schutzpatrons der Bonvivants schon in einem solchen Maße aufzuputzen und zu überzuckern verstanden, daß Menschen von zerrütteten Sinnen sich ohne Zweifel eine Weile daran ergötzen werden, wie kleine Leckermäuler an süßem Wein und Konditorwerk. Was dort geboten wird, ist in der That ein sublimierter Extrakt des alten heidnischen Taumelbechers. Das deutsche Volk müßte aber doch gar sehr herabgekommen und verwelscht sein, wenn es einen französischen Fabeldichter von den alten ehrlichen Evangelisten aus Israel nicht mehr sollte unterscheiden können. Freilich, wo man sich an den romantischen Dichtungen deutscher Reformprediger bereits um allen gesunden Verstand gelesen hat, da mag die Unterscheidung schon sehr schwer fallen. Darum haben wir den Welschen fahren lassen und uns an einen deutschen Landsmann gehalten, und zwar an einen solchen, der bei aller Verdrehtheit des Kopfes doch in seinem Herzen von dem Jesus aus Bethlehem noch nicht ganz loswerden zu können scheint. So scheint es, und so glauben wir. Möchte er diese Bande festhalten und ihren sanften Zügen folgen: sie ziehen zum Himmel.

Rede bei der fünfzigjährigen Jubelfeier des Herrn Seminardirektors a. D. F. L. Zahn
am 30. Mai 1882 zu Moers.

Hochgeehrter Herr Direktor!
Geehrte Festgenossen!

Es sind in diesem Sommer 50 Jahre verflossen, seitdem Sie, teurer Herr Jubilar, durch Gottes Fügung in unsere rheinische Volksschule gerufen wurden. Die Lehrer Ihres alten Seminarbezirks, insonderheit Ihre ehemaligen Schüler, nebst vielen Schulfreunden aus andern Ständen haben es als eine Pflicht empfunden, einen Gedenktag zu veranstalten, um mit Ihnen Gott dem Herrn zu danken für alle Barmherzigkeit und Treue, die er diese 50 Jahre hindurch an Ihnen gethan — und für die reichen Segnungen, die er durch Ihre Wirksamkeit unserm heimischen und vaterländischen Schulwesen geschenkt hat.

Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen, geehrter Herr Jubilar, heute die Grüße und Dankesgefühle der Mitfeiernden — der anwesenden und der in der Ferne still mitfeiernden — auszusprechen; und ich werde auch wohl sagen dürfen, daß ich diesen Auftrag um so lieber übernommen habe, da ich in besonderer und vielseitiger Beziehung Ihnen Dank schulde,*) und nur mein Herz reden zu lassen brauche, um damit auch die Gedanken und Gefühle aller Festgenossen auszusprechen.

Gestatten Sie mir, geehrter Herr Jubilar, unsere dankbare Erinnerung bei einigen Hauptpunkten Ihrer vielseitigen Arbeit näher verweilen zu lassen — nach dem Psalmworte „zu gedenken der alten Zeit, der vorigen Jahre.“ Als solche Punkte stellen sich von selbst vor uns:

---

*) Redner war weiland Zögling der Zahnschen Präparandenanstalt, dann (1842—1844) Schüler des Moerser Seminars und darauf mehrere Jahre Lehrer an jener Anstalt.

1. Ihr Wirken im Seminar,
2. Ihre litterarische Thätigkeit,
3. Ihre Sorge für die Präparandenbildung,
4. Ihr persönlicher Verkehr mit der Lehrerschaft Ihres Bezirks.

I.

Gewiß denken Sie, geehrter Herr Jubilar, heute auch an jenen Wendepunkt Ihres Lebensweges vor mehr als 60 Jahren zurück, wo ein Zug des Herzens Sie trieb, das corpus juris beiseite zu legen, um nunmehr die Pandekten einer höheren Gerechtigkeit, die Klassiker Israels, zu studieren. Es war, wie wir aus Ihrem Munde wissen, eine innere Wandlung, welche diesen äußern Wechsel veranlaßte. Es war Ihnen eine höhere Auffassung des Menschenlebens und Weltlaufs erschlossen worden, als Sie bisher gekannt hatten: die christliche Glaubensüberzeugung, daß das Universum ein lebendiges Haupt hat, und daß wir an diesem Haupte ein Herz haben, das für uns schlägt, ein Ohr, das unser tiefstes Verlangen hört, und einen Mund, der gute, tröstliche Dinge zu uns spricht, — einen Vater im Himmel, der in seinem Christo wieder zurecht bringen will, was seine sündigen Menschenkinder zerbrochen, verdorben und verloren haben, und der nie fahren läßt die Werke seiner Hände. — Indem sich Ihnen in diesem Lichte auch eine tiefere Auffassung des Schulamtes erschloß, wurden Sie nach Gottes Rat durch die Theologie in den Schuldienst geführt. In diesem Sinne haben Sie vor 50 Jahren Ihr Seminaramt hier am Rhein angetreten; so haben Sie auch uns unsern Lebens- und Standesberuf auffassen gelehrt; und diese Glaubensgesinnung ist die Triebkraft, das Gepräge und die Segensquelle Ihres Wirkens unter uns gewesen und geblieben.

Aus Ihrer Seminararbeit gedenke ich billig zuerst des Lehrgegenstandes, der in allen Schulen das Centrum des Lehrplans bilden soll und in diesem Sinne auch Ihrem Herzen am nächsten stand. Es steht mir nicht zu und würde auch ohnehin hier nicht angehen, Ihre Lehrweise in biblischer Geschichte, Katechismus und Kirchenlied rundseitig zu charakterisieren. Ich werde mir jedoch gestatten dürfen, wenigstens einige Momente, die mir und meinen Mitschülern wichtig und gesegnet geworden sind, kurz zu erwähnen.

Um die Hauptsache mit einem Worte zu sagen: wir merkten wohl, daß hier eine Lehrweise an uns herantrat, die noch eine höhere Aufgabe kannte als die, die christlichen Wahrheiten amtsmäßig richtig weiter zu spedieren, — deren erstes und letztes Anliegen vielmehr dieses war, bei den Schülern ein selbstthätiges Herzensaufmerken für die Werke und

Worte der göttlichen Liebe zu wecken, oder wenigstens Respekt vor dem „Volks- und Völkerbuche“, wie Goethe die Bibel genannt hat.

Demgemäß — denn dieser Kardinalgesichtspunkt, daß die religiösen Dinge nicht als pure Wissenssachen, sondern als Gewissenssachen gelehrt sein wollen, regelt vieles andere — ich sage: demgemäß hatten wir daher nicht einen stundelangen Vortrag anzuhören und flugs nachzuschreiben, um ihn nachher zum geläufigen Wiedergeben treulich einzuprägen, sondern der Unterricht vollzog sich stets in der Form einer freien, belebten, anregenden Besprechung.

Demgemäß wurde ferner unser Blick und unser Lernen weniger hingelenkt auf das historische, archäologische, bibliographische &c. Außenwerk, was dem Schulsacke Ansehen giebt, als vielmehr auf die Innenseite: auf das psychologische Geschehen, auf die religiös-ethischen Momente, auf die Fingerzeige der göttlichen Pädagogik in der Erziehung des Menschengeschlechts.

Demgemäß wurden wir ferner nicht beschwert mit vielen abgeleiteten oder gar abgelegenen Dogmen, wie sie vielleicht zur Konsequenz des theologischen Systems gehören mögen, aber darum noch keineswegs zu den notwendigen Nährmitteln des christlichen Sinnes zu zählen sind; vielmehr hielt uns der Unterricht vor allem und immer wieder von neuem die elementaren Grundwahrheiten der Gottseligkeit vor, welche die Wurzeln alles religiösen Denkens und Glaubens bilden, und von denen man tagtäglich leben muß. (So z. B. erinnere ich mich noch lebhaft, wie wir immer wieder vor den Entscheidungspunkt geführt wurden, den ich erst später als solchen klarer verstehen lernte: daß es vor allem darauf ankomme, ob man einen lebendigen Gott glaubt und hat, oder nicht.)

Demgemäß wurden uns ferner keine Glaubenssätze in doktrinärer Weise zum sofortigen Jasagen aufgenötigt, unbekümmert, ob sie von Verstand und Gewissen wirklich appercipiert werden konnten; sondern eben auf dieses wirkliche Appercipieren richtete sich die Hauptsorge, — also auf die Vermittelung des Verständnisses in allerlei Weise, namentlich durch Anknüpfung des Höheren an das Niedere, des Befremdlichen an das Selbsterfahrene, der historischen Vergangenheit an die besehbare Gegenwart u. s. w.

Demgemäß trat ferner keinerlei methodistische Treibhaus-Erziehung an uns heran — weder im Unterricht, noch in den Andachten, noch in der Lebensordnung; vielmehr wurde jene naturgemäße Seelenpflege geübt, wie sie der Heiland selbst (Mark. 4) empfohlen hat, wonach zum Säen auch das Warten gehört, bis aus Gras und Halm und Blüten die vollen Ähren gereift sind.

Demgemäß hörten wir ferner nie jenen bekannten gelehrten oder ungelehrten religiösen „Jargon", der für salbungsvoll gehalten sein will, wenn er biblische oder andere feierliche Ausdrucksformen gebraucht; sondern immer und überall die eine natürliche, wahre, edle Redeweise, die, weil sie wahr ist, gleichmäßig zum Verstande wie zum Herzen spricht, und weil sie edel ist, bei geistlichen und weltlichen Dingen, am Sonntag und am Werktag, gleich wohlklingt.

Demgemäß geriet der Unterricht nie in ein monotones Geleise; er nahm vielmehr in Lehrgang und Verfahren die mannigfaltigsten Formen in Gebrauch. Ein Beispiel: Einst wurde bei Eröffnung eines neuen Kursus eine Reihe von Stunden dem Betrachten des Liedes gewidmet: „Kommt heran zum Wunderbau u. s. w.," worin die bekannte Stelle vorkommt: „innen, innen ist des Tempels Herrlichkeit." Man wird denken, das seien eben Kirchenlied-Lektionen gewesen; keineswegs, die Besprechung dieses Liedes war vielmehr ein Präludium, die Einleitung zum Katechismusunterricht, — und es war eine sonderlich vortreffliche, da der Gegenstand dieses Faches bei solcher übersichtlichen und nach innen dringenden Beleuchtung in einer wesentlich anziehenderen Gestalt erschien als in der doktrinären Form des Lehrbuches.

Demgemäß endlich wurde in den verschiedenen Zweigen des Religionsunterrichts ja auch schulgerecht gelernt, — aber nach der Regel: das Nötige, das bleibend Nötige, das Saft- und Krafthaltige; und dieses auch mit vollem Ernste gut und sicher.

Mag auch bei der ungleichen Vorbildung der Seminaristen und aus andern Ursachen die Wirkung eines so echt-pädagogischen und geistvollen Religionsunterrichts nicht überall dieselbe gewesen sein. Das eine Bedeutsame aber haben mit wenigen Ausnahmen wohl alle mit heimgenommen: Respekt vor der Sache, und Achtung vor solchem Lehrer; und ihrer vielen ist, wie ich weiß, dieser Unterricht zu einem Segen geworden, wofür sie in Zeit und Ewigkeit dankbar bleiben werden, — der sich auch darin erwies, daß ihnen das Schulamt nun doppelt wert wurde.

Gedenke ich noch eines andern Lehrgebietes: der Berufswissenschaft, der Pädagogik.

Da haben wir allerdings von der chinesischen und japanischen, von der indischen und ägyptischen und mongolischen 2c. Pädagogik nichts gehört; — desto mehr aber von der deutsch-christlichen, die uns vor den Füßen lag.

Auch lernten wir kein geschlossenes System der Pädagogik mit seinen abstrakten Begriffen, Definitionen und Regeln; sondern wurden möglichst bald an die konkreten Fragen und Aufgaben der Praxis herangeführt.

Wiederum geschah auch darin die Unterweisung nicht so, daß uns

z. B. in der Didaktik eine bestimmte bis in die kleinsten Handgriffe ausgebildete Methode anexerziert worden wäre, — sondern orientierend, Blick und Takt schärfend, die Hauptrichtpunkte markierend.

Ich kann mir nicht versagen, an etliche dieser Richtpunkte zu erinnern, — um so mehr, da meines Erachtens unser Schulwesen gut beraten wäre, wenn dieselben in der Lehr- und Aufsichtspraxis überall gewürdigt und befolgt würden.

Der Lehrer selbst muß lehren — ohne Krücken, ohne Buch, mit lebendigem Wort — in allen Fächern.

Die Anschauung muß überall voraufgehen: erst Exempel, dann Regel; erst Geschichte, dann Doktrin; erst Vorbild, dann Gebot und Mahnung.

In jedem Fache muß ein Minimum, ein Grundkapital des Wissens und Könnens, so fest gelernt werden, daß es unter allen Umständen disponibel und geläufig ist.

Endlich: bei den praktischen Lehrübungen der Seminaristen war im nachfolgenden Kritikum die erste Frage an die recensierenden Zuhörer nicht die: „was wißt ihr an dieser Lehrprobe zu tadeln?" — sondern: „was ist darin anzuerkennen."

Wohl der Lehrerschaft, wohl der Gegend, in deren Seminar Religion und Pädagogik in solcher Weise und in solchem Geiste gelehrt werden. Daß unser Niederrhein unter Ihrer Amtswirksamkeit, geehrter Herr Jubilar, dieses Glück gehabt hat, das ist das erste, was der heutige Festtag dankbar bezeugen will.

II.

Der zweite Zweig Ihres Wirkens, die litterarische Thätigkeit ist durchaus aus Ihrer amtlichen Stellung und Arbeit erwachsen; sie war keine besondere Profession, sondern bildete in Ihrem Sinne einen Bestandteil Ihrer beruflichen Obliegenheiten.

Unter den von Ihnen herausgegebenen Schriften: die biblischen Historien, das methodische Begleitwort derselben, die größere biblische Geschichte, das „Reich Gottes", der Bibelkalender, der Lehrerspiegel (eine Denkschrift zu Harnischs 25jährigem Jubiläum), die Pestalozzischen Blätter — ragt für die Volksschule namentlich eine hervor, Ihr Erstling: das biblische Historienbuch. Es tritt nicht nur darum hervor, weil es unter den neuern Schulbüchern wohl kaum ein zweites giebt, welches in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus eine solche Verbreitung gefunden hat, sondern auch noch in einem andern Sinne, der leider weniger gekannt ist, als man zur Ehre der Pädagogik wünschen sollte. In diesem

Buche fanden sich die Hauptgrundsätze, welche für ein Lehrbuch der biblischen Geschichte in der Volksschule maßgebend sein müssen, zuerst in ihrer Vollzahl klar herausgestellt und ausgeführt. Das Buch war eine bahnbrechende That. — Sieht man von der glücklichen Auswahl des Stoffes ab, worin der alte Joh. Hübner u. a. bereits vorgearbeitet hatten, so sind es namentlich vier Punkte, vier Forderungen, die hier verwirklicht waren, und die ich für unser Gedenken noch kurz hervorheben möchte.

Die Darstellung in einem biblischen Historienbuche muß ausführlich sein, — nicht auszugartig, nicht kompendiarisch, wie leider in vielen neuern Lehrbüchern der vaterländischen Geschichte, und wie es früher auch auf dem biblischen Gebiete schon halbwegs begonnen war.

Die Darstellung muß anschaulich sein und eben deshalb auch den Bibelstil und die Bibelsprache festhalten, — oder umgekehrt ausgedrückt: Stil und Sprache der Bibel müssen festgehalten werden, weil sonst die Anschaulichkeit der Erzählung leiden würde. Bekanntlich waren die damals gangbarsten biblischen Geschichtsbücher von diesem gut pestalozzischen Grundsatze merklich abgewichen, zum Teil sehr stark.

Im Religionsunterricht auf dieser Altersstufe müssen Geschichtserzählung, Didaktisches (Lehre) und Poesie nicht isoliert auftreten, sondern vereint wirken, — auch im Buche. Darum war in der ursprünglichen, in der Normalausgabe des Historienbuches jede Erzählung mit „Lehren“ (in der Form biblischer Aussprüche) und mit passenden Liederstrophen begleitet. — Die Nachtreter haben sich bekanntlich an dieser Aufgabe nicht versucht und auf die „Lehren“ verzichtet: abschneiden ist eben leichter als bessermachen.

In der religiösen Poesie muß auf die Kernlieder und auf ihren Urtext zurückgegriffen werden. — Auch darin ist das Historienbuch mit gutem Beispiel vorangegangen.

Eigentlich gehört noch ein fünfter Gedanke hinzu, den ich wenigstens andeuten will. Das Historienbuch und der (ergänzende) „Bibelkalender“ weisen deutlich darauf hin, daß Kirche, Haus und Schule eine Haus- und Schulbibel nötig haben, — ein Buch, das als Ganzes genau auf die Hausandacht berechnet wäre; dieses Hausbuch würde dann auch die rechte Kinderbibel sein.

Jene ersten vier Grundsätze sind seitdem Gemeingut der deutschen Pädagogik geworden, d. h. sie sind als gültig anerkannt und fleißig nachgesprochen worden. Allein es fehlt viel daran, daß sie überall, oben und unten, in ihrem Vollsinn und in ihren Konsequenzen erfaßt und in diesem Vollsinn (in allseitiger Anwendung) praktisch ausgeführt wären. Neue didaktische Grundgedanken hat die pädagogische Theologie ohnehin seitdem

nicht hinzugefügt. — Was speciell auf dem Gebiete der biblischen Historienbücher seitdem geleistet worden ist, sind bestenfalls nichts als Ausebnungen des gewiesenen Weges gewesen — wohlfeile, wenn auch gut bezahlte Kärrnerarbeiten, nachdem das königliche Werk des Bahnbrechens geschehen war.

Aus Ihrer fleißigen Arbeit in der Zeitschriften-Litteratur als Schulchronist und Dorfchronist hebt sich für uns Lehrer von selbst Ihre Schul-Chronik heraus. Die Gründung dieses Blattes (1844) war für Rheinland und Westfalen ein bedeutsames Werk. Seit bereits drei Jahrhunderten bestand in diesen Provinzen eine evangelische Kirche und Schule; auch bestanden hier pädagogische Blätter, nämlich katholische und ein simultanes, aber zu einem Schulblatte, welches die Pädagogik im evangelisch-christlichen Sinne vertrat, hatten es die heimische Kirche und Schule in den 300 Jahren noch nicht gebracht. Sie waren es, geehrter Herr Jubilar, der auch an dieser leeren Stelle zuerst Hand ans Werk legte.

Es ist schade, daß viele wertvolle Aufsätze, welche die Schulchronik in ihrem siebenjährigen Laufe gebracht hat, der jüngeren Generation unbekannt geblieben sind. Eines dieser Artikel, welcher durch zufällige Umstände auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, werde ich etwas näher gedenken dürfen. Ich meine jenen Aufsatz („über die Leitung des Volksschulwesens"), worin Sie die Lage und Anliegen der Volksschule hinsichtlich der Schulverfassung zur Sprache brachten, — der sich unserm Erinnern um so mehr aufdrängt, da Ihre damaligen Besserungsvorschläge in der Hauptsache selbst bis heute nur Weissagungen geblieben sind, die noch der Erfüllung harren. Auf den Inhalt dieser Abhandlung einzugehen, verbietet der Charakter unseres Festes. Aber ein formaler Gesichtspunkt gehört ja hierher. Ich meine nicht dies, daß hier die Wünsche der Volksschule mit allem Freimute vertreten wurden — selbst bei der Voraussicht, darob amtliche Anfechtungen erdulden zu müssen. Denn daß Sie bei Ihrer Berufsstellung für die Lage der Volksschule und ihrer Lehrer ein Herz hatten, auch sich nicht scheuten, offen darüber zu reden, wo die Umstände es zur Pflicht machten: das verstand sich bei einem Manne von Ihrer Gesinnung und Denkungsart von selbst. Was ich meine, ist etwas anderes. Ihr Aufsatz war das erste Beispiel in der deutschen Schul- und Kirchengeschichte, wo die berechtigten Ansprüche des Volksschullehrerstandes von einem Theologen und Schulmanne auf positiv-kirchlichem Standpunkte vertreten wurden, und zwar ausdrücklich auch im Namen der christlichen und kirchlichen Interessen. Schon als Unikum war dieses Beispiel bedeutsam, aber noch viel bedeutsamer in einem andern Sinne. Denn da jene Schulanliegen bisher öffentlich nur von einem kirchlich indifferenten oder gar

antikirchlichen Standpunkte verteidigt worden waren, während die Gegenseite sich völlig gleichgültig verhielt oder nichts davon hören wollte, so hatte dies die schlimme Folge, daß sich im Lehrerstande die Ansicht wie ein pädagogisches Dogma festsetzte und ausbreitete: wer als Lehrer treu zur Kirche und ihrem christlichen Bekenntnis halten wolle, der müsse seine Standeswünsche zum Opfer bringen und an denselben zum Verräter werden. Die furchtbaren Wirkungen dieser ganz natürlich entstandenen Ansicht brauche ich nicht zu schildern. Ihr Aufsatz, geehrter Herr Jubilar, hat in diese vernebelte Frage zum ersten Male wieder Licht gebracht. Er zeigte den Schulmännern, daß bei der echt-christlichen Lebensanschauung die berechtigten Ansprüche des Schulamtes und der Schularbeiter nicht nur nicht zu kurz kommen, sondern vielmehr erst nach ihrem vollen Gewichte geltend gemacht werden können. So ist denn auch diese litterarische Arbeit eine bahnbrechende That gewesen, die dem Lehrerstande in dankbarer Erinnerung bleiben wird. Aber auch in jenen andern Kreisen, wo diese Stimme damals verhallte, wird man ihrer dereinst mit Anerkennung gedenken — wenn der Nebel in der Schulverfassungsfrage glücklich verschwunden sein wird.

III.

Blicken wir jetzt auf den dritten Zweig Ihres vielseitigen Wirkens, — auf die Sorge für eine bessere Präparandenbildung.

Sie gründeten, geehrter Herr Jubilar, schon gegen Ende der dreißiger Jahre eine Präparandenanstalt, nicht bloß eine sogenannte, sondern eine, die den Namen verdiente, eine vollständige und wohl ausgerüstete, — und dazu nicht im Sinne der späteren Gründungsära, sondern so, daß den unbemittelten Schulamtsaspiranten, besonders den Lehrersöhnen, ansehnliche Benefizien zugewendet werden sollten. Zur Unterstützung dieses Wohlthätigkeitszweckes wurde zugleich eine Schulbuchhandlung ins Leben gerufen; und auch Ihre Schriften haben zu diesem Zwecke freigebig beigesteuert. — In späteren Jahren, zur Zeit der Regulative, als die Schulbehörden eine solche Vorbildung der Präparanden nicht einmal gern sahen, geschweige unterstützten, mußte die Anstalt sich vornehmlich der Vorbildung für andere Berufsarten widmen und damit ökonomisch einen andern Charakter annehmen; aber auch in dieser Periode hat sie Lehrersöhnen stets nach Kräften Erleichterungen gewährt.

Wollte unsere Betrachtung dabei stehen bleiben, daß die Errichtung Ihrer Präparandenanstalt den Schulamtsaspiranten eine bessere Vorbildung ermöglicht und erleichtert habe, so würde damit dieses Werk doch nur höchst unzulänglich, nur sehr oberflächlich gewürdigt sein. Denn was dem Bildungsgange der Volksschullehrer damals fehlte, das war nicht ein bloßes

Manko, sondern ein organisches Gebrechen, ein Übel von bösartiger Natur. In der besten und wichtigsten Lernzeit, vom 14. Jahre bis zum Eintritt ins Seminar, überließ die Schulbehörde die Bildung und Erziehung der Präparanden dem Zufalle. War diese Jugendwüste auf die eine oder die andere Weise glücklich oder unglücklich durchwandert, dann sollte das Seminar die kolossale Doppelaufgabe lösen: einerseits das in der allgemeinen Bildung Zurückgebliebene nachzuholen, und zugleich andrerseits die nötige Berufsbildung zu vermitteln. So war der Bildungsgang der Lehrer gleichsam eine auf den Kopf gestellte Pyramide: unten so schmal und mager wie möglich, und oben über alles Maß breit und schwer — das gerade Gegenteil von dem, was bei der Vorbildung aller andern Stände als richtig gilt — un- und widernatürlich vom Anfang bis zum Ende, gleichviel, ob man auf die Erziehung oder auf die allgemeine Bildung oder auf die Berufsbildung sieht.

Ihr gesunder Blick, geehrter Herr Jubilar, hatte dieses Grundgebrechen in dem Bildungsgange des Lehrerstandes samt seinen schlimmen Folgen klar erkannt. Als daher Ihre werkthätige Hand zur Heilung dieses Gebrechens die Präparandenanstalt gründete, da wußte sie auch in der Einrichtung in allen Punkten das Richtige zu treffen. Es sollten die besten Lernjahre auch nach Gebühr ausgenutzt werden, also zur Erwerbung einer soliden allgemein-wissenschaftlichen Bildung, weshalb denn im Lehrplan auch der fremdsprachliche Unterricht nicht fehlte. Und damit dies wirklich, nicht bloß dem Scheine nach, erreicht werde, wurde die Anstalt nicht an geborgte, ermüdete Lehrkräfte gewiesen, sondern baldigst mit dem erforderlichen eigenen Lehrpersonal ausgerüstet. Aber auch das war ein gesunder Gedanke, daß von vornherein auch solche Zöglinge aufgenommen wurden, die sich für andere Berufsarten vorbilden wollten, und sonach die Schulamtsaspiranten im bildenden Verkehr mit andern Ständen blieben. Vermöge dieser zweckmäßigen Organisation und einer umsichtigen Leitung hat dann dieses Institut eine lange Reihe von Jahren im Dienste der Präparandenbildung wie zur Vorbereitung auf andere Berufsarten im Segen gewirkt; und ich kenne viele seiner Schüler, die mit mir und meinem Freunde Dr. Hollenberg (jetzt Gymnasialdirektor in Saarbrücken) sagen, wie dieser es vor etlicher Zeit in einer Denkschrift aussprach: zu den Wohlthaten hervorragender Art, die uns durch Gottes Fügung auf unserm Lebensgange zu teil geworden sind, rechnen wir namentlich auch dies, daß wir einst Zöglinge der Moerser Präparandenanstalt sein durften. Und einer, den ich 25 Jahre nach meinem eigenen Eintritt diesem Institut auf drei Jahre zuführte, läßt heute weit hinten aus dem Orient (aus Troja) durch meinen Mund dasselbe bezeugen.

In der Schulgeschichte giebt es kaum etwas Bedauerlicheres als dies, daß der Begriff der normalen Vorbildung zum Lehrerberuf, der hier in Moers schon vor mehr als 40 Jahren bahnbrechend verwirklicht war, erst auf langem Umwege und nach schweren Mißerfahrungen in den maßgebenden Kreisen Eingang finden konnte, und in seiner wahren Gestalt leider selbst jetzt noch vielfach mit andern als bloß äußeren Hindernissen zu kämpfen hat.

IV.

Gedenken wir zuletzt noch mit kurzem Worte des vierten Zweiges Ihrer Arbeit.

Gleich Ihrem Vorgänger im Moerser Seminardirektorat war Ihnen nicht entgangen, daß die Aufgabe der Seminarlehrer nur dann in dem erwünschten Maße gelingen kann, wenn dieselben mit der Lehrerschaft ihres Bezirks in Fühlung und Verkehr stehen. Sie, geehrter Herr Jubilar, haben daher nicht darauf gewartet, bis die Lehrer zu Ihnen ins Seminar kommandiert würden, sondern haben dieselben in den bestehenden Konferenzen aufgesucht. Nach gewonnener näherer Bekanntschaft haben Sie dann auch jeweilig besondere Konferenzen veranstaltet — sowohl für das Bergische wie hier am Niederrhein — in der Form, wie Sie dieselben für ersprießlich hielten. Durch diese Ihre freien Konferenzen angeregt und vorbereitet, ist im Verfolg ein geschlossener Verein, der „Verein evangelischer Lehrer und Schulfreunde“, entstanden, der Ihre Auffassung der Pädagogik und des christlichen Schulamtes zur Grundlage nahm und unter Ihrer thätigen Teilnahme nunmehr bereits über 30 Jahre sein Werk fortgeführt hat.

Mochten die heilsamen Früchte Ihrer Bemühungen im persönlichen Verkehr mit den Lehrern anfänglich nicht augenfällig hervortreten, so hat doch die Folgezeit genugsam erkennen lassen — wie es auch das heutige Fest bezeugt — daß dieser Zweig Ihres Wirkens in seiner Art nicht weniger ersprießlich gewesen ist als die übrigen.

Ich schließe.

Geehrte Festversammlung! — An unserm Erinnerungsblicke ist ein langes, arbeitsvolles Schulmannsleben, wenn auch nur in kurzen Zügen, vorübergegangen, — ein Leben, fest gewurzelt in der christlichen Glaubensüberzeugung, — getragen von den Kräften dieses Glaubens, — gereift in Erfahrungen mannigfachster Art, — reich an fruchtbaren, anregenden Gedanken, — reich an werkthätiger Liebe in den verschiedensten Richtungen, — reich an Früchten der Gerechtigkeit, Gott zum Preise.

Die Thaten haben zu uns geredet; da bedarf es meinerseits keiner Worte mehr.

Geehrter, teurer Herr Jubilar! — Nehmen Sie unsern innigsten Dank für alles, was Ihr Lieben, Sorgen und Arbeiten an uns, an unsern Kindern, an unsern Schulen, an unserm Stande, an unserm Volke gethan hat. Gott der Herr lohne Ihnen, wie er seinen treuen Knechten zu lohnen verheißen hat.

Ihre Schüler und Freunde haben gewünscht, ihre Dankbarkeit auch noch in anderer Weise auszusprechen, — in der Form einer Wohlthätigkeitsstiftung in Ihrem Sinne, welche für das Gedächtnis Ihres gesegneten Wirkens forthin mitzeugen helfe. Die Stifter lassen Sie herzlich bitten, dieses kleine Dankeszeichen, worüber ein anderes Komitee-Mitglied das Nähere mitteilen wird, gütigst annehmen und seine Bestimmung genehmigen zu wollen.

Nehmen Sie auch unsere herzlichsten Grüße und Wünsche zu Ihrem heutigen 50jährigen Jubelfeste. In Ihrem 84. Jahre wandeln Sie unter uns noch frisch und rüstig an Leib und Geist — wie ein Gotteswunder. Der Herr, dem Sie vertrauet haben, und der Ihr guter Hirte gewesen ist bis auf diesen Tag, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, segne und behüte Sie und die Ihrigen; — er lasse auch forthin sein Angesicht über Ihnen gnädig leuchten, daß Sie in dem schönen Abendrot, das Ihre alten Tage umgiebt, noch lange schauen das Glück Ihrer Kinder und Kindeskinder; — er hebe sein Angesicht auf Sie und schenke Ihnen seinen Frieden, auf daß Sie noch viele Jahre in unserer Mitte stehen wie bisher als ein Gesegneter des Herrn, als ein lebendiges Zeugnis und Wahrzeichen seiner Verheißung (Ps. 92, 14—16):

„Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen;
Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein;
Daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, unser Hort, und ist kein Unrecht an Ihm.“ Amen!

1876, ein Jubel-Gedenkjahr der deutschen Pädagogik.

Vor nunmehr 30 Jahren — 1846 — wurde in allen deutschen Lehrerkreisen am 12. Januar der hundertjährige Geburtstag Pestalozzis gefeiert. Vielfach nahmen auch Personen aus andern Ständen, Männer und Frauen, an diesen Festen teil. Mehr als je vorher beschäftigten sich damals die Herzen und Gedanken, die Zungen und Federn mit der Persönlichkeit, dem Leben und Wirken dieses pädagogischen Reformators. Auf allerlei Weise wurde sein Lebensbild vor die Augen und ins Gedenken gerückt: durch die Festreden, durch die Schulblätter, durch selbständige Biographien u. s. w. Es entstanden „Pestalozzi-Stiftungen" und die bekannten „Pestalozzi-Vereine", die wenigstens den Schall des Namens fortgepflanzt haben; und das ganze Jahr hindurch war in den pädagogischen Zeitschriften und in den Lehrerkonferenzen viel von Pestalozzi und seinen methodischen Grundsätzen die Rede. Ob die positiven Nachwirkungen dieser Jubelfeierlichkeiten dem Eifer und der Begeisterung, womit dieselben in Scene gesetzt wurden, überall und in allen Richtungen entsprochen haben, mag dahingestellt bleiben; gewiß aber ist, daß erst von da an Pestalozzis Name populär wurde, und daß seitdem mehr als je vorher förderſame Anregungen von seinen Schriften ausgegangen sind. Man kann in der That sagen, daß Pestalozzis Name eine Macht geworden ist; und daß er es geworden ist, dazu haben jene Jubelfeste nicht wenig beigetragen.

Das Jahr 1871 mahnte wiederum an einen großen pädagogischen Bahnbrecher — an Amos Comenius, den Pestalozzi vor Pestalozzi. An den äußersten Ostmarken der deutschen Zunge geboren, entschlief der viel umhergeworfene Pilger an der äußersten Westgrenze, in Amsterdam, am 15. November 1671. In den eigentlichen deutschen Landen hatte er weder einen Wirkungskreis, noch eine Bleibstätte finden können; und die reiche, gehaltvolle Saat, die durch seine Schriften in unserm Vaterlande ausgestreut war, ging unter den Trümmern des 30jährigen Krieges zum größten Teil zu Grunde. Aber selbst heutigen Tages, 200 Jahre nach

seinem Tode, sind in der deutschen Schulwelt die Verdienste dieses in seltenem Maße großen und edlen Geistes nicht nach Gebühr gewürdigt und noch weniger nach Gebühr verwertet. Zum Erweise braucht man nur darauf mit dem Finger zu zeigen, wie in den Volksschulen — auch in denen der besseren Art — der Realunterricht und wie in den höhern Schulen der elementare fremdsprachliche Unterricht betrieben wird. Die Stimmen, welche 1871 in den Schulblättern an Comenius erinnerten, scheinen verhallt zu sein; von einer Gedenkfeier in den Lehrerkonferenzen ist mir wenigstens nichts zu Ohren gekommen. Vielleicht war die Zeit — zu günstig und darum zu ungünstig: die glorreiche Wiederherstellung des deutschen Reiches nahm zu sehr die Herzen und Köpfe in Anspruch. Vielleicht kam der Appell auch zu früh: man kann nicht anerkennen, was man nicht kennt. Die Lehrergeneration, welche den 300jährigen Geburtstag (1891) des großen pädagogischen Exulanten erlebt, wird hoffentlich das Versäumte nachholen.

Wir stehen jetzt wiederum an der Schwelle eines pädagogischen Jubeljahres.

Am 4. Mai 1876 werden es 100 Jahre, daß **Johann Friedrich Herbart** — der Pädagog unter den Philosophen, der Philosoph unter den Pädagogen — das Licht der Welt erblickte. Er ist geboren zu Oldenburg, wo sein Vater Justiz- und Regierungsrat war. Nach der Studienzeit wirkte er von 1797—1800 als Privaterzieher in der Schweiz, in einem Berner Patrizierhause, wo er auch Pestalozzi kennen lernte und denselben, der damals in Burgdorf unter einem als Schulmeister angestellten ehemaligen Schuster den „Hilfslehrer“ spielte, in seiner Schule besuchte. In seine Heimat zurückgekehrt, bereitete sich Herbart einige Jahre für die akademische Laufbahn vor und trat dann 1803 in Göttingen als Privatdocent der Philosophie auf. Ganz wider den Strich, aber charakteristisch für seine Anschauung und frühe Selbständigkeit, begann er seine Vorträge nicht mit einer der rein philosophischen Disciplinen, sondern mit der Pädagogik; und im zweiten Semester wählte er zum Gegenstande seiner Vorlesungen wiederum nicht Logik oder Psychologie u. s. w., sondern die Ethik (oder wie man damals sagte: praktische Philosophie). Im Jahre 1809, als W. v. Humboldt an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand, wurde er als Professor nach Königsberg auf den Lehrstuhl Kants berufen, um Philosophie und Pädagogik zu lehren, — zunächst veranlaßt durch die in der preußischen Schulgeschichte unvergessenen Ministerialräte Nikolovius und Süvern. Bekanntlich waren es diese trefflichen Männer auch, welche in jener Verjüngungsperiode des preußischen Staates mehrere angehende Seminarlehrer als Eleven zu Pestalozzi schickten.

In Königsberg ist die Stätte der bedeutendsten didaktischen und litterarischen Wirksamkeit Herbarts gewesen, — 24 Jahre lang. Die geringe Frequenz dieser Universität an der äußersten Grenze des Landes und die höchst parteiische Begünstigung, welche die damalige Schelling-Hegel'sche „Modephilosophie" während der langen Zeit des Altenstein'schen Ministeriums fand, bewogen ihn im Jahre 1833 einem Rufe nach Göttingen zu folgen — an die Universität, wo er seine akademische Laufbahn angetreten hatte. Dort starb er, körperlich und geistig ungeschwächt, 1841 infolge eines Schlagflusses, in seinem 66. Lebensjahre.

So viel aus seinem äußeren Lebensgange.

Was ist es nun, was die Pädagogik diesem Manne zu verdanken hat?

Das pädagogische Denken der früheren Perioden — die Pestalozzische Schule mit einbegriffen — gründete sich überwiegend nur auf Erfahrung, Beobachtung und Geschichte. Wie unentbehrlich nun diese Kenntnisse für das pädagogische Wissen und Wirken sein mögen, so reichen sie doch bei weitem nicht aus. Sie reichen schon deshalb nicht aus, weil sie keine Bürgschaft der Richtigkeit in sich tragen; wer ihnen blindlings — d. i. ohne Kritik — folgt, weiß eben nicht, ob er auf dem rechten Wege, oder auf einem Umwege, oder gar auf einem Irrwege sich befindet. Wie viele Jahrhunderte lang sind die Schulen beim Lesenlehren gläubig und unverdrossen der Buchstabiermethode gefolgt, die doch im Grunde nichts anders ist als die ins Pädagogische übersetzte Echternacher Prozessionsmethode! Und warum? Weil Erfahrung und Geschichte einstimmig bezeugten, daß das Kind auf diesem Wege schließlich wirklich zum Lesen gelange. Was an Mühsal, Drangsal und Zeitverlust dabei vorfiel, nahmen Lehrer und Schüler als etwas Unabwendbares mit in den Kauf. So ging es und geht es annoch an hundert andern Punkten. Die Pädagogik, welche sich bloß mit dem behelfen muß, was Erfahrung und Geschichte zeigen, ist genau dasselbe, was die Medizin war, bevor sie sich auf durchgebildete Hülfsdisciplinen (Anatomie, Physiologie, Chemie rc.) stützen konnte, — nämlich nicht Wissenschaft, sondern bloße Handwerkslehre. Soll die Pädagogik zu dem Range und Vermögen einer Wissenschaft gelangen, so muß ihr eine sichere Ethik und eine sichere Psychologie zu Gebote stehen: ohne die Ethik tappt die Pädagogik hinsichtlich des Zieles der Erziehung im Dunkeln, und ohne die Psychologie vermag sie den rechten Weg zu diesem Ziele nicht zu finden. Diese beiden Hülfswissenschaften (samt Religionslehre und Kulturwissenschaft) sind aber auch deshalb unentbehrlich, weil erst durch ihre Hülfe die andere, die aus der Praxis fließende Quelle des pädagogischen Wissens — Erfahrung und Geschichte — recht ausgebeutet werden kann: einmal dadurch, daß nunmehr der Er-

zieher in den Stand gesetzt wird, selbst mehr Erfahrungen zu sammeln — denn „man sieht nur, was man weiß“ — und sodann dadurch, daß er zur Prüfung der eigenen und der fremden Erfahrungen ein kritisches Auge und einen sichern Maßstab gewinnt. Summa: weil die Pädagogik eine angewandte Wissenschaft ist, so ist sie wie alle andern angewandten Wissenschaften (Landwirtschaft, Technologie, Medizin, Politik, Kriegswissenschaft u. s. w.) durchaus abhängig — nämlich abhängig von denjenigen reinen (theoretischen) Wissenschaften, die eben bei ihr eine Anwendung finden und darum ihre Hilfswissenschaften heißen.

Daraus wird nun auch verständlich, warum die Erziehungslehre in den früheren Perioden so unsicher und so wenig wissenschaftlich gegründet war; nicht in ihr lag zunächst die Schuld, sondern in ihren Hülfswissenschaften: diese boten zu wenig Hülfe, weil sie selbst zu mangelhaft ausgebildet waren. Mit der Ethik ging es noch leidlich, weil die Religionslehre dafür aushelfen konnte, — NB. so weit sie es konnte. Die Kulturwissenschaft war nicht weniger gebrechlich, wie schon aus den merkwürdigen Wandlungen hervorgeht, welche der Begriff der Bildung durchgemacht hat vom Mittelalter und den alten Humanisten an bis jüngsthin, wo die modernen „Humanisten“ und „Realisten“ noch immer ihre alte Haderfrage verhandeln, ob der Rechtseinäugige oder der Linkseinäugige der Normalmensch sei. Gesetzt aber auch, Ethik und Religionslehre wie die Kulturwissenschaft hätten über das Ziel der Erziehung reine, deutliche und vollständige Auskunft zu geben vermocht — was konnte es dem Erzieher nützen, das Ziel zu wissen, wenn die Psychologie, die den Weg zeigen sollte, den schuldigen Dienst versagte? Mit dieser wichtigsten pädagogischen Hülfswissenschaft war es eben am allerdürftigsten bestellt. Zwar hat es niemals an empirischen psychologischen Kenntnissen gefehlt, — im Laufe der Zeiten ist dieses Materials sogar recht viel aufgehäuft worden; auch steckt in den langjährig angesammelten pädagogischen Erfahrungen, soweit sie zuverlässig sind, ein beträchtliches Quantum psychologischen Rohstoffes. Aber es fehlte eine Bearbeitung dieser psychologischen Erze — eine solche Bearbeitung, die zu einer sicheren Erkenntnis, zu einem wirklichen Verständnis des so geheimnisvollen Seelenlebens führen konnte. Die Forschung, welche sich an dieser Aufgabe versuchte, stand sich dadurch, daß sie von vornherein an der alten aristotelischen Hypothese von dem sog. Seelenvermögen festhielt, selber im Lichte. Herbart hat diesen Bann, der auf der Psychologie lastete, gebrochen; er ist der gewesen, durch den diese Wissenschaft zuerst eine feste Grundlage erhalten hat. Das gleiche Verdienst muß ihm hinsichtlich der zweiten pädagogischen Hülfswissenschaft, der Ethik, zugesprochen werden. Hätte er sich nun auch gar nicht darum

bekümmert, wie seine psychologischen und ethischen Forschungen auf dem Gebiete der Erziehung sich verwerten ließen, so würde er doch nicht weniger auf dankbare Anerkennung von seiten der Pädagogen Anspruch haben, als Liebig sie von seiten aller derer, die bei den Fortschritten der Chemie interessiert sind, gefunden hat: denn die Vorbedingungen dazu, daß die Pädagogik aus einer Handwerkslehre zu dem Range einer Wissenschaft aus- und emporwachsen könne, waren erfüllt; der Weg war gebahnt.

Aber Herbart hat mehr gethan. Obgleich er ein Denker und Gelehrter ersten Ranges war, und sein professoraler Beruf ihn nicht an die pädagogische Praxis wies, so hat er derselben nichtsdestoweniger mit Liebe und Hingebung einen großen Teil seiner Zeit und Kraft gewidmet. Seine pädagogischen Schriften, insbesondere seine „allgemeine Pädagogik“, sind dafür beweiskräftige Zeugen. So ist denn eine wissenschaftliche Pädagogik nicht bloß durch ihn möglich geworden, sondern mit eigner Hand hat er auch den Grund dazu gelegt. Und wie fest sind diese Fundamente, und wie reich an Fingerzeigen für den Ausbau! Mit Recht sagt einer seiner Schüler: „Man mag Herbarts pädagogische Schriften lesen, so oft man will, immer findet man in der kurzen, gedrängten, wohldurchdachten klassischen Darstellung neue Belehrung und neuen Genuß.“ In der dereinstigen Geschichte der deutschen Pädagogik wird die dritte Hauptperiode nach der Reformationszeit an ihrer Spitze unzweifelhaft den Namen Herbarts tragen.

Es liegt nun die Frage nahe, woher es doch komme, daß die Verdienste dieses Mannes um die Pädagogik noch so wenig in der Schulwelt bekannt sind, zumal in den Kreisen der Volksschullehrer. Darüber wäre viel zu sagen; es haben auch viele Ursachen dabei zusammengewirkt. Wir können hier nicht soweit ausholen und müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen.

Zuvörderst ist an das Sprichwort zu erinnern: „Gut Ding will Weile haben“, — wie man an dem Eichbaume sehen kann, der bekanntlich viel langsamer wächst als die Pappel und ähnliches leichtes Gehölz.

Zum andern hatten die Volksschulen — um von diesen zunächst zu reden — in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts alle Hände voll zu thun, um die von Pestalozzi angeregten Reformen denkend zu verarbeiten und praktisch auszuführen. Für sie war Herbart zu früh gekommen.

Zum dritten sind Herbarts pädagogische Schriften vermöge ihrer klaren Darstellung zwar unschwer zu verstehen, aber wegen ihrer gedrängten, gehaltvollen Fassung doch nicht jedem mundgerecht. Überdies merkt der Leser bald, daß zum Heimischwerden in dieser neuen, anziehenden Gedanken-

welt die Bekanntschaft mit Herbarts Psychologie und Ethik erforderlich sei. Hat er nun nicht bereits so viel Geschmack an den pädagogischen Schriften gewonnen, daß er nicht davon lassen mag, so schreckt die Aussicht auf den langen Studienweg leicht zurück.

Zum vierten waren die einzelnen Werke Herbarts seit langem schwer zu bekommen, und seit 1850 nur in der Hartenstein'schen Gesamtausgabe. Die Anschaffung von 12 Bänden eines teuren Litteraturzweiges wird aber selten ein Volksschullehrer seiner Kasse zumuten dürfen. Es ist interessant, das Subskriptionsverzeichnis der Hartenstein'schen Ausgabe durchzusehen. Da finden sich vornehmlich nur Bibliotheken genannt und zwar meist Staats-, Universitäts- und alte, große städtische Bibliotheken, aber wenige Gymnasial- und Realschul-Bibliotheken, keine einzige Seminar-Bibliothek; und unter der verhältnismäßig kleinen Zahl von persönlichen Subskriptionen trifft man zwar sehr achtbare Namen, wie Friedrich Wilhelm IV., Reichstagspräsident Dr. Simson, Gymnasialdirektor Dr. Passow (Schwiegervater des Ministers Falk), Cousin u. s. w., aber nur sehr wenige Lehrer an höhern Schulen, keinen Volksschullehrer, auch keinen Seminardirektor.

Ein fünftes, was die Verbreitung der Herbartischen Anschauungen aufgehalten hat, liegt darin, daß die Lehrer an den höhern Schulen — gleichviel ob sie Philologen oder Theologen oder Mathematiker u. s. w. heißen — sich meistens mehr um ihre specielle Fachwissenschaft bekümmern als um ihre Berufswissenschaft, die Pädagogik. Denn da Herbarts Schriften zunächst für gymnasial und akademisch geschulte Leser berechnet sind, so war zur Überführung ihres Inhaltes in weitere Kreise eine vermittelnde litterarische Arbeit erforderlich. Der Natur der Sache nach hätten die Lehrer der höhern Schulen diese Arbeit übernehmen müssen. Da diese aber, wie bemerkt, sich meistens bloß für ihr specielles Fach interessieren, so sind sie teils selbst nicht genug mit den Herbart'schen Forschungen bekannt geworden, teils haben sie ihre Feder zu ausschließlich der fachwissenschaftlichen Litteratur gewidmet. So erklärt sich's also, warum die Herbartische Philosophie auch von dieser Seite her wenig Förderung erfahren hat.

Ein sechstes Hindernis, vielleicht das schlimmste, lag in den verwirrten und unruhigen Geisteszuständen, die nach den Befreiungskriegen allmählich in Deutschland herrschend wurden. Je weniger Leben sich auf dem religiös-kirchlichen Gebiete zeigte, desto erregter, exaltierter und schwindelhafter ging es auf den Gebieten der Politik, der Kunst und der Philosophie her. Kein Wunder, daß eine solche Zeit für das besonnene, strenge und ernste Denken Herbarts wenig Sinn hatte. Dazu kam noch eine besondere, verhängnisvolle Maßregel der preußischen Unterrichtsverwaltung. „Der Minister

v. Altenstein, von der Überzeugung ausgehend, daß das Specifische des christlichen Glaubens in der wissenschaftlich gebildeten Welt seinen Halt verloren habe und nur noch in dem zum Denken unfähigen Pöbel wurzele, suchte einen Philosophen, welcher der denkenden Welt unter der Form des Christlichen eine philosophische Religion bieten könnte, die durch den Schein des Christlichen ihre Anstößigkeit verlöre. Einen solchen fand er in Hegel, dem zugleich auch die politische Aufgabe zufiel, den Liberalismus mit dem Absolutismus zu vermitteln" (Bartholomäi). Was daraus geworden, ist weltkundig. Aus der staatlich begünstigten und gepflegten Hegel'schen Schule sind bekanntlich die destruktivsten Geister auf dem religiösen und politischen Gebiete hervorgegangen; man denke nur z. B. an Strauß, an die „Hallischen Jahrbücher" unter Arnold Ruge, an Bruno Bauer u. s. w. Und was war das Ende der Schelling-Hegelschen Staats- und Modephilosophie? Eine immer mehr um sich greifende Geringschätzung und Vernachlässigung der philosophischen Studien überhaupt und zwar in allen wissenschaftlichen Kreisen. Man war der Phantasterei, die sich unter dem Namen der Philosophie breit gemacht hatte, übersatt und wendete sich nun um so entschiedener den sog. exakten Wissenschaften, namentlich der Naturkunde, zu. In der Zeit, wo die Hegelsche Denkweise auf den Kathedern und an den grünen Tischen das Ruder führte, war natürlich ihre schärfste Gegnerin, die Herbartische Philosophie, so gut wie geächtet. Und als dann jene Bankerott machte und das Philosophieren überhaupt in Mißkredit geriet — da wurde die Herbartische Philosophie, wiederum ganz natürlich, in diese Kalamität mit hineingerissen. Daß ihr damit ein schweres Unrecht geschah, weil sie doch tapfer wider die Babelturmbauerei gekämpft hatte — das wußte man nicht; denn die Regierungen hatten dafür gesorgt, daß man sie nicht kannte. Seit Herbart sich veranlaßt sah, dem preußischen Staate den Rücken zu kehren, ist seine philosophische und pädagogische Anschauung auf einem preußischen Lehrstuhle der Philosophie niemals wieder zu Worte gekommen — bis auf den heutigen Tag. In den letzteren Jahren haben mancherlei Anzeichen angekündigt, daß die Tage der Schmach und Vernachlässigung, welche über die philosophischen Studien gekommen waren, nunmehr zu Ende gehen wollen; selbst die Naturwissenschaften beginnen einzusehen, daß sie dieselben nicht entbehren können. Dringt diese Einsicht allgemein durch, dann darf die Herbartische Philosophie hoffen, auch ihrerseits einmal fröhliche Tage zu erleben. Auf der Leipziger Universität, der besuchtesten in Deutschland, ist sie seit langem stattlich vertreten gewesen — (durch die Professoren Hartenstein, Drobisch, Ziller, Strümpell); und in Jena hat sie sich nach mehrjähriger Unterbrechung jüngst auch wieder hören lassen (Stoy). In

Östreich wird sie bereits an drei Universitäten gelehrt — in Wien (Zimmermann, Vogt), Prag (Volkmann, Willmann) und Graz (Nahlowsky); wie sie denn auch unter den dortigen Gymnasial- und Reallehrern schon viele Freunde zählt. Hoffen wir daher, daß sie auch bald auf den preußischen Hochschulen wieder eine Stätte finde.

Irre ich nicht, so ist noch ein siebentes Hindernis im Spiele gewesen — eins, das die Herbartische Schule in ihrer eigenen Mitte zu suchen hat. Auf diese Mitschuld deutet schon die Thatsache hin, daß ihre „Zeitschrift für exakte Philosophie“ nach elfjährigem Bestehen (1873) eingehen mußte — in einer Zeit, wo Herbarts Denkweise mehr Freunde zählte, als je vorher. Der Zillersche „Verein für wissenschaftliche Pädagogik“ mit seinem pädagogischen Jahrbuche mag immerhin ein Ersatz für jenen Verlust sein, allein damit werden anderweitige Versäumnisse, sofern sie wirklich vorhanden sind, nicht aufgehoben. Worin dieselben bestehen mögen, kann hier nicht ausreichend untersucht werden. Nur auf einen Punkt will ich hindeuten, um daran einen Wunsch zu knüpfen. Wie eine religiöse Gemeinschaft, so erhält und stärkt sich auch eine philosophische Schule nicht so sehr durch ängstliches Bewachen der „reinen“ Lehre, als vielmehr durch fortgehende Verbesserung (Reformation, oder „stetige, unaufhörliche Buße“, wie Dr. Luther sagen würde), durch angelegentliche Ausbildung der wichtigsten praktischen (angewandten) Lehrzweige, also in unserm Falle namentlich der Pädagogik, und durch fleißiges Missionieren, was hier zugleich heißt: Übung in der schwierigsten Art des Lehrens. Eine Kirche wie eine philosophische Schule, welche diese dreifachen Arbeiten versäumt, gerät in Verfall — nicht bloß trotz der „reinen“ Lehre, sondern gerade durch dieselbe, und zwar so gewiß, als der Leib bei dauernder Unthätigkeit gerade durch nahrhafte Speisen am ersten krank wird. Wie nun? Werden die Kenner und Freunde der Herbartschen Philosophie und Pädagogik bei gewissenhafter Selbstprüfung sagen dürfen, daß sie — um eine der drei Lebensfunktionen beispielsweise herauszugreifen — in der That nach allen Kräften „missioniert“ haben? Hätten sie es wirklich gethan, so würden sie ohne Zweifel auch bald gemerkt haben, wo ein empfänglicher Boden dafür vorhanden war, und wo nicht und würden auf jenen ihre Kraft konzentriert haben. Meines Erachtens war ein empfänglicher Boden nicht zu suchen in der Klasse der Gelehrten, wenigstens nicht während der philosophischen „Winterperiode“, — auch nicht vornehmlich unter den Lehrern an den höhern Schulen, wenigstens so lange nicht, als auf den Universitäten ordentliche pädagogische Seminarien fehlen. Aber ein empfänglicher, ein sehr empfänglicher Boden war und ist zu finden in dem strebsamen Teile des philosophisch unver-

schnupften Volksschullehrerstandes — und vermutlich auch in manchen Kreisen des gebildeten Gewerbestandes. Freilich muß man diese Stände nicht mit metaphysischen Spekulationen oder gar mit historisch-gelehrtem Kram behelligen, sondern ihnen einfache, praktisch-nützliche Kenntnisse anbieten, also angewandte Psychologie, Ethik und Pädagogik, — aber wiederum nicht in verkünsteltem Gelehrtenstil, auch nicht in kompendiarischer Form, sondern in anschaulich ausgeführter Darstellung. Wie stellt sich nun die bereits recht umfangreiche Litteratur der Herbartischen Schule zu dieser letztbezeichneten Aufgabe? Die für die Pädagogik so überaus wichtige Psychologie möge als Exempel dienen. Da finden sich gediegene gelehrte Werke — wie die „Medizinische Psychologie“ von Lotze (1852), das jetzt in 2. Auflage erscheinende (mehrbändige) „Lehrbuch der Psychologie“ von Volkmann, die „Erste Grundlegung der mathematischen Psychologie“ von Drobisch (1850); aber sie sind, wie schon der Titel verrät, nicht für Volksschullehrer berechnet. Drobisch's „Empirische Psychologie“ (1842) ist zur ersten Einführung auf dem Wege des Selbstunterrichts ein recht brauchbares Buch, aber — leider im Buchhandel nicht mehr zu haben. Die seitdem erschienenen Lehrbücher ähnlicher Art — von Schilling (1851), Lindner („Lehrbuch der empirischen Psychologie“, 3. Auflage 1872), Drbal („Empirische Psychologie“, 1868) — sind wesentlich Kompendien, d. h. sie setzen eigentlich einen nebenhergehenden oder vorhergegangenen mündlichen Unterricht (Vorlesungen und Besprechungen) voraus. Als Kompendien sind sie vortrefflich, namentlich die beiden letztgenannten; aber für diejenigen, welche auf Selbstunterricht angewiesen sind — und in dem Falle befinden sich die meisten Volksschullehrer — muß ein Lehrmittel anderer Art gewünscht werden, nämlich ein solches, welches zahlreiche Veranschaulichungsbeispiele enthält und überdies Fingerzeige zur pädagogischen Anwendung giebt. Ein derartiges Lehrbuch der Psychologie hat die Herbartische Schule bis jetzt nicht beschafft. Möchte doch bald einer aus ihrer Mitte diese Arbeit in die Hand nehmen. Bis dahin wird der Anfänger die genannten Schriften von Drbal und Lindner immerhin willkommen heißen dürfen. — Eine sehr dankenswerte Gabe in eigentümlicher Fassung hat Dr. Lazarus geliefert in seiner Schrift: „Das Leben der Seele in Monographien“ (Berlin 1857, 2 Bändchen). Die Gegenstände der Betrachtung sind folgende: 1. Bildung und Wissenschaft, 2. Ehre und Ruhm, 3. der Humor als psychologisches Phänomen, 4. Geist und Sprache, 5. der Takt, 6. die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Wie man sieht, ist das Buch nicht für Anfänger bestimmt, im übrigen aber sehr klar und verständlich geschrieben. Möchte der Herr Verfasser uns mit noch mehr derartigen Monographien beschenken;

nur wäre dabei zu wünschen, daß zunächst solche psychologische Phänomene beschrieben würden, welche für den praktischen Schulmann besonders wichtig und doch auch nicht allzuschwer besehbar sind — z. B. die Entstehung der Wahrnehmungen, die Aufmerksamkeit, der Apperception, die Bildung der naturwüchsigen (psychologischen) Begriffe u. s. w. Eine Sammlung von Einzelbeschreibungen dieser Art, neben einem der genannten Kompendien gebraucht, könnte beinahe ein besonderes Lehrbuch für den Selbstunterricht ersetzen.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, mich bei dieser Gelegenheit selbst als einen dankbaren Schüler und Schuldner der Herbartischen Schriften zu bekennen. Ich habe es stets als eine gnädige Fügung Gottes angesehen, daß er mich schon früh, schon in den ersten Amtsjahren, auf dieselben aufmerksam werden ließ. Vordem war ich ein eifriger Leser und Anhänger der Beneke'schen Psychologie — um so eifriger, da mir schon in den nächsten Jahren nach der Seminarzeit die sämtlichen philosophischen und pädagogischen Schriften Benekes ziemlich vertraut waren. Seinem Hauptwerke, den „Psychologischen Skizzen", verdanke ich es auch zunächst, daß mir ein freierer Blick in das wirkliche Geschehen des Seelenlebens aufging und der Sinn für psychologische Beobachtung geschärft wurde. Die Anthropologien von Kant u. a., mit denen ich mich ebenfalls beschäftigt hatte, hatten das nicht vermocht: es stand eben die alte Hypothese von den Seelenvermögen im Wege. Durch die „Pädagogische Revue" und andere Schriften meines bergischen Landsmannes Dr. Mager — der früher ein entschiedener Hegelianer gewesen war — geschah es dann, daß ich auf Herbart hingewiesen wurde. Bei näherem Zusehen überzeugte ich mich auch bald, daß nur auf dem von ihm gebahnten Wege eine wohlbegründete, sichere pädagogische Theorie und Praxis zu gewinnen sei; und die weiteren Studien und Erlebnisse haben diese Überzeugung immer mehr befestigt. Ich kann daher nur wünschen, daß es denjenigen meiner Leser, welche die Schriften Herbarts noch nicht kennen, beschieden sein möchte, dieselben Erfahrungen zu machen. — —

Auf Anregung des „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" ist auch der Plan gefaßt worden, dem verdienstvollen Manne in seiner Vaterstadt Oldenburg ein Denkmal zu errichten.

Der 4. Mai 1876 und das Denkmal, das an diesem Tage eingeweiht werden soll, haben übrigens noch eine andere Bedeutung als die, an einen verdienten Mann zu erinnern. Indem sie den Namen dieses Mannes, des Begründers der wissenschaftlichen Pädagogik, tragen, sind sie zugleich ein mahnender Appell an die deutsche Nation, endlich — endlich

einmal die schier unerklärbare Schmach von ihrer so viel gerühmten Kultur abzuthun, daß auf den deutschen Universitäten die Wissenschaft vom Kulturerwerb, die Pädagogik, keine selbständige Professuren besitzt, sondern von Theologen oder Philologen oder Naturwissenschaftlern u. s. w., so gut oder so schlecht es gehen mag, nebenbei gelehrt wird. Die Universität zu Leipzig ist meines Wissens die einzige, welche in diesem Stücke eine rühmliche Ausnahme macht. Unter den Volksschullehrern mögen zwar etliche denken, es gehe sie nicht an, wie die Theorien ihres Berufes auf den Universitäten behandelt, resp. mißhandelt werden. Diese Guten sind sehr kurzsichtig, selbst in ihren eigenen Interessen. Man müßte sie fragen: mit welchem Grunde hoffet und harret ihr, daß man die Schularbeit einmal besser würdige und honoriere — wenn die Nation und die Regierungen dieselbe für ein Handwerk ansehen, dessen Erlernung zwar den weniger gebildeten Volksschullehrern einige Mühe machen möchte, das aber von den gebildeteren Kandidaten des höhern Schulamtes so etwa wie das Tanzen mit leichter Mühe nebenbei gelernt werden könnte? — Daß unter den Gelehrten die Pädagogik in der That auch heutzutage noch als eine Handwerkslehre betrachtet wird, ist evident. Denn wäre es anders, so würde es auch auf den Hochschulen selbständige Professuren der Pädagogik geben — von Rechts wegen auf jeder wenigstens zwei: eine für die Theorie, die andere für die Geschichte der Erziehung — und außerdem ordentliche pädagogische Seminare, nicht bloß sogenannte. Aber es liegt auch ein direkter, handgreiflicher Beweis vor, und man darf nicht müde werden, darauf aufmerksam zu machen. Die historische Sektion der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, zu welcher die angesehensten Historiker Deutschlands (Ranke, v. Sybel, Droysen, Mommsen, Waitz u. s. w.) gehören, ist seit mehreren Jahren mit der schönen Aufgabe betraut, mit Hülfe der Fachgelehrten die Geschichte der sämtlichen Wissenschaften auf deutschem Boden herauszugeben. Mehrere Bände dieses umfangreichen Werkes sind bereits erschienen, so die Geschichte der Staatswissenschaft, der katholischen und der evangelischen Theologie, der Geographie u. s. w. In dem betreffenden Prospekt sind 24 Wissenschaften aufgeführt, darunter drei selbständige Zweige der Philologie (die klassische, orientalische und germanische), ferner die Technologie, die Land- und Forstwirtschaft — aber eine Wissenschaft, welche „Pädagogik“ heißt, ist jenen Herren auf deutschem Boden nicht zu Gesicht gekommen. Da haben wir die Bescherung. Was Männer wie Herbart, Beneke, Mager, Th. Waitz, Ziller, Stoy, Palmer u. a. für die Theorie der Erziehung, und Cramer, v. Raumer, Heppe u. a. für deren Geschichte gearbeitet haben, soll auf den Namen einer wissenschaftlichen Leistung keinen Anspruch machen

dürfen! Ohne Zweifel ist das Urteil, welches die Pädagogik hier über sich ergehen lassen muß, so schimpflich wie ein Fußtritt. Allein was hilft's? Solange die Pädagogik auf den Universitäten die Rolle des „Aschenbrödels“ spielen muß, braucht man sich nicht darüber zu verwundern, daß ihre begünstigten, ehrwürdigen Schwestern sie in ihrer Gesellschaft nicht dulden wollen. Die Lehrer der höhern Schulen, welche von der mangelhaften Pflege der Pädagogik auf den Universitäten am nächsten betroffen sind, gehen an dieser Kalamität meist ungerührt vorüber. Möchten die Volksschullehrer um so besser einsehen, was hier zu thun ist, und um so eifriger Hand anlegen, — namentlich auch dazu mitwirken, daß der Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik, dessen Jubel-Gedenkjahr wir jetzt vor uns haben, mehr als bisher in der Schularbeit und in der Schulverwaltung zu Worte komme: das Weitere wird sich dann schon finden.

Anhang.

Noch einiges über Herbartische Philosophie.

(Aus einem Briefe an einen Schulfreund.)

Nun ein paar Bemerkungen über Herbarts „Philosophie“.

Frage: Warum habe ich die vorstehenden Notizen über die Herbartische Pädagogik voraufgeschickt?

Antwort: Über die Herbartische Pädagogik läßt sich, wie Sie gesehen haben, nicht eher disputieren, bis vorher eine Menge Dornen- und Nesselgestrüpps, welche der Schuttboden der Zeit um diese Theorie hat aufschießen lassen, weggeräumt sind, so daß sich das Disputier-Objekt wirklich zeigt, wie es ist.

Dasselbe gilt nämlich auch von der Herbartischen „Philosophie“ — wenn man darunter, wie billig, die gesamten Forschungen Herbarts auf rein theoretischem Gebiete (in Psychologie u. s. w.) versteht. Daß Sie sich mit Herrn v. S. nicht haben über Herbart verständigen können, wundert mich nicht, da er, wie ich glaube, das verdeckende Nesselgestrüpp des philosophischen Schuttbodens nicht ausreichend kennt.

Was ich zu sagen habe, bezieht sich übrigens noch gar nicht auf den Inhalt der Herbartischen Forschungen, sondern, wie sich bald zeigen wird, auf etwas ganz anders, — auf etwas, das alle Philosophen gleichmäßig angeht.

Nun zur Sache. Um an sie heranzukommen, werden wir jedoch einen kleinen Umweg machen müssen.

Da haben wir seit Kant (um von älterer Zeit nicht zu reden) eine ganze Reihe, zum Teil sehr dickleibiger Lehrbücher der Psychologie resp. Anthropologie: von Kant, Hegel, Rosenkranz, Erdmann, dem jüngern Fichte, — daneben sog. „christliche“ oder biblische Psychologien: von Schubert, Delitzsch, Rudloff u. s. w. Sehen wir von Herbart und Beneke ab, auch davon, was die Neueren von Herbart geliehen oder gestohlen haben, und fragen wir dann, was für Nutzen der praktischen Pädagogik, namentlich der Unterrichtslehre, aus diesen sämtlichen gelehrten Büchern zugeflossen ist, so muß man leider sagen: wenig, blutwenig. Es geht dies schon daraus hervor, daß die pädagogischen Schriften aller Art sich nur höchst selten auf irgend eins dieser psychologischen Lehrbücher berufen. Es ist, als wären sie für die Schulpraxis gar nicht dagewesen. Daß sie den Pädagogen keinerlei Anregung und Belehrung gegeben haben, will ich jedoch nicht behaupten, denn das würde wider die Wahrheit sein. Was ich behaupten will, ist dies, daß der Entwicklungsgang der Pädagogik, zumal der Unterrichtslehre, fast ausschließlich durch Erfahrung und Geschichte bestimmt worden ist, nicht durch jene gelehrten Psychologen; denn von einer „Kantischen“ oder „Hegelschen“ oder „Rosenkranzischen“ oder „Schubertschen“ oder „Delitzsch'schen“ ꝛc. Unterrichtslehre hat bisher noch niemand geträumt, geschweige gesprochen. Wenn ja eins von jenen psychologischen Lehrbüchern vom pädagogischen Standpunkte gerühmt zu werden verdiente, dann ist das am wenigsten gelehrte, das allerschlichteste, welches sein Verfasser auch nicht für ein wissenschaftliches Werk anerkannt haben würde — Kants Anthropologie, die weiter nichts als eine populäre Beschreibung der seelischen Erscheinungen war und sein wollte.

Wie liegt nun die Sache?

Liegt die Schuld an den Pädagogen — in dem Sinne, daß sie von den Forschungen jener Psychologen nicht nach Gebühr Notiz genommen hätten? Keineswegs; denn das ist in der That geschehen, — natürlich von denen, die dazu berufen waren. Oder: liegt die Schuld an jenen Gelehrten — in dem Sinne, daß ihre dicken Bücher überhaupt nutz- und wertlos wären. Das wird ebensowenig behauptet werden können, wenigstens möchte ich es nicht behaupten.

Wie läßt sich denn das Rätsel lösen? Sehr einfach.

Orientieren wir uns auf einem andern, auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete. Seit wann hat die Naturkunde den jetzt vor jedermanns Augen liegenden großen Einfluß auf das sog. praktische Leben: auf Maschinenbau und Ackerbau, auf Medizin und Wetterkunde, auf Kriegswesen und Küchenwesen, auf Waren- und Personentransport und auf Gedankenverkehr, auf Straßenbeleuchtung und auf Kopferleuchtung u. s. w.

u. s. w. ausgeübt? Bekanntlich, seitdem die Naturforschung Bakos Rat befolgte, nicht Wolkenflüge zu machen, sondern auf festem Boden zu bleiben, nämlich schlicht und recht die *besehbaren Naturerscheinungen* genau zu *beobachten* und dann auf *induktivem* Wege ihren *Ursachen und Gesetzen* nachzuspüren. Nun stellen Sie sich vor, daß auf dem Naturgebiete anstatt der exakten, bescheidenen Forschung seither lediglich die sog. Natur-*Philosophen* wie der weiland ehrenwerte Giordano Bruno oder wie die modernen Schelling, Hegel u. s. w. ihr Wesen und Werk getrieben hätten, deren Hauptanliegen ein *himmelhoher Turmbau* ist, und deren Sorge sich vornehmlich auf die *spekulativen* Fragen richtet, und die sich zum Teil auch dadurch charakterisieren, daß sie mit den *geheimnisvollsten* Naturerscheinungen am ersten und am meisten sich beschäftigen. Was würde da für die hundert- und tausenderlei Praktiker, die ein exaktes Naturwissen gebrauchen, abgefallen sein? Offenbar nur wenig, blutwenig — (womit ich aber die Naturphilosophie als solche nicht beschimpft haben will); denn mit allen ihren spekulativen und geistreichen Ahnungen oder Gedanken weiß der Praktiker nichts anzufangen.

So, gerade so stand es in der Hauptsache für uns praktische Schulleute auf dem Gebiete der *Seelenlehre*: da trieben die Psycho-*Philosophen* ihr Wesen, die sich um solche Fragen bekümmerten und stritten, die uns Praktiker vor der Hand nichts angehen, aber gerade das vernachlässigten, was wir nötig haben.

Erst durch *Herbart* (und ähnlich bei Beneke) kam die *psychologische* Forschung in die exakte Bahn der Beobachtung im einzelnen und kleinen, und somit auf eine feste Basis. Wohl findet sich auch bei Herbart eine metaphysisch-philosophische Auffassung der Sache — teils weil es nun einmal zu seiner Zeit stark Mode war, teils aus soliden Gründen. Wir Praktiker behandeln aber diese letzten Annahmen auf psychologischem Gebiete gerade so wie die letzten Annahmen auf den Gebieten der Physik, Chemie u. s. w. (Kraft und Stoff, Atome, Äther u. s. w.) — nämlich als *Hypothesen*, als einstweilige Erklärungshülfen. Wenn dieselben vor der Hand genügen, die Erscheinungen so weit erkennen zu lassen, um richtige *Anwendungsregeln* zu finden: so dürfen wir uns gern zufrieden geben, und lassen die Philosophen nach Herzenslust darüber streiten. Entdecken die exakten Forscher oder aber die „Philosophen" später *bessere* Erklärungsgründe (wie z. B. jüngst in der Wärmelehre), so kann das uns Praktikern ganz recht sein; es interessiert uns aber qua Praktiker erst dann, wenn es die Anwendung bereichert und den Blick dafür schärft.

Ob diese neuen Erklärungsgründe in Wahrheit mehr sind als Hypothesen, lassen wir dahingestellt.

Sie sehen hieraus, in welchem Sinne wir Schulleute uns „Herbartianer“ nennen, — nämlich, weil es auf diesem praktischen Boden in diesem Sinne keine Schellingianer, Hegelianer, Ulricianer 2c. geben **kann**, da diese Herren allesamt uns keine pädagogische Psychologie geliefert haben.

Treten wir jetzt vom Specialgebiete der Seelenlehre auf das Gebiet der sog. Philosophie überhaupt.

Eine Frage: Haben Sie wohl darüber sich besonnen, was das traditionell überkommene Wort „Philosophie“ sagen will — oder richtiger: was es wirklich sagt und in Wahrheit nur sagen **kann?**

Es giebt eine Reihe traditioneller Ausdrücke und Begriffe, die nicht bloß von den Laien, sondern auch von den Denkern und Gelehrten über die Maßen gedankenlos gebraucht werden — ohne genaue Prüfung ihres Gehaltes — von Generation zu Generation. Zu diesen gehört auch das Wort und der Begriff „Philosophie“.

Ich will hier nicht meine Ansicht darlegen, sondern bloß für den Zweck, wovon wir reden, an jenem traditionellen Begriffe ein wenig Kritik üben, nur ein wenig — um etwas von dem verdeckenden Nesselgestrüpp wegzuräumen.

Bei den alten Griechen, wo das Wort „Philosophie“ aufkam, verstand man bekanntlich alles rein theoretische Wissen darunter, die Natur- samt den Geisteswissenschaften. (Das angewandte Wissen scheidet ohnehin aus — wenigstens bei klarem Denken.) „Philosophie“ hieß also so viel wie „Pansophie“. Später, namentlich als in christlicher Zeit die Universitäten entstanden, begann eine Abzweigung in diesem Konglomeratsbegriff. Erst schied die Theologie aus und setzte sich apart; dann die Jurisprudenz; dann die Medizin. Diese Absonderungen wurden dadurch begünstigt, weil jedes dieser Fächer einer bestimmten Berufsklasse diente und darum theoretisches und angewandtes Wissen umfassen mußte. Alles übrige behielt dann nach gut konservativem Gebrauche noch seinen alten Namen „Philosophie“ — selbst bis auf den heutigen Tag, insofern man die große Rumpelkammer, worin die übrigen Naturwissenschaften und die übrigen Geisteswissenschaften (Psychologie, Logik u. s. w.) und die Sprachwissenschaften samt den sog. schönen Künsten einquartiert sind, mit gelehrter Harmlosigkeit „philosophische Fakultät“ nennt. Warum nun diese zusammengewürfelten Wissenschaften „philosophische“ heißen sollen, während die Theologie und die Jurisprudenz und die Medizin nicht so heißen dürfen — das wissen weder Menschen, noch Engel, noch Götter

zu sagen. Aber was thut's? Die Gelehrten und Schulregenten haben noch keine Zeit gefunden, den alten irreführenden Namen zu ändern, d. h. genauer: die Fakultäten logisch richtig und sachlich zweckmäßig zu organisieren, darum muß der alte sinnlose Name samt der sinnlosen Einrichtung bleiben — zusamt dem umherlagernden Schutt mit seinen Schuttpflanzen. Man könnte nun einwenden, der traditionelle Name sei hier handgreiflich sinnlos, daß er niemanden mehr irre leiten werde. Wohl, aber an dem Namen hängt auch eine sinnlose Einrichtung, und diese ist gewiß nicht harmlos.

Überdies ist ein falscher Name an einer wichtigen Stelle ebensowenig gleichgültig wie falsches Geld. Doch gehen wir an diesem Schuttplatze vorbei — zur Hauptsache.

Innerhalb der großen Rumpelkammer „philosophischer Fakultät" haben sich die Wissenschaften allmählich in drei begriffliche Gruppen gesondert:

1. die übrigen Naturwissenschaften (außer der Medizin),
2. die übrigen Geisteswissenschaften (außer Theologie und Jurisprudenz),
3. die Sprachwissenschaften samt den schönen Künsten, sofern die „Künste" nicht eine 4. Gruppe bilden sollen.

Nun nennt man bekanntlich die (2.) Gruppe der reinen (theoretischen) Geisteswissenschaften: Psychologie, Logik, Ethik, Ästhetik und Metaphysik — wieder apart im engeren Sinne „Philosophie", — wenigstens nennt man die betreffenden Kollegien „philosophische", und die betreffenden Professoren heißen „Philosophen". [Hier sind wir an der Hauptstelle, um die es sich mir handelt.] Nun sage mir ein Mensch oder Engel oder einer der gelehrten Halbgötter, was für ein apartes Recht denn jene fünf Geisteswissenschaften (Psychologie, Logik u. s. w.) auf den Namen „Philosophie" haben, — also mehr Recht als Physik oder Chemie oder theoretische Jurisprudenz oder theoretische Theologie oder theoretische Medizin oder Philologie u. s. w. u. s. w.? Ohne allen Zweifel kann niemand ein anderes Recht, einen andern Grund für jene Benennung angeben, als — — die konservativ-unsterbliche Mode. Denn von jenen fünf Geisteswissenschaften hat jede ein ganz bestimmtes Objekt (Gebiet oder wie man sagen will) — z. B. die Psychologie die Erscheinungen des Seelenlebens, die Logik die Formen und Normen des Denkens u. s. w., — gerade wie Physik, Chemie, Sprachwissenschaft u. s. w.; ebenso müssen jene Wissenschaften dieselbe Forschungsmethode anwenden wie diese, falls sie in ihrem Gebiet eine wirkliche Wissenschaft zustande bringen wollen. Wenn nun jede Disciplin, die eine Special-Wissenschaft sein will, ein be-

sonderes Objekt haben muß, und die genannten alle ihr bestimmtes Objekt wirklich haben; und wenn alle diese Special-Wissenschaften formell ein und dieselbe Forschungsmethode befolgen müssen und wirklich befolgen: aus welchem Grunde soll denn irgend eine zufällige Gruppe aus allen diesen exakten Wissenschaften just „philosophische" heißen? Wenn jene fünf — warum nicht dann ihrer sechs oder sieben? warum nicht beliebige andere? warum nicht alle? Und was soll der Name „Philosophie" (in der Anwendung auf jene fünf Disciplinen), da er weder ein besonderes Objekt, noch eine besondere Methode bezeichnet, überhaupt **heißen?**

Kurz, eins von beiden: der Name „Philosophie" sagt entweder gar nichts (nichts Apartes über Objekt, Aufgabe und Methode) — und dann muß er abgeschafft werden, oder aber er sagt nichts anderes als das Wort „Wissenschaft", und dann soll jede einzelne Disciplin „philosophisch" sein, resp. alle zusammen mögen Philosophie heißen wie weiland bei den Griechen.

[So weit das „Entweder-Oder" auf Grund der vorstehenden Kritik.]

Da sehen wir also auch an der Hauptstelle beim Begriff „Philosophie" den Schutt der Gedankenlosigkeit meterhoch aufgeschichtet. Daß es nun auch an Schuttunkraut nicht fehlen kann, sagt sich von selbst.

Vielleicht möchte jemand noch einwenden wollen, unter jenen fünf sog. „philosophischen" Disciplinen sei doch eine, die etwas Apartes an sich zu haben scheine, — die Metaphysik; das möge am Ende die eigentliche „Philosophie" sein, und so möge dann wohl von dieser einen Disciplin der Name auf die ganze Gruppe übergegangen sein. Angenommen einmal, die Metaphysik wäre der gesuchte Haken, an den man den aus allen übrigen Disciplinen verjagten Namen „Philosophie" noch anhängen könnte: warum sollen denn nun die vier andern Disciplinen dieser Gruppe ebenfalls zur „Philosophie" gehören? warum nicht auch noch die Theologie, die Mathematik, die musikalische Harmonielehre, die Grammatik, e tutti quanti? So bliebe also noch traditioneller Unsinn genug, wenn auch jene Annahme richtig wäre. Prüfen wir nun diese Annahme selbst. Worin mag denn das Aparte bestehen, was die Metaphysik qualifizieren soll, „Philosophie" zu heißen? In der Forschungsmethode kann das Aparte nicht liegen, denn wenn es da liegen sollte, so fiele die Madame Metaphysik vom wissenschaftlichen Brette herunter, da alle Wissenschaften nur ein und dieselbe Forschungsmethode kennen und kennen dürfen — nämlich die mit den bekannten zwei Beinen, von denen das eine „Induktion" und das andere (vorausgreifend Hypothesen bildende) „Deduktion" heißt. Wie nun? Daß die Metaphysik eine aparte Aufgabe (Objekt) hat, versteht sich von selbst; denn darum hat sie eben ihren

aparten Namen „Metaphysik". Ist nun dieser Name der rechte, was soll dann der zweite: Philosophie —? Er ist offenbar überschüssig, so etwas wie Luxus. Wenn die Poesie den prosaischen Ausdruck „Pferd" jeweilig mit dem Würdenamen „Roß" vertauscht, so hat das hier seinen Zweck und somit sein Recht; wollte man aber auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete neben den präcisen Bezeichnungen sog. Würdenamen verwenden, so wäre das hier schlechtweg unwissenschaftlich, nämlich Spielerei. Aber auch als poetische Spielerei ist der Name „Philosophie" an dieser Stelle nicht verwendbar, gleichviel was man sich unter der Special-Disciplin „Metaphysik" inhaltlich denken will. Denn ein Ausdruck, der ursprünglich zur Bezeichnung sämtlicher Wissensgebiete hat passen können, — der dann später für einen Wissenskomplex hat passen sollen, der (als sog. philosophische Fakultät) alle auf der Universität vorkommenden theoretischen und praktischen Wissenschaften minus 3 umspannt, — der endlich auch heute noch als der passende Gattungsname für gewisse fünf Einzeldisciplinen gelten soll: der kann unmöglich der richtige Name für eine Einzel-Wissenschaft sein.

So hätten wir denn die ganze Wissenswelt durchsucht, um die „Philosophie" unterzubringen. Und was hat sich ergeben? Daß sich für diesen stolzen Namen keine bleibende Stätte finden will — weder als Gattungsbezeichnung für das ganze oder für ³/₄ oder für ¹/₄ des Wissensgebietes, noch als Bezeichnung einer Special-Disciplin. Nicht einmal zur poetischen Spielerei läßt sich der gefeierte Name gebrauchen, — ungerechnet, daß dieser allersubalternste Dienst doch für das ohnehin arg herabgekommene stolze Wesen gar zu entwürdigend wäre. Das würde man daher schon aus Mitleid nicht zulassen dürfen.

Was folgt nun weiter aus unserer Untersuchung? Eben das, was oben bereits bemerkt wurde, daß sich um den Begriff „Philosophie" über die Maßen viel Gedankenlosigkeitsschutt abgelagert hat. Mag die „Philosophie" sein, was sie will — wovon hier bekanntlich noch nicht die Rede sein soll — so ist doch klar, daß die bisherigen Philosophen nicht gewußt zu haben scheinen, was sie ist, sofern man danach urteilen darf, wie sie den Namen ihrer Wissenschaft gebraucht haben resp. haben gebrauchen lassen. Und es will auch fast scheinen, als ob die Alten, die Griechen, wenigstens in diesem Punkte noch die gescheitesten gewesen wären; denn ganz gewiß ist „Philosophie" nicht der Name für eine Specialwissenschaft und ebensowenig der Gattungsname für eine kleinere oder größere Gruppe von Special-Disciplinen.

Vertauschen wir meinen bildlichen Ausdruck „Schutt und Schuttpflanzen" mit den gemeinten eigentlichen Namen, so lautet das Ergebnis

unserer Untersuchung dahin, daß von alters her bis anno 1882 in den Köpfen der Menschen, selbst der gebildeten und gelehrten, der Begriff der „Philosophie“ und des „Philosophierens“ mit einer Unmasse von Gedankennebel, Irrtümern, verdrehten und schiefen Vorstellungen samt ihren weiteren Konsequenzen umlagert gewesen sein und annoch umlagert sein muß. Es wäre ohne Zweifel ein höchst verdienstliches, freilich auch sehr beschwerliches Werk, diesen philosophischen Augiasstall von seinem alten Mist — bei dem es sich noch gar nicht um den Inhalt der Philosophie handelt — gründlich zu reinigen.

Sie werden nun fragen wollen, was dies alles denn mit Herbart zu thun habe.

Sehr viel. Zwar findet sich in Herbarts Schriften nirgends eine solche kritische Untersuchung wie die vorstehende. Dafür aber hat Herbart mehr und Besseres geleistet. Ich meine vorab dies. Herbart hat die fünf sogenannten „philosophischen“ Disciplinen: Psychologie, Ethik, Ästhetik, Logik und Metaphysik als bestimmte Special-Wissenschaften angesehen und behandelt, also gerade so wie der Naturforscher die Physik, die Chemie, die Physiologie ꝛc. oder wie der Mathematiker seine Arithmetik und Geometrie, oder wie der Philologe seine germanistische, griechische, lateinische ꝛc. Sprachlehre oder wie der Theologe seine Dogmatik u. s. w. oder wie der Musiker seine Harmonielehre u. s. w. ansieht und behandelt. Darin liegt nun ein doppelter Unterschied im Vergleich zu der Weise, wie die meisten andern sogenannten Philosophen ihre Arbeit angefaßt haben. Einmal dieser — der in dem in unserer obigen Untersuchung entwickelten Gedanken sich ausspricht: daß die eigentliche „Philosophie“ mit jenen sogenannten fünf philosophischen Disciplinen nichts mehr und nichts weniger zu thun hat als mit allen übrigen exakten Special-Wissenschaften, — woraus sich dann auch die Konsequenz ziehen läßt; wenn es eine eigentliche „Philosophie“ giebt oder geben kann, dann bilden die sämtlichen Special-Wissenschaften die Voraussetzung, die notwendige Unterlage, aber eben die sämtlichen ohne irgend eine Ausnahme.

Der zweite Unterschied ist eigentlich schon in diesem ersten eingeschlossen — der Hauptsache nach; nur muß ich ihn etwas deutlicher herausheben.

Allerdings knüpft sich an die Hauptsache auch eine noch nicht gesagte specielle Differenz. Es handelt sich nämlich um die letzte und feinste Special-Disciplin, die Metaphysik — um ihren Begriff und ihre Aufgaben.

Auch die übrigen Philosophen haben die vier andern sogenannten „philosophischen“ Disciplinen (Psychologie, Logik u. s. w.) als bestimmte

Special-Wissenschaften behandelt — nur, wie oben bemerkt, mit der beigemischten nebulösen Vorstellung, als ob diese Einzel-Disciplinen schon Teile der Philosophie wären. Die Metaphysik wurde aber vollends gleichsam als das Centrum, als die Citadelle der Philosophie angesehen, sozusagen als die charakteristische Fachwissenschaft der Philosophen. Herbart faßt dagegen die Metaphysik lediglich und streng als eine Special-Disciplin, die mit allen übrigen Special-Wissenschaften in einer Linie steht, nämlich als exakte Wissenschaft behandelt werden muß und sonach noch nichts mit der eigentlichen Philosophie zu thun hat. Die dort zu behandelnden Teilprobleme nimmt er vorab in der gebräuchlichen Weise und bringt sie nur in etwas genauere Ordnung, — es sind: die Lehren

a) von den Principien und Methoden,

b) vom „Sein“, von der Inhärenz und der Veränderung (Kausalität),

c) vom „Stetigen“ (Raum und Zeit),

d) von den „Erscheinungen“ (Idealismus, Realismus, Materialismus).

Sodann aber begreift er die Natur dieser vierfachen Probleme in einer Weise, wodurch nun der exakte Charakter dieser Forschungsarbeit deutlich zum Vorschein kommt. Er geht nämlich von der gegebenen Thatsache aus, daß das menschliche Denken in den einzelnen Wissenschaften schließlich auf solche fundamentale (allgemeine) Begriffe stößt und dieselben unbefangen gebraucht und gebrauchen muß, die doch bei Lichte besehen und wie jeder weiß, mit inneren Widersprüchen behaftet sind — nämlich die oben genannten Begriffe (in den Hypothesen der Einzelwissenschaften): „Sein“, „Dinge“ (Wesen), Kausalität, Raum und Zeit u. s. w. Er stellt nun der Metaphysik die Aufgabe, zu versuchen, ob sich diese Begriffe logisch so bearbeiten lassen, daß ihre inneren Widersprüche für das Denken fortgeschafft werden.

Wie Sie sehen, ist die so gefaßte Aufgabe der Metaphysik sozusagen eine rein logische Arbeit, die mit den Phantasien, Wolkenflügen, Mysterienkrämereien, Orakelsprüchen, babylonischen Turmbauereien u. s. w., wie sie sich häufig unter dem Namen jener Wissenschaft aufgespielt haben, nicht einmal eine Ähnlichkeit hat. Die Metaphysik wird gleichsam zu einer angewandten, potenzierten Logik, welche mit der formalen (elementaren) Logik zusammen etwa „Erkenntnistheorie“ heißen könnte. Im Gleichnis gesprochen, ließe sich auch sagen, die metaphysische Forschung sei ein „Augenwischen“ und „Brillenputzen“, oder mit einem naturwissenschaftlichen Bilde: ein Fabrizieren und Gebrauchen logischer Mikroskope und Teleskope. Hätte Herbart weiter nichts geleistet, als daß

er der Metaphysik ihr richtiges Fahrwasser angewiesen hat, so würde er sich schon dadurch allein (und durch die daraus fließenden Konsequenzen) in hohem Maße verdient gemacht haben.

Sehen wir nun davon ganz ab, was Herbart in den fünf Special-Disciplinen, namentlich in der Psychologie, der Ethik und der Metaphysik inhaltlich zu Tage gefördert hat — wovon ja hier nicht die Rede sein soll — so wird Ihnen, wie ich glaube, aus der vorstehenden Erörterung überzeugend klar geworden sein, daß schon allein die durch ihn ermöglichte und eingeleitete Wegräumung der um den Begriff der Philosophie herumgelagerten Schutthaufen und Schuttpflanzen den Dank aller denkenden Menschen verdient und angesichts der mehr als 2000jährigen heillosen Verwirrung und Nebelhaftigkeit nicht hoch genug verdankt werden kann.

Wollen Sie nun fragen, woher es denn komme, daß die eminenten Verdienste Herbarts bisher auf deutschem Boden so wenig resp. so spät zur Anerkennung gekommen seien, so läßt sich darauf in der Hauptsache eine so kurze wie präcise Antwort geben. Lassen Sie mich aber anstatt dieser Antwort zuvor ein Gleichnisbeispielchen einschieben — wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen. Sie wissen, was meinen Skripturen über die Schulverfassung im Wege gestanden hat, in weiteren Kreisen bekannt und beachtet zu werden. Es waren eben zwei herrschende Parteien vorhanden, welche beiderseits teils nicht imstande waren, mich mit vollem Gehör zu verstehen, teils ein Interesse daran hatten, meine Stimme nicht zu Gehör kommen zu lassen; dazu war unter denen, welche mir beistimmten, kein einziger, welcher den rechten Begriff und das richtige Geschick gehabt hätte, für meine Anschauungen Propaganda zu machen, d. h. dem Publikum zu sagen, was ich selbst schicklicherweise nicht sagen konnte. Das ist formell ganz genau auch das Mißgeschick der Herbartischen litterarischen Arbeiten gewesen — namentlich in Preußen. Auf der einen Seite standen die Schellingsche und Hegelsche Schule, besonders die letztere, im Wege, die mit dem Hochdrucke des ganzen staatlichen Apparates arbeitete, um an den Universitäten nicht einmal einen Privatdocenten der Herbartischen Richtung Fuß fassen zu lassen. Auf der andern Seite thaten die Theologen, zumal die der orthodoxen Richtung, genau dasselbe, soweit sie Macht und Einfluß besaßen; doch wird hier mehr pure Unwissenheit im Spiele gewesen sein. (Ähnlich wirkten die beiden politischen Parteien mit ein.) Dazu kam bei Herbart auch der dritte Umstand, daß unter seinen Schülern und Freunden fast keiner gerüstet war, die Gedanken des Meisters in eine freie Form zu gießen und im gangbaren Dialekte dem denkenden Publikum zugänglich zu machen.

Herbarts Gedankenmacht war so stark, daß selbst sehr befähigte Schüler dadurch übermannt und zum bloßen Kopieren verleitet wurden. Der Einzige, der zur freien Reproduktion und Fortbildung der Herbartischen Anschauung vollständig ausgerüstet war, — ein früherer enragierter Hegelianer, Dr. Mager — mußte leider schon nach fünfjähriger Wirksamkeit im Herbartischen Sinne krankheitshalber die Feder niederlegen (1849). Er starb 1858 zu Wiesbaden. — Professor Lotze in Göttingen hätte auch wohl das Zeug dazu gehabt, der Herbartischen Philosophie in freier Weise Bahn brechen zu helfen, wie er denn auch in seiner „Medizinischen Psychologie" damit den Anfang machte. Es scheint ihn aber zu sehr das Gelüst gekitzelt zu haben, eine eigene philosophische Schule zu gründen, und so sind seine sonst verdienstlichen späteren Arbeiten („Mikrokosmus") dem Rufe Herbarts wenig zu gute gekommen — was denn die notwendige Folge haben muß, daß Lotzes eigener Name um so schneller erbleichen wird.

Aus den genannten drei Kalamitäten wird Ihnen vollständig erklärlich sein, woher es kommt, daß seit ca. 50 Jahren bis heute auf sämtlichen preußischen Universitäten kein einziger „ordentlicher" Professor der Herbartischen Philosophie gewesen ist.

So viel über Herbart. Vielleicht geben Ihnen die vorstehenden Bemerkungen doch nicht so viel Aufklärung, als ich mir beim Niederschreiben einbildete. Bei Dingen von großen Dimensionen bleiben unsere Worte immer hinter dem zurück, was sie sagen wollen.

Kurzer Nachruf für Ziller.

Soeben geht aus Leipzig die Trauerkunde ein, daß unser teurer Freund und Mitarbeiter Herr Professor Tuiskon Ziller der Krankheit, an welcher er seit einigen Monaten daniederlag, erlegen ist. Mit tief betrübtem Herzen teile ich diese schmerzliche Nachricht den Lesern des Evang. Schulblattes mit.

„Ein Großer ist gefallen" in unserm Schul-Israel, — ein Mann, bei dem Gesinnung und Streben in gleichem seltenen Maße gediegen waren. Auf deutschem Boden hat seit Pestalozzi und Herbart kein anderer, von der wissenschaftlichen Seite her, so tief und so nachhaltig befruchtend in die theoretische Entwicklung der Pädagogik eingegriffen als der Heimgegangene durch Schrift und Wort während seiner 33jährigen Wirksamkeit in Leipzig, — tiefer und nachhaltiger, als leider bis jetzt vielen deutschen Schulmännern bekannt und bewußt geworden ist. Seine Schriften, namentlich die „Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht" (allgemeine Unterrichtslehre) und die „Vorlesungen über allgemeine Pädagogik," werden noch auf viele Jahrzehnte die Hauptfundgrube der pädagogischen Forschung bleiben.

In dem obigen Aufsatze „Nachbemerkungen 2c." *) hatte ich unter unscheinbarem Titel nochmals unternommen, der näheren Bekanntschaft und richtigen Würdigung der Herbart-Zillerschen didaktischen Grundsätze den Weg bahnen zu helfen, — diesmal von einer neuen Seite her, durch Wegräumung gewisser Mißverständnisse und durch Zurechtrückung einiger methodischen Maßnahmen für die Bedürfnisse der eingeschränkten Volksschule. Daß dieser Aufsatz, welcher der Anerkennung eines Lebenden gewidmet war, zu einem Andenken für einen Verstorbenen werden würde, hatte ich

*) Die „Nachbemerkungen zu einer Lehrprobe aus dem Zeichenunterricht mit besonderer Rücksicht auf die Herbartische Methodik" waren in demselben Heft des Evang. Schulblatts (1882, Nr. 5) veröffentlicht. Vergl. Ges. Schr. Bd. V.

D. H.

nicht gedacht. Auch liegen „Erinnerungen an das Leipziger Seminar — in Briefen" vor, von denen der erste, welcher die Persönlichkeit Zillers beschreibt, im nächsten Schulblatthefte mitgeteilt werden sollte; nun müssen diese Briefe schmerzlicherweise zu einem Nachrufe für den verdienten Gründer und Leiter dieses Seminars werden, der inmitten seines kräftigsten Wirkens hinweggerufen wurde — zu einer Zeit, wo es um ihn her lichter zu werden begann. „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, Gott Israels, unser Heiland" (Jes. 45, 15). Unser heimgerufener Freund, der diesem Gott und Heilande vertraut und in seinem Namen gearbeitet hat, ist eingegangen zu seiner Ruhe; ihm ist wohl. Wir Zurückgebliebenen müssen freilich trauern über den schweren Verlust, den wir erlitten haben; aber wir wissen auch zu unserm Troste, daß das mühevolle Arbeitswerk unseres teuren Freundes und Bahnbrechers, wie es schon bei seinem Leben vielen zum Segen geworden ist, hinfort sich immer mehr als ein reiches Segenserbe für die Schule des deutschen Volkes erweisen wird.

Aus einer Rede zur Diesterwegfeier in Barmen.

Es ist mir eine große Freude, an Ihrer Feier teilnehmen zu können, und zwar in doppelter Hinsicht, einmal, weil ich früher lange Jahre in Ihrem Kreise verkehrt habe und sodann, weil ich dem Gefeierten von meinen jungen Jahren an sehr viel verdanke. Es drängt mich, diesem Danke auch Ausdruck zu geben.

Eine große Persönlichkeit, wie Diesterweg, läßt sich freilich nicht in der Schnelligkeit überblicken. Eine oberflächliche Schilderung seines Lebens und Wirkens würde, anstatt zu seiner Verherrlichung beizutragen, zur Verkleinerung des großen Mannes führen. Die Zeit reicht nicht aus, so ausführlich, wie ich gern möchte, auf sein Wirken und seinen Charakter einzugehen. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen zur Ergänzung der Festrede einige Züge vorzuführen. Sie betreffen

1. seine Wirksamkeit für die Pädagogik, speciell für die Volksschul-Pädagogik,
2. seine Stellung als Seminardirektor,
3. seine Thätigkeit als Schriftsteller,
4. seine Persönlichkeit und Geistesrichtung.

1. Es war für Diesterweg und seinen Einfluß auf die Entwicklung der Pädagogik von der größten Bedeutung, daß er hier im Wupperthal mit Wilberg, dem Schüler Rochows, zusammentraf. Wilberg, ein self-made man, der keine akademische Bildung genossen hatte, später aber die Doktorwürde erhielt, war in Diesterwegs Augen einem Riesen der Vorzeit zu vergleichen. Diesterweg hat von Wilberg geerbt, was dieser von Rochow mitgebracht hatte. Sie vertraten die Bestrebungen der Philanthropen (die von andern für die höhern Stände verwertet wurden) in der Volksschule. Rochow, Wilberg und Diesterweg betonten: Soll aus unserm Volke etwas gemacht werden, dem Staate und den Leuten selbst zu gute, so handelt es sich um ein Mittel, ihren Verstand zu wecken, damit sie eine eigene Überzeugung gewinnen. Wie macht man das? Der Lehrer darf nicht nur

die eigenen Kenntnisse den Kindern einlernen, sondern er muß durch Unterredungen sie ans Denken und Sprechen bringen. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich der Frage, der heuristischen Methode, in welcher Diesterweg wie Wilberg Meister waren.

Diesterweg war aber nicht nur durch Rochow beeinflußt, er heißt auch mit Recht: Der deutsche Pestalozzi. Mit allen Jüngern Pestalozzis hatte er den Grundsatz von der Anschauung gefaßt. Diesterweg hatte jedoch noch mehr begriffen, als viele andere Jünger Pestalozzis. Außer der Wichtigkeit der Anschauung betont nämlich Pestalozzi: „Nicht eine Summe von Kenntnissen, auch nicht einmal Erkenntnis, sondern Erkenntniskraft und Erkenntnistrieb ist die Hauptsache. Nicht das, was ich nur besitze an Kenntnissen, sondern das, was in mir fortwächst und forttreibt, ist der Mühe wert.“ Diese Hauptsache hat Diesterweg vor andern Schülern Pestalozzis gut begriffen, und er hat auch die Konsequenz davon gezogen: Wenn es darum geht, Kraft und Trieb hervorzubringen, nicht nur darum, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, so gilt es vor allem, den Schüler zur Selbstthätigkeit zu bringen. (Ein Quentchen Wissenstrieb schätzte er höher, als einen Anker Wissen.) Verdienst Diesterwegs ist es, dieses Problem vor andern erkannt und ergriffen zu haben. An seiner Lösung, die bis jetzt noch unsere Aufgabe ist, hat er mit Eifer gearbeitet und dadurch ist seine Stellung zur pädagogischen Theorie bestimmt.

2. Diesterweg stellte hohe Anforderungen betreffs der allgemeinen und beruflichen Ausbildung der Lehrer. Er wollte sie nicht notdürftig für die Praxis, für das Schulehalten, zustutzen; er war vielmehr der Ansicht, daß auch der Volksschullehrer, und dieser erst recht, seine pädagogischen Maßnahmen aus einem Ganzen von pädagogischer Theorie heraus ableiten müsse. Darum lehrte er auch schon Psychologie und Logik im Seminar, was dann später die Regulative verwarfen. — Seinen Seminaristen, die er auch einzeln im Auge behielt, war er ein väterlicher Freund; sie hingen auch meist mit Begeisterung an ihm. Einer seiner ersten und tüchtigsten Schüler kletterten einst, auf der Wanderung nach Mörs, auf einen hohen Eichbaum, um, wenn er auch Diesterweg selbst noch nicht sehen konnte, wenigstens doch den Kirchturm von Mörs, dem „pädagogischen Zion“ einmal zu sehen. Ob unsere heutigen Seminaristen das auch thun, wenn sie in die Nähe ihres Seminarortes kommen? — Diesterweg war für eine strenge Erziehung, auch der Seminaristen. Seine Disciplin war streng, so streng, daß unsere jetzige Generation sie gewiß nur mit dem größten Widerwillen ertragen würde. Zur Veranschaulichung ein Erlebnis meines Freundes Langenberg in Bonn, der Diesterwegs Lieblingsschüler war und später seine Schriften neu herausgab. Langenberg glaubte wohlvorbereitet

ins Seminar eingetreten zu sein. Trotz alles Fleißes bekam er aber anfangs schlechte Censuren, woran ein Hilfslehrer, durch dessen Brille auch Diesterweg ihn ansah, die Schuld trug. Nachdem der Hilfslehrer die Anstalt verlassen und Diesterweg ihn selbst im Unterricht kennen lernte, wandte sich das Blatt, so daß der Direktor eines Samstags, als er nach seiner Gewohnheit die Leistungen der einzelnen Seminaristen vor der ganzen Klasse lobte oder tadelte, sagte: „Langenberg macht es gerade umgekehrt, wie N. N., der zu den besten Hoffnungen berechtigte, sich später aber so aufführte, daß wir ihn vom Seminar verweisen mußten; ich bin ganz zufrieden mit ihm, er ist mein Freund." Dabei stieg er vom Katheder, ging auf Langenberg zu und gab ihm die Hand, zur größten Verwunderung der andern Seminaristen. Von der Zeit an mußte Langenberg ihm beim Unterricht seiner Kinder helfen und als sein „Geheimsekretär" die Manuskripte seiner Abhandlungen ꝛc. ins Reine schreiben. Wie erging es aber diesem „Freunde"? Einst hatte Langenberg, trotzdem das Rauchen (nicht etwa bloß im Seminar, sondern überhaupt) streng verboten war, geraucht, weil er sich für die Stunden, in denen er für Diesterweg schreiben mußte, während die andern in einem Lokal der Umgegend die Neuaufgenommenen „einweihten", in etwa entschädigen wollte. Als der Seminarälteste, seiner Pflicht gemäß, aber mit Langenbergs ausdrücklicher Zustimmung, dies dem Direktor meldete, bekam Langenberg einen Zettel, auf welchem stand: „Der Seminarist Langenberg hat sechs Wochen Stubenarrest, bekommt keine Stipendien mehr und wird als Stubenältester abgesetzt." Erst nachdem Langenberg auf Diesterwegs Fragen im Laufe der Zeit dreimal ausdrücklich anerkannt, daß er ein schlechtes Vorbild gegeben habe und sein Unrecht einsehe, wurde er wieder in sein Amt eingesetzt und trat wieder in das alte Verhältnis zu Diesterweg, der ihn in den sechs Wochen im Unterricht ignoriert und nur dann gefragt hatte, wenn die andern die Antwort schuldig blieben. — Diesterwegs Stellung zu den Lehrern war eine freundliche. Diesterweg wollte gern auch mit den älteren Lehrern in Fühlung treten und bleiben. Darum lud er sie bald hier, bald dort zu Konferenzen ein. Er war immer der erste am Platze.

3. Diesterwegs schriftstellerische Thätigkeit. Das Verzeichnis von Diesterwegs Büchern, Broschüren, Abhandlungen ꝛc. läßt staunen über den Riesenfleiß, der es ermöglichte, neben dem Seminardirektorat so viele gediegene Schriften zu verfassen. Diesterweg hat viel geschrieben, aber er war kein Vielschreiber; im Gegenteil, er schrieb aus dem Drang seiner Seele heraus, nicht um Lohn und Ehre, er konnte nicht anders, es war ein Stück seines Berufes. Er schrieb, weil er etwas auf dem Herzen

hatte; darum ist sein Stil Natur, nicht Schauspielerei. Leichte Kost setzte er seinen Lesern nicht vor. Seine „Rheinischen Blätter“ waren keine Schulzeitung, sondern ein pädagogisches Journal. Sein Inhalt bestand außer Recensionen vorzugsweise aus längeren wissenschaftlichen Abhandlungen. Mitteilungen waren selten. Heute ist der Strom der pädagogischen Presse viel breiter geworden. Das hat ohne Zweifel sein Gutes, aber auch eine Kehrseite. Die schriftstellerische Arbeit brachte Diesterweg zu Fall. Wie hing das zusammen? Diesterweg war kenntnisreich, vielseitig gebildet und philosophisch geschult, es war ihm aber nicht gegeben, eine Arbeit über eine Streitfrage so ruhig und gründlich und in steter Rücksichtnahme auf gegnerische Einwände auszuarbeiten, daß sie auch den Gegner überzeugte. Er wollte das auch nicht, er wollte durch seine Schriften anregen und die Wahrheit sagen und den Gegner niederschlagen. Diese Art seiner Schreibweise brachte ihn, ohne daß er es wollte, in das Gerücht eines Agitators. Er wurde häufig verwarnt, nahm sich dann auch vor, mäßiger und vorsichtiger zu sein; hatte er aber die Feder angesetzt, so war alle Ruhe und Besonnenheit dahin, dann schrieb er so, wie es ihm ums Herz war. (Man merkt den Unterschied, wenn man z. B. vergleicht, wie Jütting die Gehaltsfrage erfaßte, und wie Diesterweg spricht, wenn er auf die Stellung der Lehrer und auf die Schulverwaltung kommt.) Da nun außerdem Diesterwegs Stellung zu den religiösen Fragen Anstoß erregte, so mußte er seine Stellung niederlegen. Hätte allerdings der Minister Eichhorn Diesterwegs Ansichten früher näher gekannt, wäre es nicht so weit gekommen. Denn als Diesterweg sich dem Minister gegenüber aussprach, sagte dieser: „Es thut mir sehr leid, daß ich Sie und Ihre Ansichten nicht früher kennen gelernt habe. Leider ist jetzt die Sache amtlich abgeschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen. Sie müssen Ihre Demission nehmen.“ Das wurde Diesterweg sehr hart, ungemein hart. Er schrieb an Langenberg: „Es ist mir zu Mute, als wenn ich meinen eigenen Tod überlebt hätte.“ Später hat er wohl über sein eigentümliches Geschick gescherzt, daß er schon als A. D. (a. D.) auf die Welt gekommen.

4. Noch einiges über Diesterwegs Persönlichkeit und Geistesrichtung: Diesterweg war ein redlicher Charakter, der nach seinen besten Kräften gethan hat, was er nach seiner Überzeugung für gut hielt. Jeder von uns hat noch viel von ihm zu lernen. Über seine Stellung zu religiösen Fragen sind ihm vielfache Vorwürfe gemacht worden. Nun ist die begabteste Persönlichkeit nach irgend einer Seite hin beschränkt, und Diesterwegs Urteil in religiösen Dingen war nicht immer ein so richtiges, wie nach vielen andern Seiten hin. Aber Diesterweg war trotzdem ein gottesfürch-

tiger Mann, das war er, wenn er auch in dem alten Streite, ob in religiösen Dingen die Autorität gelten solle oder nicht, auf der letzteren Seite stand. Diejenigen, welche ihm darüber glauben einen Vorwurf machen zu dürfen, sollen erst nachweisen, daß sie in allen andern Stücken sich mit Diesterweg messen können. — Von meinem eigenen Zusammentreffen mit Diesterweg noch folgendes: Als ich ein junger Mann von ca. 25 Jahren war, habe ich Diesterweg auch persönlich kennen gelernt und mich mit ihm einige Stunden unterhalten. Bei einem Besuch in Cronenberg traf ich dort bei Langenberg einen ältern Herrn, den Langenberg als Seminardirektor Diesterweg vorstellte. Da riß ich natürlich die Augen weit auf. Wovon wir uns unterhielten, können Sie sich denken; es war 1848. Um Lehrerwünsche und Petitionen drehte sich das Gespräch, bei dem ich als junger Mann mich bescheiden zurückhielt. Als Diesterweg von Staatsschule sprach, erlaubte ich mir zu bemerken: „Nach meinem Dafürhalten ist uns mit einer reinen Staatsschule nicht gedient.“ Und als Diesterweg mich aufforderte, meine Gründe zu sagen, da ihm diese Ansicht neu sei, wies ich in aller Kürze darauf hin, daß dann die Schule und die Pädagogik zu eng mit der Politik verknüpft werde, die Familie nicht zu ihrem Rechte komme rc. Fünfzehn Jahre später habe ich Diesterweg meine „Freie Schulgemeinde“ zugeschickt, ihn an das damalige Gespräch erinnert und ihn gebeten, sich über meine Schrift zu äußern. Diesterweg recensierte sie auch in seinem „Pädagogischen Jahrbuch“ und seine Recension ist die beste, die ich gesehen, trotz verschiedener Differenzen in unsern Ansichten. —

Freie Umschau auf dem Gebiete der 17jährigen Geschichte des Vereins ev. Lehrer und Schulfreunde in Rheinland und Westfalen.

Den Charakter eines Menschen versteht man erst recht aus seiner Geschichte und aus seinen Voreltern. Auch gesellschaftliche Einrichtungen, sociale Zustände 2c. müssen, wofern man sie recht begreifen will, historisch besehen werden. Wir sollen hier über den Evangelischen Lehrerverein in Rheinland-Westfalen berichten, der einen bestimmten Charakter beansprucht. Ein Rückblick in die Vergangenheit wird dabei auch am Platze sein.

Dieser Evangelische Lehrerverein entstand gegen Ausgang des Jahres 1848; die erste vorberatende Zusammenkunft der Gründer fand im Herbst 1848 in Duisburg statt. Der Verein nennt sich mit Betonung „evangelisch“; dieser Name will sagen, die Vereinsgenossen wollen auf dem Grunde des Evangeliums stehen. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts treffen wir solche Lehrervereine noch nicht, wenigstens nicht in hiesigen Landen. Sehr begreiflich. Im vorigen Jahrhundert gab es überhaupt noch keine Lehrervereine, höchstens da und dort kleine Lehrerkonferenzen: Das Lehrerbewußtsein war erst am Erwachen. Mit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts tauchte dann, durch Vorläufer angeregt, eine Konferenz nach der andern auf: ein sicheres Zeichen, daß das Standesbewußtsein, d. h. das Wissen um die Aufgaben, Bedürfnisse und Hemmnisse des Schulstandes, sich geklärt hatte und ein allgemeines geworden war.

Die Entstehung der Konferenzen, insonderheit der freien, darf als ein bedeutsames Stadium in der Entwicklung der Schulzustände gelten. Ein Stand, der bisher social-stumm gewesen, gewann gleichsam Sprache und Rede. Was man hinsichtlich der Schulaufgaben, oder der Mittel und Wege, sie zu lösen, oder hinsichtlich der Hemmnisse bei der Schularbeit, oder der Übelstände in der Schuleinrichtung und Verfassung erkannt hatte, darüber wollte man sich aussprechen und andere darüber hören. Es

ging hier wie allerwärts: mit dem Denken entsteht auch naturgemäß das Sprechen; der erwachte Staatsbürgersinn fordert Parlamente; der lebendige kirchliche Sinn verlangt Synoden u. s. w. Denken können und nicht reden sollen ist gleich dem Feuer, das nicht wärmen, oder gleich dem Wasser, das nicht naßmachen soll.

Man darf aber nun nicht denken, daß es vor der Zeit der Konferenzen keine treuen, fleißigen, geschickten Lehrer gegeben habe. Allein das, was Treue, Fleiß und Tüchtigkeit vermögen, kam bei den gegenseitigen Besuchen und Verhandlungen besser an den Tag, die Schwachen lernten ihre Schwächen besser erkennen, kurz: Einer konnte vom andern lernen. Nicht minder thöricht ist es, zu wähnen, daß jetzt, wo es neben den lokalen auch provinzielle Konferenzen giebt, sogar eine „Allgemeine deutsche Lehrerversammlung", alle Untreue, Faulheit und Ungeschicklichkeit vom deutschen Schulboden in großer Eile am Verschwinden sei. Die Erbsünde läßt sich bekanntlich durch keine Konferenz, durch kein Parlament und keine Synode wegdekretieren. Giebt es doch noch viele, viele Lehrer, die so gut wie gar kein Bedürfnis fühlen, mit Amtsgenossen über die Berufsarbeit zu verhandeln. Sie besuchen vielleicht die amtlichen Konferenzen, weil sie müssen, und weil diese Besuche glücklicherweise bezahlt werden: damit halten sie aber auch alle Standes-Gerechtigkeit nach dieser Seite hin für erfüllt. Ja es giebt solche, die in 15—20—25 Jahren keinen einzigen Aufsatz über eine pädagogische Frage zu Papier gebracht haben, auch in der That nicht imstande sein würden, etwas Lesbares und Druckfähiges zu Papier zu bringen; nichtsdestoweniger sind und bleiben sie in ihren Augen fertige Leute, die hinter dem Bierglase über Kaiser und Könige zu Gericht sitzen dürfen, aber selber der Buße und Besserung nicht bedürfen, weil ja die Welt im prächtigsten Fortschritt begriffen ist. Sie haben gar kein Auge dafür, durch welche Kluft sie von denen getrennt sind, welche neben der fleißigen Arbeit in der Schule auch redlich sich bemüht haben, in den Konferenzen und aus der pädagogischen Litteratur zu lernen und dafür zu arbeiten. Die Selbstverblendung ist ihr Gericht.

Die Konferenzen bezeichnen also, wie wir gesehen, in der Entwicklungsgeschichte des Schulwesens die Stufe des erwachten Lehrerbewußtseins, des lebendigen Standessinnes. Wer mit ganzem Herzen ein Lehrer ist, hat auch ein Herz für die Konferenzen: er weiß, daß er ihrer ebensosehr bedarf wie der frischen Luft.

Die Entwicklung des Schulstandes ist aber glücklicherweise auch schon wieder einige Schritte weiter gegangen: der innere Sinn hat wie dort an Klarheit, so jetzt auch an Weite gewonnen. Das Auge für das deutsche Volkstum, das deutsche nationale Bewußtsein ist erwacht.

Was auf dem politischen Gebiete geschehen, kann hier übergangen werden; auf dem kirchlichen Gebiete ist der deutsche evang. Kirchentag seit 1848 ein Zeugnis dafür, und auf dem Schulgebiete die „Allgemeine deutsche Lehrerversammlung" seit 1848, und der „Deutsche evang. Schulverein", der seit zwölf Jahren auf dem Wege von Zirkular-Korrespondenzen seine Verhandlungen führt. Allerdings tappt das nationale Streben noch sehr im Nebel, aus naheliegenden Gründen. Die deutsche „Nationalversammlung" ist bekanntlich 1849 in den Sumpf der Demokratie geraten und hat darin ihr Ende gefunden. Der evang. Kirchentag kränkelt ebenfalls. Die „deutsche Lehrerversammlung" und der „Deutsche evang. Schulverein" sind dagegen bis jetzt äußerlich in stetem Wachsen begriffen. Möglich, daß die Schulmänner von den Kindern, mit denen sie täglich umgehen müssen, etwas profitiert haben, und die politischen und kirchlichen Väter ebenfalls erst sich zu den Kindern bekehren müssen, bevor ihr nationales Auge die rechte Klarheit und das Herz die rechte Wärme gewinnt. Aber auch im Lehrerstande ist das nationale Bewußtsein erst am Erwachen. Da es noch so viele giebt, die zum ersten Stadium des echten Lehrersinns noch nicht vordringen können, so darf es nicht wunder nehmen, daß es ihrer noch mehr giebt, die hinsichtlich der nationalen Aufgabe noch fest schlafen, oder Menschen sehen, als sähen sie Bäume. Die aber, welche heller sehen, dürfen sich nicht beirren lassen. Wer glaubt, der fleucht nicht.

Die Schulgeschichte weiß aber auch bereits von einem dritten hoffnungsvollen Wachwerden im Lehrerstande zu berichten: Der Schulstand fängt an, auch auf seinen christlichen Grund, auf seine christliche Aufgabe sich ernstlich zu besinnen. Wie es mit dem Standessinn und mit dem Sinn für deutsches Volkstum gegangen, die ehedem auch nicht in der Klarheit und Lebendigkeit vorhanden waren, wie wir es seit längerer oder kürzerer Zeit erfreulicherweise sehen: so auch mit dem christlichen Bewußtsein, mit dem Wissen um das, was das Evangelium dem Schulstande verheißt und von ihm fordert. Und wie es ungerecht sein würde, unsere Altvordern in der Zopfzeit darob zu schelten, daß ihr Patriotismus an dem Kirchtums-Horizont seine Grenze hatte: so sind auch die Philanthropen und die zunächst ihnen folgenden Pfleger der Pädagogik nicht insonderheit dafür in Anspruch zu nehmen, daß man zu ihrer Zeit das christliche Princip der Erziehung weniger betonte, als wir es jetzt für recht und geboten finden. Als die Kirche sozusagen ihren eigenen Begriff verloren hatte, — als einer ein christlicher Pastor heißen konnte, der doch keinen Christus anerkannte, — da läßt sich nicht verlangen, daß die Pädagogen besser wissen sollten, was das Christentum

bedeutet, als die Theologen selber. Es war ganz in der Ordnung d. h. in der Ordnung, welche die Kirche selbst nach und nach eingeleitet hatte, daß das pädagogische Bewußtsein nicht zunächst am Religionsunterrichte lebendig erwachte und sich darin versuchte, sondern an den didaktischen Übungen in Zahl, Form und Sprache. Denkt man daran, wie durch den plattfüßigen Rationalismus jener Periode die Bibel aufs gründlichste entleert und diskreditiert war, so wird einem ganz seltsam zu Mute, wenn man sich z. B. vergegenwärtigt, wie der praktische Schulmann Dinter den rationalisierenden Theologen Dinter so weit überragen konnte, daß, während dieser mit seinen theologischen Fach- und Gesinnungsgenossen den Kern der heiligen Schrift verloren hatte, jener, der Schulmann, fest darauf bestand, die Bibel sei in jeder Hinsicht das Hauptschulbuch. Ja, man darf wohl fragen, wo sind die gläubigen Theologen, welche so viel dafür gearbeitet haben, daß die heilige Schrift nach ihrer vollen Bedeutung im Schul- und Konfirmandenunterricht zur Verwertung komme, als dies der alte Dinter in seiner Weise gethan hat? Seine Weise konnte natürlich nicht zum Ziel führen, weil ihm das beste Teil des biblischen Inhalts ein verschlossenes Geheimnis war, aber aus demselben Grunde ist sein Fleiß für die nachfolgenden Zeiten in der That desto beschämender.

Mit den vergangenen Zeiten brauchen wir also nicht erst zu rechten, wenn wir sagen, daß es jetzt an der Zeit sei, auf den christlichen Grund und die christliche Aufgabe der Schule sich ernstlich zu besinnen, und daß die, welche sich mit ganzem Ernste dazu schicken wollen und zu gemeinsamem Bekenntnis und gemeinsamer Arbeit sich die Hände reichen, in der That den Weg des neuesten und verheißungsreichsten Fortschritts betreten haben. Wie der Schulstand nach innen und außen gewachsen ist, als er die ersten Lokalkonferenzen gründete und nach besserer Didaktik und Methodik trachtete; wie er ferner wachsen wird, wenn er auch seine nationale Aufgabe klarer erkennt, die lokal-partikularistische Selbstgenüglichkeit unter die Füße tritt, und der Norden vom Süden und der Süden vom Norden zu lernen sucht; ebenso und noch mehr wird der Lehrerstand an Kraft und Zucht und Ehren wachsen, wenn er vom Evangelio sich ergreifen läßt und dem Ziele nachjagt, welches die himmlische Berufung in Christo Jesu vorhält. Denn „es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken."

Das ist's, was die Gründer des Evang. Lehrervereins im Auge hatten — Hebung der Schule durch tiefere Erfassung ihrer Aufgabe, wie dies der eine § des Statuts ausspricht:

„Der Verein bezweckt Förderung der häuslichen und öffentlichen,

namentlich der Schulerziehung **auf Grund des Wortes Gottes.** Er geht dabei von der Überzeugung aus, daß die durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, geschehene Erlösung der Kern des Wortes Gottes ist, und auf diesem Glaubensgrunde der evangelischen Kirche wollen die Glieder des Vereins ihre Thätigkeit ausüben."

Es kann nicht wunder nehmen, daß die Zahl der Lehrer, welche Freudigkeit hatten, auf ein solches Bekenntnis sich zu vereinigen, anfänglich eine sehr geringe war. Daß diejenigen, welche selbst die bestehenden allgemeinen Konferenzen als etwas Überflüssiges betrachteten, von neuen Konferenzen nichts hören mochten, versteht sich von selbst. Weiter gab es und giebt es noch immer nicht bloß auf dem Lande, sondern vielmehr noch in den Städten nicht wenige Lehrer, die, sei es wegen Sorge der Nahrung oder des Reichtums, vor lauter Arbeit nicht zum Selbstbesinnen kommen; die einen bauen außer den Schulstunden den Acker, die andern jagen den Privatstunden nach. Kommt einmal zufällig die Kunde von einem neuen Lehrerverein zu ihren Ohren, so geht es den einen, wie dort den Israeliten, „sie hören nicht vor Seufzen, Angst und harter Arbeit," und die andern, die Jünger des Mammons, interessiert natürlich eine hoffnungsvolle Aktiengesellschaft mehr als ein Verein, der das arme Evangelium zur Firma gewählt hat. Eine andere Species, auf die ein evangelischer Lehrerverein niemals wird rechnen dürfen, ist die, welche **Riehl** die Klasse der „Unsterblichen" nennt, die man sonst unter dem ehrwürdigen Namen der „Philister" kennt. Ihre Losung heißt: Leben und leben lassen, und vor allem in seiner Gemütlichkeit sich nicht stören lassen. Man würde den Guten unrecht thun, wenn man ihnen nachreden wollte, sie hätten kein Bedürfnis nach kollegialischer Gemeinschaft. Im Gegenteil, sie halten viel auf kollegialischen Umgang: was kann schöner sein, was kann mehr erfreun, als abends mit gleichbehaglichen Amtsgenossen beim Schöppchen zu sitzen und Seminarwitze zu repetieren, oder alle vierzehn Tage mit den Herren „Brüdern" und Frauen „Schwestern" ein Familienkränzchen zu arrangieren: dient das auch just nicht dem Fortschritt, so doch gewiß der sich konservierenden Behaglichkeit. Referent erinnert sich, in seinen jungen Jahren einmal einer Konferenz solcher Urgemütlichen beigewohnt zu haben, wo, wer weiß von was allem, geredet wurde, allein an dem ganzen langen Nachmittage von 3—8 Uhr fiel auch kein einzig Wörtchen vor, was auf die Schule und die Schularbeit Bezug hatte; nicht einmal des unauskömmlichen Dienstgehaltes ward gedacht. Ich habe früher wohl gemeint, es gehöre eine gewisse Altersreife dazu, um ein pädagogischer Philister werden zu können; in neuerer Zeit ist mir aber von glaubwürdiger Seite versichert worden, daß sich jetzt dieser ehrwürdige Orden auch stark aus

der jüngern Lehrergeneration rekrutiere, namentlich aus denen, welche durch die verbesserten Seminare fix und fertig und satt gemacht worden seien.

Was indessen auch dem Evangelischen Lehrerverein nach den bezeichneten Seiten hin im Wege stand — das Haupthindernis seiner Ausbreitung lag eben in der Thatsache, um derer willen der Verein nötig geworden: in dem Nebel, welcher seit hundert Jahren über die christlichen Heiligtümer sich gelagert hat, — es ist die Decke, welche, wie im deutschen Volke überhaupt, so auch im Lehrerstande vor vieler Augen hängt, also daß sie nicht erkennen, welche großen und köstlichen Verheißungen durch das Evangelium auch der Schule geschenkt sind. Glücklicherweise ist in hiesigen Landen das Wissen um den Wert der christlichen Güter nicht in dem Maße verloren oder verdunkelt, daß ein christlicher Schulverein lediglich die Stelle eines Käuzleins auf dem Dache hätte spielen müssen. Achtzig Mitglieder — so viele zählte der Verein anfänglich am Niederrhein und in der Grafschaft Mark — ist allerdings für diese schulreichen Lande keine große Zahl; ohne Zweifel würde dieselbe aber auch von vornherein schon größer gewesen sein, wenn nicht manche gute Leute infolge des vorerwähnten Nebels allerlei Gespenster zu sehen geglaubt hätten, oder wenn sie so weit mit ihrem christlichen Denken im reinen gewesen wären, um zu wissen, daß die christliche Wahrheit nicht gegeben ist, um tot geschwiegen zu werden.*)

---

*) Hier und da denken manche ältere Lehrer wohl mit einer Art von Sehnsucht an die Zeit zurück, wo die größeren freien Konferenzen noch keinen bestimmten Charakter an sich trugen. Dies hat eine gewisse Berechtigung, obwohl solche Konferenztage bekanntlich auch nicht immer idyllische Friedenstage waren. Aber die Zeiten solcher Versammlungen, wenn diese sich nicht lediglich auf äußere Zwecke der Wohlthätigkeit und Ähnliches beschränken, — die embryonischen Zeiten, wo für die Vereinigungen das Chaos Regel und Ordnung war, sind eben vorüber oder doch im Verschwinden begriffen. Das läßt sich wahrnehmen und für Recht erkennen, ohne gerade an eine Scheidung durch christliche Grundsätze zu denken, schon vom rein philosophischen Standpunkte aus. In diesem Sinne sagt z. B. Professor Stoy (Encyklopädie, Methodologie und Litteratur der Pädagogik, 1. T. S. 5 ff.):

„Das Verlangen nach Einheit ist in der Menschennatur begründet. — Überall aber ist das Arbeiten und Ringen nach Vereinigung vergeblich, wo nicht die Grundbedingungen vorhanden sind — Übereinstimmung des Gedankenkreises."

„Darum also gehen gute Naturen zurück bis zu den letzten Quellen der Erkenntnis. — — Darum wendet der ernste Arbeiter von den meisten größeren oder kleineren pädagogischen Versammlungen und Konferenzen gleichgültig sich ab, weil sie der ernsten Bedingung ermangeln, einer gemeinsamen begrifflichen Grundlage." (Vgl. auch: Herbart, „Über pädagogische Diskussionen und die Bedingungen, unter denen sie nützen können." Werke, Bd. 11. S. 415 ff.)

Neben den Vereinen am Niederrhein (Regierungsbezirk Düsseldorf) und in der Grafschaft Mark entstand auch ein solcher in Minden-Ravensberg und am preußischen Oberrhein (Regierungsbezirk Koblenz). Der Minden-Ravensbergische hat mit dem Niederrheinischen durch die sechzehn Jahre hindurch wacker stand gehalten, während der Oberrheinische schon nach etlichen Jahren vom Erdboden verschwunden war, und der Märkische seit der Mitte der fünfziger Jahre zu kränkeln begann und schier am Sterben zu sein schien.

Werfen wir nun einen Blick auf die Ziele und Bestrebungen des Vereins.

Nach schuldiger Pflicht war man vor allem bemüht, sich gegenseitig in dem guten Bekenntnisse zu stärken, und in der demgemäßen Schularbeit zu fördern. Dazu haben die allgemeinen Versammlungen, die anfangs halbjährlich, später nur jährlich stattfanden, gute Dienste geleistet. In den erstern Jahren vereinigten sich die Mitglieder in den kleinern Kreisen auch zu monatlichen Zusammenkünften. Wer sich an diesen kleinern und jenen größeren Konferenzen so beteiligt hat, wie es sich gebührt, nämlich mit dem redlichen Sinne, nach Kräften zu geben und zu nehmen, wird mit dem Referenten gern bezeugen, daß er niemals ohne Segen, ohne Anregung von dannen gegangen ist. Dem Evang. Lehrerverein und seinen Versammlungen verdanken wir es auch, daß jetzt seit acht Jahren ein „Evang. Schulblatt" auf dem Plan ist. Als die Zahn'sche „Schul-Chronik" 1851 mit ihrem 7. Jahrgange zu erscheinen aufgehört hatte, wurde in den Vereinsversammlungen der Wunsch wach erhalten und immer lebendiger angeregt: wir müssen wieder ein Schulblatt haben, ein Blatt, das entschieden für die Pflicht, aber ebenso freimütig auch für das Recht der christlichen evang. Schule Zeugnis giebt. Infolge dieser Wünsche und Mahnungen wurde dann endlich Hand angelegt; im Juli 1857 begann das Evang. Schulblatt seinen Lauf, der nunmehr schon durch acht Jahrgänge mit stets steigender Teilnahme fortgesetzt worden ist. — Neben dem, was dem Schulgebiet dienen sollte, haben sich viele Vereinsgenossen auch an anderen christlichen Missions-Bestrebungen beteiligt, namentlich an solchen, welche auf Förderung der Jugenderziehung gerichtet sind. Bekanntlich finden sich die sog. Jünglings- oder Gesellen-Vereine, diese hoffnungsreichsten Institute der neuern Zeit, nirgend zahlreicher als in Rheinland-Westfalen, ebenso haben die sog. „Erziehungsvereine," welche arme und verwahrloste Kinder in guten Familien unterzubringen suchen, hier eine große Verbreitung. An der Gründung und Pflege dieser beiden Institute sind viele Lehrer wacker mit thätig gewesen, und ohne die Hilfe der Lehrer

würden dieselben hier zu Lande schwerlich eine solche Verbreitung gefunden haben. In der Geschichte der Jünglings- und Erziehungsvereine hat der Evangel. Lehrerverein ebenfalls Zeugnisse stehen, deren er sich nicht zu schämen braucht, wie denn im Komitee des rheinisch-westfälischen Jünglingsbundes von Anfang an auch der Lehrerstand vertreten gewesen ist. Freilich erinnert sich Referent noch sehr wohl, in den Generalversammlungen der Jünglingsvereine anfänglich auch häufig Lehrer als Deputierte gesehen zu haben, die nicht dem Evang. Lehrervereine angehörten; die meisten schienen jedoch an diesen Instituten nur sich so beteiligt zu haben, wie man sich an einer Modesache beteiligt, denn später kehrten sie den Jünglingsvereinen den Rücken zu, und man konnte sie wohl in ganz anderer Gesellschaft antreffen.

Sogenannte Wohlthätigkeitszwecke (z. B. die Sorge für Lehrerwaisen u. s. w.) gehörten bisher nicht zu den Hauptanliegen des Evang. Lehrervereins, weil in dieser Beziehung, namentlich am Niederrhein, schon auf andern Wegen viel geschieht. Doch wo es not that, ist man auch helfend bei der Hand gewesen. So hat z. B. der niederrheinisch-märkische Verein mehrere Jahre lang eine Lehrerwaise unterhalten, was einen jährlichen Kostenaufwand von 70—80 Thlrn. erforderte. Nach § 3 der Statuten kann der Verein jeden Augenblick auch die Aufgaben eines Wohlthätigkeitsvereins aufnehmen, wenn dies allgemein gewünscht wird.*)

Mit Fleiß ist der Evang. Lehrerverein von Anfang an darauf bedacht gewesen, auch mit gleichgesinnten Kollegen in andern Gegenden in Verkehr zu treten, und sie zur Gründung ähnlicher Vereine aufzumuntern. So traten wir auch in Verbindung mit dem Central-Ausschuß für innere Mission; und mit Hülfe des letztern wurde dann bei Gelegenheit des Kirchentages auch jedesmal eine sog. Sektionsverhandlung über Schulangelegenheiten veranstaltet, insbesondere auch zu dem Zwecke, zur Gründung christlich-evangelischer Lehrervereine anzuregen, oder falls ein solcher schon bestände, mit demselben einen brüderlichen Verkehr anzuknüpfen. Diese Bestrebungen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg; Referent wenigstens weiß nicht, daß durch Anregung dieser Kirchentagsverhandlungen irgendwo ein Evang. Lehrerverein zustande gekommen ist. Wie es schien, waren in den meisten deutschen Gegenden die Zeit und die Personen noch nicht reif für ein solches Werk. Nicht einmal die Pastoren schenkten unsern

---

*) Wo der obige Bericht ins Detail eingeht, bezieht er sich vorwiegend auf die niederrheinisch-märkische Abteilung des Vereins. In Minden-Ravensberg ist man in einem Stücke der hiesigen Abteilung vorangeeilt: seit Jahren besteht dort schon eine freie Aspirantenschule in Verbindung mit der Rettungsanstalt in Schildesche bei Bielefeld.

Bemühungen eine sonderliche Teilnahme, obwohl sie über die verkehrte Richtung des Lehrerstandes öffentlich und sonderlich genug zu klagen wußten. Wir wurden auch bald inne, daß solche „Sektionsverhandlungen" in früher Morgen- oder später Abendstunde nicht ausreichten, um den Sinn für eine christliche Schulmission wecken und anregen zu können; deshalb stellten wir auf dem Kirchentag in Bremen durch die Direktoren Zahn und Ph. Wackernagel an den Vorstand des Kirchentages den Antrag, von den vier Verhandlungstagen einen Tag ausdrücklich und ausschließlich zur Besprechung von Schulangelegenheiten zu bestimmen. Es scheint aber — wie soll man sagen? — über der Schule oder über dem Kirchentage oder über dem Verhältnis der Schule zur Kirche — ein eigentümlicher Unstern zu schweben. Offenbar war durch jenen Antrag ein guter Anlaß gegeben, wenigstens auf dem Gebiete des freien Verkehrs die Schule mit der Kirche und der innern Mission durch ein thatsächliches, öffentliches Zeugnis in Verbindung zu bringen, in eine Verbindung, die ohne Zweifel für die Kirche mindestens ebenso viel gute Früchte verhieß als für die Schule. Man sollte glauben, der Vorstand und die Versammlung des Kirchentages würden den Antrag mit beiden Händen freudig ergriffen haben. Aber nein, man wollte zwar gern auf jedem Kirchentage regelmäßig auch eine Schulfrage auf die Tagesordnung bringen, aber einen ganzen Tag für die Schulangelegenheiten zu bestimmen und so gleichsam diesen eine selbständige Stelle neben den Angelegenheiten der Kirche und der innern Mission zu gewähren, — das lehnte man freundlichst ab. Es sieht nicht so aus, als ob durch diese Ablehnung der Kirchentag sich gut bedient habe: bekanntlich hat das Interesse an dieser kirchlichen Versammlung seit etlichen Jahren in manchen (streng konfessionellen) Kreisen merklich abgenommen, was noch merklicher werden würde, wenn nicht zugleich der Kongreß für innere Mission mit dem Kirchentage verbunden wäre. Durch die Einfügung eines Schultages dagegen — als des dritten im Bunde — würde der Kirchentag in eine neue Verbindung mit dem Volksleben getreten sein, und „eine dreifache Schnur reißt nicht." Das ist nun vorbei; die christlichen Lehrervereine sehen sich jetzt auf andere, auf selbständige Wege angewiesen. Wenn über kurz oder lang ein deutscher evangelischer Schultag sich darstellen kann, so wird er ohne Zweifel selbständig, nicht an der Seite des Kirchentages stehen. Ob jemand dieses oder jenes für wünschenswerter halten will, das gilt jetzt gleichviel; die Sache steht nun einmal wie sie steht: es scheint eben ein Unstern über dem Verhältnis der Kirche zur Schule zu schweben; es ist also gewandt.

Zwei andere nicht unbedeutsame Schritte des Evang. Lehrervereins hatten einen ähnlichen ungünstigen Erfolg. Im Jahre 1849 vereinigten

sich die rheinischen Mitglieder zu einer Eingabe an die Provinzial-Synode, um die Frage von der Einordnung des Schulstandes in den kirchlichen Organismus, die auf der Provinzial-Synode 1847 bereits besprochen worden war, von neuem anzuregen: es wurde nämlich gewünscht, daß der Schulstand als solcher sowohl im Ortspresbyterium, wie auf der Kreis- und Provinzial-Synode eine angemessene Vertretung finden möge. Obwohl einige der Synodalen — z. B. die H. H. Dr. Landfermann, Pastor Fabricius und Sup. Back — den Antrag der Lehrer lebhaft unterstützten, so wurde dennoch diese Angelegenheit auf gelegene Zeiten vertagt und ruht seit 16 Jahren in den Synodalakten.

Eine zweite Eingabe des Evang. Lehrervereins an die Provinzial-Synode (im Jahre 1851) betraf den Religionsunterricht und wünschte, daß die christliche Unterweisung in der Schule zu dem des Pfarrers in die rechte Harmonie gesetzt werde. Es gab nämlich Schulen, wo die Kinder neben der biblischen Geschichte, den Kirchenliedern und Psalmen erstlich den kleinen lutherischen Katechismus, dann einen großen sog. Leitfaden (resp. den Heidelberger Katechismus) und endlich noch ein voluminöses Diktat des Pfarrers (im Konfirmandenunterricht) lernen mußten; es gab gemischte Schulen, wo durch die verschiedenen Konfessionen sechs, sieben und noch mehr kirchliche Lehrbücher im Gebrauche waren; es kam ferner häufig vor, daß der Pfarrer auf die in der Schule gelernten Kirchenlieder und Psalmen gar keine Rücksicht nahm und nun den Kindern in ungemessener Weise neue Lieder zu memorieren aufgab u. s. w. Durch die Eingabe der Lehrer kam nun diese Unordnung endlich einmal öffentlich zur Sprache und, wie es anfangs schien, nicht ohne Erfolg. Infolge dieser Verhandlungen traten nämlich später in vielen Kreisen die Lehrer und Pfarrer zusammen, um gemeinsam ein sicheres Minimum von zu lernenden Kirchenliedern u. s. w. festzustellen. Doch nahm die Entwicklung dieser Angelegenheit einen sehr langsamen Verlauf, denn nach drei Jahren war noch immer keine kirchliche Regulierung des Religionsunterrichts vorhanden. Wiederum kam der Staat der Kirche zuvor: durch das Regulativ vom 3. Oktober wurde wenigstens festgestellt, was im Schulunterricht gelehrt werden sollte, obwohl auch damit noch nicht alle Unordnung abgestellt ist. Die andere Seite der Frage aber, welche die Eingabe der Lehrer angeregt hatte, die Regulierung des Katechumenen- und Konfirmanden-Unterrichts, damit der Unterricht des Lehrers und des Pfarrers harmonisch ineinander greife, ist noch heute nicht erledigt. Sie ruht ebenfalls in den Synodalakten.

Ein Hauptarbeitsfeld sah der Verein von vornherein in der Pflege

der häuslichen Erziehung und des christlichen Lebens überhaupt innerhalb der einzelnen Schulgemeinde. Indem in den Versammlungen stets an dieses Hauptwerk gemahnt wurde, läßt sich schon voraussetzen, daß in der Stille manches gewirkt worden ist, was sich der öffentlichen Kunde oder Bekanntmachung entzieht. Doch kann auch einiges erzählt werden: So haben es sich manche Lehrer angelegen sein lassen, die Familien ihres Schulbezirks fleißig zu besuchen, namentlich auch die Kranken, zumal die kranken Kinder; es sind Schriften über Erziehung beschafft und verbreitet worden. Andere sind noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie in ihrer Schulgemeinde einen Verein, etwa unter dem unscheinbaren Namen „Lese-Verein", gründeten, der sich wöchentlich einmal versammelte, wobei dann je nach Umständen etwas Nützliches gelesen und besprochen, oder das Beste der Schule beraten, oder für die Beschaffung von Lehrmitteln für arme Kinder gesorgt, kurz, wo unter einer möglichst unscheinbaren Firma mancherlei Gutes ins Werk gesetzt wurde. Referent weiß z. B. von einem solchen Vereine, der ebensogut Erziehungsverein, Bibelkränzchen, politischer Klub, Gesangverein, Bildungsverein u. s. w. hätte heißen können, indem an den verschiedenen Gesellschaftsabenden bald der eine, bald der andere der Gegenstände, welchen die vorstehenden Namen andeuten, an die Reihe kam. Es läßt sich vermuten, daß die Teilnahme an den verschiedenen Abenden und Gegenständen eine verschiedene war; so z. B. kamen am Gesangabend fast nur jüngere Leute, die für ihre Gesangbedürfnisse auch eine besondere Kasse führten. Im übrigen war die Beteiligung doch nicht so schwankend, wie man vermuten könnte. Eigentümlich war auch die mannigfaltige sociale Stellung der Mitglieder: da saßen in bunter Reihe Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Gesellen und zwar auf denselben Bänken, auf denen am Tage ihre Kinder in gleicher bunter Reihe gesessen hatten. In den Zusammenkünften wurde übrigens — zur Einleitung in die Besprechung — sehr wenig gelesen. Der Lehrer hatte bald gemerkt, daß darin zu wenig Anregung war: deshalb mußte er sich nach Kräften zu freien mündlichen Mitteilungen rüsten, auch dann, wenn er aus einem Buche oder einer Zeitschrift etwas vorlas. Aus einer kleinen Bibliothek, die nach und nach angesammelt worden war, konnte jeder sich Bücher oder Zeitschriften zum Lesen mit nach Hause nehmen. — Es liegt auf der Hand, daß ein so gearteter Verein an die Zeit, die Kraft und die innere Haltung des Lehrers nicht unbedeutende Ansprüche macht; und wer ein solches Werk anfängt, wird gewiß wohlthun, vorher die Kosten zu überschlagen, ob er es auch habe hinauszuführen. Darum soll sich aber doch niemand abschrecken lassen. Es kommt vor allem darauf an, daß man in Bescheidenheit, ohne Rumor und Posaunenblasen die

Sache angreife; dann kann Gottes Segen auch geringen Mitteln reichen Erfolg schenken.

Nach diesem Blick auf die verschiedenen Bestrebungen, die durch den Verein aus seiner Mitte hervorgegangen sind, würde es nicht unpassend sein, auf diejenigen Stellen hinzuweisen, wo noch namhafte unerledigte Aufgaben stehen, oder gar solche, die als unbesehene nicht einmal in Angriff genommen worden sind. Wir beschränken uns hier auf ein paar Fingerzeige.

Was neben der Schule immer als das Hauptarbeitsfeld des Vereins angesehen worden ist: das Familienleben, die häusliche Erziehung und die der Schule entwachsene Jugend, — da wird er auch fort und fort die meisten unbesehenen und unerledigten Aufgaben zu suchen haben. So ist vom Beginn des Vereins an jahraus jahrein überlegt worden, wie sich eine kleine Zeitschrift zur Förderung des häuslichen Lebens und der Kinderzucht herstellen lasse; Plan und Entschluß ist seit langem — sozusagen, bis zum Pünktchen über dem i — fertig gewesen. Aber es fehlte je und je ein Etwas, und jetzt nach 16 Jahren ist das langersehnte Blättchen noch immer nicht da. — Es fehlt ferner noch viel daran, daß in jedem Schulbezirk für die konfirmierte Jugend ein Jünglingsverein oder etwas Ähnliches bestehe. Und was für Lücken und wüste Plätze muß man in unserm Volksleben gewahren, wenn man nach den Grundbedingungen eines gesunden Familienlebens und einer rechten Erziehung fragt: nach der Hausandacht und der Sonntagsfeier? Und was weiß man zu raten und zu thun für gute Jugendfeste und Jugendspiele, und für Spiele und Feste der Erwachsenen, darin Leib und Seele sich wirklich erholen können? Was auch der eine und andere in diesen Beziehungen versucht oder ausgerichtet haben mag, — ein sicherer Boden für solche Bemühungen innerhalb des Schulbezirks läßt sich nach meiner Überzeugung nicht gewinnen, wenn es dem Lehrer nicht gelingt, den Kern der Schulgemeinde in eine Art von schlichtem Verband — heiße er nun „Lese-Verein“ oder wie immer — zu bringen, in und mit dem nach und nach ins Werk gesetzt wird, was zur Genesung des kranken Volkslebens dienen soll; aber vergessen wir nicht, bescheiden und ohne Rumor und Posaunenblasen anzufangen. In und neben diesem Verein — wir wollen ihn nochmals „Lese-Verein“ heißen und an die bekannten norwegischen und schwedischen „Leser“ erinnern — wird auch eine passende Stelle für einen Jünglingsverein sein, falls ein solcher nicht schon für die gesamte Kirchengemeinde besteht.

Noch auf eine andere empfindliche leere Stelle wollen wir zum Schluß hindeuten, namentlich für die niederrheinische Abteilung des Evang. Lehrervereins. Wie oben berichtet, hat der Verein von Anfang an nach der Kirche hingeblickt, wenn er in den öffentlichen Verhältnissen des Schulwesens etwas gebessert zu sehen wünschte; welche Resultate dabei erreicht worden sind, ist auch bereits erwähnt. Durch dieses erwartungsvolle Hinschauen nach dem Kirchenregiment ist leider der Blick von dem, was von dem Staate und den socialen Zuständen abhängt, zu sehr abgelenkt worden. Von Petitionen an den Landtag und die Staatsregierung ist inmitten des Evang. Lehrervereins niemals die Rede gewesen. Und doch hätte gerade der niederrheinische Lehrerstand alle Ursache gehabt, sich hier zu rühren. Selbstverständlich denke ich nicht an politische Agitation, sondern an etwas ganz anders; jeder niederrheinische Leser wird schon wissen, was gemeint ist. Hierzulande haben wir etliche Stücke in unserer Schulverfassung und Schuleinrichtung, die mit aller Sorgfalt konserviert zu werden verdienen, weil es ihnen vorzugsweise zu danken ist, daß nicht, wie anderwärts wohl die Rede geht, „Schulmeister“ und „Unzufriedenheit“ unzertrennliche Begriffe geworden sind; durch die namentlich auch der Schulstand im ganzen eine innere und äußere Haltung gewonnen hat, über die sich ein Freund der Schule nur freuen kann. Zu diesen hergebrachten guten Einrichtungen*) rechnen wir erstlich: daß wir im wesentlichen wirkliche (Lokal-)Schulgemeinden haben, indem jeder Schulbezirk seine besondere Schule besitzt und bei der Wahl des Lehrers in erster Stelle mitwirkt; zweitens: daß jede mehrklassige Schule ihren Dirigenten (Hauptlehrer) hat, dessen Einfluß auf das einheitliche Wirken des Lehrerkollegiums noch bedeutend verstärkt wird dadurch, daß er bei der Anstellung der anderen Lehrer in erster Linie sich beteiligen kann; drittens: daß das Einkommen der Schulstelle nicht aus einer einzigen Quelle fließt, sondern teils durch die Schulgemeinde (Schulgeld, was jedoch nicht überall vom Lehrer selbst erhoben wird), teils durch die größere, bürgerliche Gemeinde beigebracht wird. Leider hat man diese und noch andere der hergebrachten guten Einrichtungen an manchen Orten, besonders in Städten abgeschafft oder läßt sie durch ein gleichgültiges Gehenlassen, man möchte fast sagen, systematisch verfallen. Ist es aber recht, ist es insonderheit für den Evang. Lehrerverein recht, einem solchen Verfall ruhig zuzusehen? Ist es reiner Zufall, daß der Evang. Lehrerverein in den meisten Städten, welche die hergebrachte Schulverfassung in Hauptsachen verlassen haben (Wesel, Krefeld, Lennep u. s. w.),

---

*) Diese Einrichtungen sind genauer beschrieben und beleuchtet in des Verfassers letzter Schrift: Das Fundamentstück einer gerechten und gesunden Schulverfassung.

D. H.

von Anfang bis heute fast nicht die geringste Teilnahme hat gewinnen können? Ist es für die Schule unerheblich, ob der Lehrer durch ein Gremium der Schulgemeinde oder (wie z. B. in Elberfeld) von einer großen städtischen Schulkommission gewählt wird, unter deren Mitgliedern vielleicht niemand bei der betreffenden Schule direkt beteiligt ist? Wer nicht selber diesen Unterschied ausdenken kann, der erkundige sich nur einmal näher an Ort und Stelle. Und — um auch auf die Bedeutung des oben berührten dritten Stückes aus der Schulverfassung ein wenig mit dem Finger zu zeigen —: ist es unerheblich, aus welchem Seckel die Schuldotation fließt? und wo der Quellen glücklicherweise zwei sind: darf man da nicht wünschen, daß das Schulgeld ermäßigt und dagegen das aus der Kommunalkasse fließende Fixum erhöht werde? Als einst jemand diesen und einen ähnlichen Wunsch an höherer Stelle zur Sprache brachte, hieß es zurück: diese Vorschläge seien socialistischer Natur. Jawohl; aber wer, der etwas weiter denkt, als ihm gewöhnlich vorgesagt wird, wer begreift denn noch nicht, daß das, worüber der Volksschulstand seit langem klagt, — betreffe es nun die Dotation, oder seine sociale Stelle, oder die Art des Schulregiments — der Hauptsache nach mit der „socialen Frage", der „Arbeiterfrage", dem „Recht des vierten Standes", oder wie man die Sache nennen mag, im wesentlichen eng zusammenhängt?*) — Wir dürfen hier diesen socialen Gegenstand nicht weiter verfolgen, weil unser Blatt keine politische Zeitschrift ist. Aber wer Verstand hat, der gebrauche ihn doch! Die Sache liegt ganz anders, als der ordinäre „Fortschritt" und seine ordinären Gegner wissen oder glauben machen wollen. Insbesondere möge auch der Evang. Lehrerverein an die gezeigte leere Stelle in seinen Bestrebungen mehr denken als bisher. Muß es denn dabei bleiben, daß in öffentlichen Dingen fort und fort nur der advocatus diaboli sich zum Sachwalter der Zurückgesetzten aufwirft? (Spr. Sal. 31, 8. 9.)

Indem unser Bericht sich der jüngsten Vergangenheit des Evangel. Lehrervereins nähert, haben wir einen Punkt hervorzuheben, der uns vor allem andern bedeutsam erscheint, sowohl für den Verein selbst, als für andere Gegenden, wo man ähnliche Vereine hat oder zu gründen gedenkt. Wie alle guten menschlichen Unternehmungen, so hat auch unser Evang. Lehrerverein eine Zeit der Prüfung, der Sichtung, der Dürre durchmachen müssen. „Er führte dich in die Wüste, daß er dich demütigte und versuchte, auf daß kund würde, was in deinem Herzen wäre, — er ließ dich hungern und speisete dich mit Manna, auf daß er dir kund thäte,

*) Das ist 1866 geschrieben! D. H.

daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde des Herrn gehet" (5. Mos. 8, 2. 3). Das ist ein Stück der Geschichte aller Christen. — Man wird schon vermuten, daß der Verein vorwiegend in seiner Jugendzeit, etwa in den ersten 5—6 Jahren am rührigsten und rüstigsten war. Damals fand er noch viel Widerspruch, und der Widerspruch regt bekanntlich an. Gerade in den ersten Jahren wuchs die Zahl der Mitglieder rasch an; die Jahresversammlung wurde zahlreich besucht, und die in denselben vorkommenden Berichte gaben Kunde, daß auch viele der einzelnen Mitglieder in ihrem Bereiche rege und rührig waren. In den meisten Distrikten entstanden Kreiskonferenzen, die sich monatlich oder vierteljährlich versammelten; sie befaßten sich vorzugsweise mit dem, was auch in den amtlichen Konferenzen besprochen wird, und etwa noch mit dem, was ins Gebiet der innern Mission einschlägt. Damals war es auch, wo der Vorstand sich bemühte, in andern Gegenden die Gründung ähnlicher Vereine anzuregen, und zu diesem Behufe die Kirchentage besuchte; in jene ersten Jahre fallen auch die erwähnten Anträge an die rheinische Provinzialsynode.

Nach den Jahren 1854 oder 1855 wurde der Verein stiller, es wurde auch stiller im Verein: es begann eine Zeit der Erschlaffung, der Dürre, der Mattigkeit, natürlich nicht plötzlich, sondern nach und nach. Es soll das nicht heißen, das Vereinsleben sei ganz und gar in Stillstand geraten; nein, die Jahresversammlungen wurden regelmäßig gehalten, sie boten auch reichen Stoff zu Verhandlungen, auch fehlte es nicht an Beiträgen für die erwähnten Wohlthätigkeitszwecke. Doch aber traten auch die Symptome der Erschlaffung deutlich genug hervor. Die Teilnahme an den Jahreskonferenzen nahm merklich ab. Noch schlimmer war es, daß die kleinen Kreiskonferenzen nach und nach aufhörten und zwar ohne Ausnahme überall.

Wir werden jetzt der Frage näher treten müssen, wo die Ursachen dieser Erschlaffung zu suchen sind. Indem Referent hier nur einzelne Andeutungen geben kann, möchte er doch den Wunsch aussprechen, daß man innerhalb des Vereins dieser Frage noch etwas weiter nachdenken wolle; „stete unaufhörliche Buße" ist Kennzeichen und Lebensbedingung wie der evangelischen Kirche,*) so auch eines echten Evangelischen Lehrervereins. Etwa in der Mitte der fünfziger Jahre äußerte ein Lehrer, der nicht zum Evang. Lehrerverein gehörte, gelegentlich gegen den Referenten: „Der gesamte Lehrerstand ist in Lethargie versunken." Referent glaubte damals

*) Vgl. die nachgelassene Schrift: Zur Ethik, wo dieser Gedanke zur principiellen Durchführung gelangt. Ges. Schr. XI, S. 19 ff. D. H.

das Beiwort „gesamte“ bestreiten zu dürfen; doch aber hatte jener Ausruf nicht ganz unrecht. Je unberechtigter der Rausch (1848), desto berechtigter der Katzenjammer. Es mag also wohl sein, daß von jener „gesamten“ Lethargie auch auf den Evang. Lehrerverein etwas übergegangen war, obwohl er ja im Gegensatz zu der 1848er Überspanntheit entstanden war. Wir werden indessen die eigentlichen erschlaffenden Ursachen tiefer und zwar auf dem Boden des Vereins selbst suchen müssen.

Vorab wirkte es entmutigend auf den Verein zurück, daß die Hoffnung, es würden auch in andern deutschen Gegenden ähnliche Lehrervereine sich bilden und mit dem hiesigen in belebenden Verkehr treten, immer mehr zu Grabe getragen werden mußte. Eine gleiche rückschlagende Wirkung hatte es, als der Kirchentag es ablehnte, zur Herstellung eines deutschen evangelischen Schultages die Hand zu bieten. Ein dritter ermattender Einfluß ging gerade von der Seite aus, von wo man die beste Unterstützung erwartet hatte, von der heimischen Kirche. Mit Freimütigkeit war der Verein wider ihre halben Freunde und offenen Feinde auf die Seite der Kirche getreten; mit Vertrauen hatte er seine Wünsche und Hoffnungen ihr entgegen getragen in den erwähnten beiden Anträgen, von denen der eine nichts anderes bezweckte, als was bereits namhafte Männer der Kirche selbst vorgeschlagen hatten, und von denen der andere aus dem offenkundigsten Bedürfnisse hervorgegangen war. Die Lehrer wußten sehr wohl, daß ein gutes Ding auch gute Weile haben will, zumal auf einem kirchlichen Gebiete, wo ein Oktroyieren von oben herab nicht statthaft ist. Auch muß gesagt werden, daß die beiden Anträge auf den betreffenden Synoden mit aller Freundlichkeit entgegengenommen wurden. Da indes schließlich der eine wie der andere ohne Resultat blieb, und auf den späteren Synoden nicht wieder von ihnen die Rede war: so ist begreiflich, daß dieses Erlebnis nicht geeignet sein konnte, das Vertrauen und die Freudigkeit des Lehrer-Vereins zu beleben. Ich erinnere mich freilich nicht, damals ein öffentliches Zeugnis aus der Mitte des Vereins über die Enttäuschung hinsichtlich dessen, was man von der Kirche gehofft hatte, gelesen zu haben; ohne Zweifel fehlt dieses Zeugnis aber nur deshalb, weil dem hiesigen Lehrerstande damals kein eigenes Organ in der Presse zur Verfügung stand. — Es ist auffällig, daß die beginnende Abschwächung des Vereinslebens mit dem Erscheinen der bekannten preußischen Schulregulative zusammenfällt. Und in der That, dieses Zusammentreffen ist nicht zufällig; diese Erlasse haben wirklich zur Ermattung des Vereins beigetragen, wie rätselhaft dies auch Fernstehenden klingen mag. Gewiß, wenn irgend wo, so mußte der Evang. Lehrerverein der Ort sein, wo man die guten Absichten, wie die guten Grundsätze der Regulative zu erkennen und zu

würdigen verstand. Nichtsdestoweniger erregten sie auch bei entschieden christlichgesinnten Lehrern so etwas wie Verstimmung. Sie kamen unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel und dazu den rheinischen Lehrern etwas sehr ungelegen. Diese waren eben selbst damit beschäftigt, in Gemeinschaft mit den Pfarrern den Lehrstoff des christlichen Unterrichts festzustellen, und konnten hoffen, auf diese Weise nicht bloß für die Schule zu einem guten und ihnen zusagenden Lehrplan zu gelangen, sondern auch zu einem harmonischen Ineinandergreifen ihres und des pfarramtlichen Unterrichts. Wie oben schon erwähnt, fuhr das dritte Regulativ durch diese letztern Hoffnungen mitten hindurch, und auch für die ersteren bot es nicht den vollen Ersatz. Dazu kam eine Verstimmung hinsichtlich der beiden Regulative über die Lehrerbildung: man war am Niederrhein, zumal in den Industriedistrikten, gewöhnt, einen anderen Maßstab an die Lehrerbildung zu legen, als jene Verfügungen vorschrieben. Referent z. B. hat früher eine Weile eine gewöhnliche Landschulstelle gehabt, wo er aber schwerlich gewählt worden wäre, wenn er nicht imstande gewesen, im Französischen und Englischen Privatunterricht zu erteilen. Unter den Hauptlehrern meiner Nachbarschaft haben die meisten vor dem Seminar entweder eine Realschule vollständig oder bis zu Sekunda, oder ein Gymnasium bis zur selbigen Klasse durchgemacht, oder auf anderem Wege eine ziemlich entsprechende Vorbildung empfangen. Neben dem gut gebildeten Geschäftsmanne stehen also solche Lehrer mindestens ebenbürtig da, und sie werden auch im Publikum so taxiert. Was mußte nun dieses Publikum denken, und wie mußte den Lehrern ihm gegenüber zu Mute werden, als nun jedermann in der Zeitung lesen konnte, wie wenig hinfort von dem Aspiranten und Seminaristen an allgemeiner Bildung gefordert werden sollte? Gerade die Lehrer, welche es mit ihrem Beruf ernst gemeint hatten, fühlten die sociale Geltung ihres Standes empfindlich heruntergedrückt. Im Blicke auf gewisse höhere Unterrichtsbedürfnisse in hiesiger Gegend, hatten viele Lehrer stets gehofft, in den Seminarien, wenigstens in dem zu Mörs, werde noch die Einrichtung getroffen werden, daß diejenigen Seminaristen, welche bereits in fremden Sprachen gut vorgebildet wären, darin sich weiter fortbilden und beim Abgange vom Seminar oder eine Weile nachher auch das Examen pro schola machen könnten, damit die an so vielen kleinen Orten auftauchenden höheren Privatschulen sich mit der öffentlichen Elementarschule unter ein Haupt bringen ließen, eine Einrichtung, welche die Eltern nicht minder wie die Lehrer und der Schulstand überhaupt dankbar begrüßen würden. Auf solche Hoffnung mußte natürlich das erste und zweite Regulativ fast wie eine kräftige Maulschelle wirken, und der Schlag war um so empfindlicher, da das Mörser Seminar trotz der großen

Menge von Aspiranten schon seit langem eine so kleine Zahl von Seminaristen aufnahm, daß sie dem Bedürfnis bei weitem nicht genügte. Was Wunder, daß sich im hiesigen Lehrerstande das Gefühl verbreitete und durch die Regulative verstärkte, wir hier im Westen wohnten hinsichtlich der Schulbedürfnisse im preußischen Stiefkinder-Winkel. Der fernstehende Leser wolle gefälligst nicht vergessen, daß an dieser Stelle nicht die Regulative an sich getadelt werden sollen, sondern daß wir hier über die Winterperiode des Evang. Lehrervereins berichten und daher pflichtschuldig auch erzählen müssen, wie jene Verfügungen zur Erkältung der Gemüter beigetragen haben. Verstärkt wurde das alles noch dadurch, daß, während die Lehrer fast den Kopf hängen ließen, obwohl sie gewissenshalber niemals in das öffentliche Geschrei wider die Regulative eingestimmt haben, die Pastoren dagegen durchweg diese Erlasse so laut und freudig begrüßten, als hätten sie auch hierzulande aller Schulnot mit einem Schlage ein Ende gemacht. Mit dieser Freude hängt unzweifelhaft auch die Erscheinung zusammen, daß dem Evang. Lehrerverein ehedem viel mehr Teilnahme und Aufmunterung von kirchlicher Seite her geschenkt wurde, als später. Es machte dies den Eindruck, als ob dort geglaubt werde, die Regulative hätten alles Verkehrte und Verdrehte in der Schulwelt — Herzen und Köpfe und Sitten und Zustände — dergestalt zurechtgesetzt, daß mindestens der Evang. Lehrerverein gar überflüssig geworden sei. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, — der Mohr kann gehen.“ Offenbar war die Schule wieder regierbar geworden — was sollte also noch fehlen? Referent ist übrigens weit entfernt zu glauben, daß dies die wirkliche Ansicht aller Pastoren gewesen wäre, — die echten G e i s t l i c h e n dachten, wie er wohl weiß, gar viel anders —; aber so, gerade so trat dem Lehrer das, was man die öffentliche Meinung im Pastorenstande nennen könnte, entgegen.

Was vorhin von den Ursachen des winterlichen Zustandes unseres Vereins erwähnt wurde, ist alles äußerlicher Natur. Nicht mit Unrecht möchte einer hierbei denken: ein Verein, der gegen widrige äußere Angriffe so empfindlich ist und sich dadurch matt machen läßt, muß wohl noch nicht im rechten Boden oder nicht in der wünschenswerten Tiefe gewurzelt sein, wie geschrieben steht: „Und etliches fiel auf den Fels und ging bald auf; da aber die Sonne aufging, verdorrete es, dieweil es nicht tiefe Erde hatte.“ Der Erinnerer soll recht haben, obwohl es einem Menschenkinde, zumal einem, das sich ausgezeichnet zu haben meint, stark wider die Haare streicht, nicht ohne weiteres zum „guten Lande“ gehören zu sollen, wenigstens zu dem, was dreißigfältige Frucht trägt. Es ist ja eine alte Mode, die auch das „bekehrte“ Fleisch noch gern mitmacht, beim Gleichnis vom Sämann zu denken: das erste Wort, das vom harten Weg, geht den

Nachbar A, das zweite den Nachbar B, das dritte den Nachbar C an; aber das vierte, das gilt unzweifelhaft mir, — wie könnt' es anders sein? — ich bin ja „bekehrt", wie jedermann weiß und sieht; man muß nur mäßiglich von sich halten, und auf der Bekehrtenbank sich nicht obenan setzen wollen. Gottlob! der Evang. Lehrerverein hat das „Gesetz nicht übel gedeutet," ist dem Worte der Wahrheit nicht aus dem Wege gegangen, um es an eine andere Adresse zu weisen. Die Prüfungs- und Sichtungszeit ist ihm gesegnet gewesen; er hat immer bessern Boden suchen gelernt, tiefer zu graben und tiefer zu wurzeln gestrebt. Nicht als ob an dem Boden seines ursprünglichen Bekenntnisses ein wenig von der „reinen Lehre" gefehlt hätte; o nein, das Statut war gut und schön, und zwar gerade in der Zeit des „abnehmenden Lichtes" war es immer ausführlicher, schöner, großartiger geworden, schöner und stattlicher als der Verein selber, so daß, als dieser wieder in die Zeit des „zunehmenden Lichtes" gekommen war und die stattlichen Formen wirklich auszufüllen begann, wir es für verständiger hielten, zu den ersten einfachen Statuten zurückzukehren.*)

Wir sagten, der Verein hätte tiefer wurzeln gelernt. Man kann's auch anders fassen und sagen: er hat sich höhere Ziele zu setzen gesucht, und darum ist er gewachsen; denn „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken," oder, wie der Apostel sagt: „Strebet nach den besten Gaben u. s. w." — Man denke sich aber die Mittel und Wege dieses Höherstrebens nicht augenfällig und anspruchsvoll. Die Gesetze des Wachstums himmlischer Pflanzen sind eigentümlicher Art und sind es wert, daß man ihnen sinnig nachspürt. Wie der Evang. Lehrerverein aus der Mitte des Lehrerstandes selbst hervorgegangen ist, und in der ersten Periode seiner Entwicklung im wesentlichen auf seine eigenen Kräfte angewiesen war, wenig Unterstützung von außen erfuhr, namentlich auch niemals eine Aufmunterung von seiten des offiziellen Schulregiments erfahren hat: so ist auch der Impuls und die Belebung im zweiten Ent-

---

*) Ich bemerke dies auch, weil ein norddeutscher Freund, dem vor einiger Zeit unser schlichtes Statut zu Gesicht kam, darüber ein wenig den Kopf schüttelte und meinte, das Statut gebe doch zu wenig zu erkennen, was der Verein sei, was er thue und erstrebe. — Es ist übel, wenn eine Staatsverfassung schöner und mehrversprechender ist, als die Gesinnungen, Sitten und Zustände des Volkes selbst; das hat man seit 1789 zur Genüge erleben können. Das Sein darf hinter dem Schein nicht zurückbleiben, zumal bei Christenleuten. Wir haben es erlebt, daß ein erst zu gründender christlicher Lehrerverein mit einem Statut auftrat, das an Umfang und Reichhaltigkeit sich fast mit der deutschen Reichsverfassung von Anno 1849 messen konnte.

wicklungsstadium rein aus seiner Mitte hervorgegangen. Es muß dem Verein daran gelegen sein, die Thatsache ein für allemal festzustellen.

Was dem Vereine wieder zu rechtem Leben verholfen hat, ist, kurz zu sagen, das lebendige Gotteswort, die fleißige Beschäftigung mit der heiligen Schrift: das Mittel dazu waren die sog. „Bibelkonferenzen".*)

Diese kleinen Konferenzen gingen nicht aus einem vorher überlegten, umständlichen Plane, sondern wesentlich aus dem Gefühl eines inneren Bedürfnisses hervor; man dachte nicht daran, an anderen zu missionieren, sondern wollte sich selber nützen. In diesem Sinne verbanden sich im Jahre 1856 drei bergische Mitglieder des Evang. Lehrervereins, um alle vierzehn Tage einen ganzen freien Nachmittag der Besprechung eines Bibelabschnittes zu widmen. Sie hatten zwar, um zu ihrem Versammlungsort zu gelangen, einen ziemlichen Weg zu Fuß zurückzulegen, der namentlich im Winter oft beschwerlich war. Dies schreckte sie jedoch nicht ab; sie fingen rüstig an und haben treulich ausgehalten. Ehemals hatten sie näher zusammengewohnt und damals mit andern Kollegen, die ebenfalls zum Evang. Vereine gehörten, eine monatliche Kreiskonferenz gehabt. Wie überall war auch diese Kreiskonferenz längst eingegangen; ein Kollege war gestorben, ein zweiter in einen andern Kreis versetzt worden, und ein paar hatten andere Gemeinschaften liebgewonnen: nur zwei waren übrig geblieben, aber zu einem Kollegium gehören bekanntlich wenigstens drei. Als dieser dritte nun sich fand, war der Ring wieder geschlossen. Sie hätten nun wohl ihre Verhandlungen auf dem alten Fuße, wonach man nur die Schularbeit besprach, einrichten können; allein die Stimme ihres innersten Bedürfnisses gab andern Rat. Zudem hatten sie mittlerweile Erfahrungen gemacht. Was eine ernstlich angefaßte Schriftbesprechung zur Förderung des christlichen Lebens und auch zur Ausrüstung für den besondern Dienst in der Schule austragen kann, war ihnen schon im Verkehr mit ernsten Christen andern Standes deutlich geworden. Zudem war einer von ihnen schon früher an einer ähnlichen Konferenz beteiligt gewesen, die der Herr Pastor Jaspis in Elberfeld (nachher Generalsuperintendent in Pommern) gegründet hatte. Wer mit den trefflichen Schriften dieses Mannes bekannt ist, weiß, daß derselbe stets auf eine umfassende Verwertung der Bibel sowohl in den Schulen als in der Vorbildung und Fortbildung der Lehrer gedrungen hat. Demgemäß hatte er denn auch

---

*) Vgl. Ges. Schr. III, „Der Lehrerstand und die christl. Klassiker". S. 24 f. D. H.

im Jahre 1854 die erwähnte Bibelkonferenz in Unterbarmen veranlaßt, zu der sich alle drei Wochen eine ziemliche Zahl von Lehrern aus Barmen und Elberfeld zusammenfand. Herr Pastor Jaspis verstand es, die Besprechung so interessant wie fruchtbar zu machen, und würde daher die Zahl der Teilnehmer ohne Zweifel sich stetig gemehrt haben, zumal die Lehrer nur an der höheren Begabung merkten, daß ein Pfarrer in ihrer Mitte war, indem derselbe auch nicht einmal als Vorsitzender, sondern nur als primus inter pares betrachtet sein wollte. Die Konferenz hat etwa ein Jahr lang bestanden. Als ihr Primus dann zum Primus der Pommerschen Geistlichen berufen wurde, löste sie sich leider wieder auf: die Konferenz hatte noch nicht so viel innern Zusammenhalt gewonnen, um ohne Leitung bestehen zu können.

Jene drei Freunde setzten, wie bemerkt, ihre Bibelkonferenzen treulich fort; fast ein ganzes Jahr lang blieben sie allein, neue Teilnehmer wollten sich in ihrem Kreise (Lennep) nicht finden. Das machte sie indes nicht irre; sie wußten, was sie wollten, und wurden immer gewisser, daß sie auf einem guten Wege seien. Etwa ein halbes Jahr nach Gründung dieser ersten Gemeinschaft, traten auch an einem anderen Orte (in Vohwinkel bei Elberfeld) etliche Mitglieder des Evang. Lehrervereins zu einer solchen Konferenz zusammen; hier war das Terrain günstiger, denn nach Jahresfrist hatte sich schon ein Kreis von 10—12 Kollegen zusammengefunden, darunter auch solche, die dem Evang. Lehrerverein noch nicht angehörten. Von da ab aber regte sich auch — bald heimlich, bald offen — viel Widerspruch gegen diese Konferenzen, obwohl sie ganz stille ihren Weg gingen, niemanden belästigten und selbst nicht einmal im Evang. Schulblatte von sich reden machten: die gute Sache sollte sich unter Gottes Segen selber Bahn brechen. Und es ist geschehen, wenn auch anfangs verhältnismäßig langsam. Nachdem aber an einem dritten, dann an einem vierten Orte sich ein Häuflein von Freunden der Schriftforschung zu sammeln begann, griff die Idee der Sache immer entschiedener durch: jetzt, neun Jahre nach jenem Anfang, ist das Gebiet des Evang. Lehrervereins, wenigstens am Niederrhein und in den nächstgelegenen Distrikten der Mark, mit einem Netz solcher Bibelgesellschaften überzogen. Auf einem Umwege hat also der große Verein seine früher verloren gegangenen kleinen Kreisverbände wiedergefunden, wofür er Gott danken möge; denn ohne solche kleine Gruppen ist eine über das Land zerstreute Gesellschaft mit einer alleinigen Jahresversammlung so wenig ein wirklicher Verein, als ein aufgeschütteter Steinhaufen ein Gebäude ist. Möchte man doch überall, wo die Gründung eines landschaftlichen Lehrervereins guter Art beabsichtigt

wird, sich diese Wahrheit zu nutze machen: man wird dann vielleicht langsamer, aber desto sicherer bauen.

Es wird jetzt wohlgethan sein, der Idee dieser Bibelkonferenzen, wie man hierzulande sie versteht, noch etwas näher zu treten, — den fernen Lesern zur Verdeutlichung der Sache und dem Evang. Lehrerverein zur Erinnerung, was er in diesen Instituten besitzt, und wie er sich dieselben immer mehr zu nutze machen kann. „Ein jeder nehme wohl in acht, was ihn zu Ehren hat gebracht." Wäre die christliche und näher die evangelische Kirche des stets eingedenk geblieben, wie und wodurch zunächst sie gegründet worden ist, so würde sie jetzt nicht so kopf- und herz- und gliederkrank sein.

Seit der christlichen Wiederbelebung des pädagogischen Gebietes ist es oft gesagt und fast zu einem Gemeinplatz geworden: Die Bibel muß Grundlage der Volksbildung sein. Sehr, sehr wahr; aber bevor dies realisiert werden mag, muß erst noch manches andere anders werden. Soll die heilige Schrift Grundlage der Volksbildung werden, so muß sie vorher auch Grundlage der Lehrerbildung sein. Auf diese beiden Ziele haben die preußischen Regulative bekanntlich mit Nachdruck hingewiesen und, sofern sie im rechten Geiste zur Ausführung gekommen, sind wir diesem Ziele auch näher gerückt. Allein es steht noch viel im Wege, was überwunden und weggeräumt werden muß. Vorab wird die Volksschule und die Bildung ihrer Lehrer erst dann fest und gerade auf ihrem Fundamente, der Bibel, stehen können, wenn auch die höheren Schulen — Gymnasien, Real- und höhere Mädchenschulen — fest und gerade auf dieses Fundament gestellt sind; denn wahre und falsche Theorien schreiten wie das Wasser von den Höhen zu den Niederungen fort, nicht umgekehrt. Es ist nicht wahr, ist auch in vorregulativischen Zeiten nicht wahr gewesen, — wie man angeklagt hat — daß die Volksschule weiter vom Evangelium abgewichen sei, als die höhern Bildungsanstalten: das Umgekehrte ist wahr und zwar heute kaum minder als ehedem. Ist denn damit alles zurecht gestellt, wenn an diesen Anstalten wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht und eine sog. Andacht abgehalten und die Schüler zum Kirchengehen befohlen werden?*) Ist's denn zu viel, wenn jemand fordert, daß jeder Ordinarius in seiner Klasse für die Andacht und die christliche Unterweisung verpflichtet sein, diese Pflicht gern über-

*) Referent ist allerdings der Meinung, daß in den höhern Schulen mehr Religionsstunden sein sollten oder wenigstens täglich eine Andacht im Anschluß an eine Bibellektion; doch will er seine aparte Ansicht gern preisgeben, wenn dagegen unumwunden gelten soll, was H. Thiersch sagt: „Es ist nicht zu wenig Religionsunterricht in den Schulen, sondern zu wenig Religion in den Lehrern."

nehmen und sich um keinen Preis davon dispensieren lassen soll? Ist die Religion bloß Sache der Theologen, oder ist sie nicht vielmehr jedem Menschen, jedem Stande, jedem Fachlehrer ebenso nötig wie die frische Luft? Wenn Hufeland jedem leidlich Gebildeten zumutet, in seinem dreißigsten Jahre seinen Leib und dessen Gesundheitsbedingungen zu kennen: ist es dann zu viel, demselben auch zuzumuten, daß er wisse, wo und wie die Seele Heil und Frieden finden könne? und daß ein studierter Schulmann, welches Zeichens er auch sei, wisse, wie man Unmündige im Wege dieses Heils unterweise? Wir wissen wohl, solche Zumutungen würden den meisten Lehrern an den höhern Schulen höchst lächerlich klingen, so lächerlich, wie es vor 30—50 Jahren in den Ohren der Elementarlehrer geklungen hätte, wenn ihnen gesagt worden wäre, auf ihrem Stundenplan müsse für jeden Tag eine Religionsstunde verzeichnet sein, was doch jetzt Vorschrift ist. Es kommt einem eben alles lächerlich vor, was uns wider den Sinn streicht. „Wie sollen sie glauben, wovon sie nichts gehört haben? wie sollen sie hören ohne Prediger?" — Obschon das Schulwesen nicht so ganz jung mehr ist, so giebt es doch verhältnismäßig noch wenige wissenschaftliche Werke über Pädagogik und Didaktik, die das gesamte Bildungsgebiet umfassen; aber wie viele giebt es unter diesen wenigen, die das Herz und den Mut haben, rund und deutlich zu sagen, was die Bibel für die Bildung überhaupt und insonderheit für die höhern Schulen sein wolle und sein könne? Nimmt man das, was z. B. ein Goethe über die Bedeutung der heiligen Schrift für die Volksbildung gesehen und gesagt hat*) und vergleicht damit, was z. B. Palmer's „Evangelische Pädagogik", von der man doch etwas „Ganzes vom Evangelio" erwarten darf, hierüber den höhern Schulen vorhält, so klingt sein Zeugnis wenigstens in unseren Ohren fast matt und schwach, oder genauer: kirchlich-traditionell. Auch Herder hat, trotz seiner schwankenden theologischen Stellung, in die Bedeutung der heiligen Schrift als Bildungsmittel einen tiefern Blick gehabt und entschiedener dafür gezeugt,**) als die neuere gläubige Theologie, soweit sie um die Pädagogik sich bekümmert, nach ihrem Maß und Standpunkt durchweg bekundet. Summa: Die vielgehörte Rede, die Bibel müsse Grundlage der Volksbildung sein, wird nicht zur Wahrheit werden, bis sie auch Grundlage der Lehrerbildung geworden; — das wird wiederum nicht eher geschehen, bis auch in den höheren Schulen die Bibel ihre rechte, vollwichtige Stelle enthält; — das aber hängt endlich wieder auch davon ab, ob die pädagogische Wissen-

---

*) Goethe's Werke, B. 53, S. 81, Ausg. 1833.

**) Vgl. Herder's Schrift: „Briefe, das Studium der Theologie betreffend."

schaft aus der Bibel lernen mag, was darin für sie zu lernen ist, und ob sie demgemäß für die vollgültige Stellung derselben unter den Bildungsmitteln mit einem unumwundenen Zeugnis eintreten will. Aber auch die wissenschaftliche Pädagogik ist abhängig, zumal wo es sich darum handelt, was die Schriften der Apostel und Propheten in der modernen Kultur und Civilisation überhaupt gelten sollen. Woher soll diese Wissenschaft allein Adlersflügel nehmen, um sich über all den Nebel und Wirrwarr unsers modernen Lebens zur hellen Himmelshöhe aufzuschwingen und das Unglaubliche — die Tugenden Gottes — glauben und predigen zu können? Wie soll die Pädagogie festhalten, daß aller Segen daran gebunden sei, wie man Gott und sein Wort ehre, wenn z. B. der christliche Staat, der die Demagogie handhabt, in den Fundamentstücken der Volkserziehung, in den Gesetzen über die Ehe und über den Sabbath, von dem, was Gottes Wort darüber setzt, ein Beliebiges abziehen zu dürfen meint? Und wieviel erst gilt die Bibel in den Fragen, worin heutzutage allermeist das öffentliche Leben kreist und ächzt und stöhnt, — in den Fragen der politischen und socialen Ordnung? Man kann eine Reihe von theologischen Schriften aufschlagen z. B. von Ehrenfeuchter, Schlottmann, Riehm u. s. w., und man begegnet überall der übereinstimmenden Behauptung, daß die Staatswissenschaft, die Socialistik und noch manche andere wissenschaftliche Disciplinen unendlich viel aus der heiligen Schrift, zumal aus dem Alten Testament, lernen könnten. Aber wo sind die Juristen und Socialisten, die dort lernen wollen? und wieviel — so muß man doch auch fragen — haben ihnen die Theologen vorgearbeitet und dadurch zum Lernen Lust gemacht?*) Haben sie nicht — die gelehrten und praktischen — durch ihr Streiten über die Bibel und neben der Bibel

*) Der als Schriftsteller auf dem Gebiete der Medizin bekannte Dr. Fränkel, weiland praktischer Arzt in Elberfeld, erzählt in einer seiner Schriften: Bei der Ausarbeitung eines Buches über die Hautkrankheiten sei er beim Aufsuchen der ältesten litterarischen Zeugnisse über diesen Gegenstand auch daran erinnert worden, daß in dem ältesten biblischen Buche ein solches Dokument vorliege: Die bekannte Beschreibung des Aussatzes. Als aufgeklärter Jude hatte er seit langem kein hebräisches Testament mehr in der Hand gehabt, vielleicht seit seinen Kinderjahren niemals ein solches mit ernstlicher Absicht zur Hand genommen; jetzt suchte er es in seiner Bibliothek wieder auf. Das betreffende Kapitel im Leviticus wurde gelesen, dann nochmals und zum dritten Male gelesen. Er war ganz frappiert von dieser Beschreibung, die mit so wenigen einfachen Worten doch alles Wesentliche deutlich hervorzuheben wußte. Er dachte, wieviel Worte, ja wieviele Druckseiten unsere jetzige medizinische Wissenschaft dazu gebrauchen und doch schließlich nicht mehr sagen würde, als hier auf so knappem Raume steht. Von dieser rein äußerlichen Beobachtung gefesselt, las er unwillkürlich weiter, und — daß ich es kurz sage — der Mann ist am Bibellesen geblieben, bis er ein Christ wurde.

die Laien vor diesem Buche zurückgeschreckt? — Ziehen wir nun nochmals die Summa: Es ist ein Großes um die Wahrheit, daß die heilige Schrift Grundlage der Volksbildung sein solle, aber eben darum wird ihre Verwirklichung auch durch hundert hindernde Haken aufgehalten; den größten dieser Haken aber haben wir noch nicht einmal genannt: es ist die Heuchelei und der Selbstbetrug derer, welche vor der Bibel alle möglichen Komplimente machen, aber, wo mit ihrer Geltung Ernst gemacht werden soll, sich still beiseite drücken oder sich wiederum durch ein Ahas-Kompliment zu helfen suchen.

Nach dieser Umschau wird dem geneigten Leser die Idee der kleinen Bibelkonferenzen und ihre Bedeutung wohl etwas heller werden. Nicht als ob jene drei Freunde und die, welche ihrem Beispiele folgten, für ihre Person weit ausschauende reformatorische Pläne im Sinne gehabt hätten. Sie folgten, nochmals bemerkt, vorab lediglich einem innern persönlichen Bedürfnis; doch aber war ihnen klar, und die Erfahrung machte sie des immer gewisser, daß der betretene Weg für den Lehrerstand, sofern dieser sich dazu bekennen will, und für die Schule von weittragender Bedeutung werden müsse. Sie wünschten mit dem allbekannten Satze von der rechten Grundlage der Volksbildung vollen Ernst zu machen, soweit dies in ihren Kräften stand, und gingen darum vorab darauf los, ihre eigene Bildung recht fest auf dieses Fundament zu stellen. Die schlichte Thatsache, daß ein Kreis von Schulmännern aus freiem Entschluß jahraus jahrein alle vierzehn Tage einen ganzen Nachmittag der Schriftbetrachtung widmet, ist ein Zeugnis für die Wahrheit, das auch von den blödesten Augen nicht übersehen und vom entschiedensten Widerwillen nicht ignoriert werden kann. Die kurze Geschichte der Bibelkonferenzen hat dies schon zur Genüge bestätigt. Das halte man einmal fest: der Fingerzeig wird weiter führen.*)

---

*) Ein bemerkenswertes Zeugnis über den Einfluß der Bibelbesprechungen berichten uns die Kirchen- und die Litteraturgeschichte Frankreichs.

In der nachreformatorischen Zeit hat sich einmal auch in der katholischen Kirche jenes Landes der Geist eines freien evangelisch-christlichen Lebens mächtig geregt und zwar namentlich auch in Klöstern: es war die sog. Jansenistische Bewegung im 17. Jahrhundert, als deren Mittelpunkt das Cisterzienser-Kloster Port-Royal bei Paris galt. Zwei Namen aus ihrer Mitte — Paskal und Fenelon — kennt man auch in weiteren Kreisen. Die Kämpfe der Jansenisten, den scharfsinnigen und frommen Paskal an der Spitze wider die Jesuitenpartei, und ihre schließliche Niederlage und Ausrottung sind auch bekannt. Weniger bekannt aber ist, daß diese evangelisch-christliche Lebensregung auf katholischem Boden vorzugsweise durch gemeinsame Bibelbesprechungen — Conférences genannt — ihre Nahrung erhielt und daran ihr äußeres charakteristisches Kennzeichen hatte. Der fromme Spener,

Wie vorhin erwähnt wurde, wollten diese regelmäßigen Bibelbesprechungen anfänglich unter den Lehrern wenig Anklang finden, selbst innerhalb des Evangelischen Lehrervereins; draußen aber erhob sich auch heftiger Widerspruch, natürlich mehr hinter der Hand, nicht laut und öffentlich, weil auch die Bibelfreunde still ihren Weg gingen, indem sie ja nicht an andern, sondern lediglich an sich selber missionieren wollten. Manche Lehrer und sogar Pastoren legten bedenklich den Finger an die Nase und fragten einander: Was will das werden? ist das nicht Einseitigkeit, oder führt es nicht dazu? Ein Pfarrer meinte, ob auch wohl die Lehrer hinlänglich biblisch geschult wären, um ohne theologische Leitung sich vor gefährlichen Ketzereien hüten zu können? Ein anderer riet einem Lehrer, er möge doch lieber mit seinen Kollegen eine Konferenz zum Studium der Geschichte und Geographie oder der Naturkunde veranstalten, als sich solchen Bibelbesprechungen anschließen; Bibelstudium sei doch eigentlich nur Sache der Theologen. Ein exquisiter logischer Kopf fand sogar, Bibelkonferenzen zu bilden sei Sonderbündelei, weil daran doch nicht alle sich beteiligen würden; daß diejenigen, welche etwa mit ihm eine Konferenz für Landwirtschaft oder für Gesangübung oder für Rhetorik ꝛc. besuchen, obwohl daran auch nicht jeder sich beteiligen kann oder mag, eben dasselbe thun, nämlich ihrem besonderen Bedürfnis oder ihrer Neigung nachgehen, fiel dem scharfsinnigen Mann natürlich nicht ein. Doch warum sollen wir hier all das Gerede aufzählen, was über die Bibelbesprechungen anfänglich ausgeschüttet worden ist? Die vorstehenden Exempel werden zur Veranschaulichung genügen. Nur einige Bemerkungen möchten wir gegen etliche Widerreden noch beifügen.

Es möchte jemand denken, wo die Bibelkonferenzen reichlich Eingang fänden, da *könnte* doch wohl eine gewisse Einseitigkeit Platz greifen, namentlich in der Art, daß man in andern Beziehungen seine Fortbildung vernachlässige. Gewiß, das *könnte* geschehen, auch ist eine Versuchung dazu nicht zu verkennen, wie überall, wo einer einer speciellen Neigung folgt, entweder der zur Musik, oder der zum Gesange, zur Landwirtschaft u. s. w. Also dieses Bedenken kann man an der Reihe herumschicken,

---

welcher später diese Besprechungen, die er collegia pietatis hieß, auf deutschen protestantischen Boden verpflanzen wollte, mußte darob sein Leben lang allerlei Ketzernamen tragen. „Der Kurfürst von Sachsen,“ so spottete man, „hat einen Ober-Hofprediger berufen und statt dessen einen Schulmeister bekommen.“ —

Aus der Mitte der Jansenisten ging auch die erste vollständige französische Bibelübersetzung hervor — durch Sylvestre de Sacy; und den Schriften Paskals und Fenelons verdankt die moderne französische Litteratur ihre erste Ausbildung und ihren damaligen außerordentlichen Aufschwung. (Vgl. *Goebel*, „Die Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche,“ Bd. II. S. 189 ff.)

und es wird überall an die richtige Adresse gelangen, selbst da, wo keine andere Vorliebe als die zur Faulenzerei oder zum Wirtshaus überwiegend ist. Übrigens wüßte ich auch nicht, welcher Gegenstand dem nicht-studierten deutschen Lehrer für seine Weiterbildung näher läge als die heilige Schrift — noch ganz abgesehen von ihrer Bedeutung für sein inneres Leben, — zumal auf keinem anderen Gebiet ein eigentliches Quellenstudium und damit ein wirklich selbständiges Urteilen auch ohne einen großen Apparat von Vorkenntnissen, Mitteln u. s. w., so leicht zugänglich ist, als gerade hier. Man vergleiche nur, was zu einem Quellenstudium auf dem sprachlichen, historischen, physikalischen 2c. Gebiet erfordert wird. Ich darf wohl wider die vermutete Einseitigkeit auch die Thatsache notieren, daß von den mehr erwähnten drei Freunden der eine, ein Landlehrer, gerade zu jener Zeit eifrig mit dem Erlernen des Englischen und Französischen beschäftigt war und im Verfolg seine Lektion in der That gut gelernt hat, und der andere damals wie späterhin, noch fleißiger als früher seiner Liebe zu naturwissenschaftlichen Dingen nachgegangen ist.*)

*) Wenn eine Bibelkonferenz ihre eigentümliche Wirkenskraft beweisen soll, so kommt freilich viel darauf an, wie sie eingerichtet ist, wie der geistige Verkehr in ihrer Mitte sich vollzieht. Es läßt sich eine solche Konferenz denken, wo der Gedankenverkehr ziemlich langweilig von statten geht, sei es, daß man das Himmel und Erde umfassende Gotteswort in zu enge menschliche Fesseln einschnürt, oder daß man sich nicht gewöhnt, recht viel zu fragen, oder endlich, daß man sich in der Erörterung solcher Fragen schon mit ungefähr zutreffenden Antworten begnügt. Die Übung im Fragen und das ernsthafte Suchen nach der wirklich zutreffenden, nach einer einschlagenden Antwort kann Referent den Bibelfreunden nicht genug empfehlen; denn nichts ist dem Kredit der heiligen Schriften nachteiliger als eine oberflächliche Behandlung. Für Lehrer ist Bengels „Gnomon" dazu noch immer der beste Wegweiser; man kann zwar in der Darstellung (zumal in der deutschen Übersetzung) eine gewisse Lebendigkeit und Frische der neuern Theologie vermissen, dagegen tritt aber auch der heilige Ernst und das sorgfältige Durchforschen des Textes desto entschiedener hervor. Das allerbeste freilich ist, wenn in der Bibelkonferenz sich einer findet, der es versteht, die andern zum Fragen und zum Selbstsuchen der Antworten anzuregen. Die Antworten vorzusagen, wohl gar vorzusagen bevor die Fragen gestellt sind, ist eine heillose, dumm- und schläfrigmachende Methode; dadurch ist schon manch aufkeimendes Interesse an der Schriftforschung wieder erstickt worden.

Referent besuchte einst einen Kollegen, um ein paar Tage bei demselben zuzubringen. Im Verlauf des Gesprächs erzählte der Freund unter anderm mit sichtlicher Freude, daß es ihm gelungen sei, in seinem Schulbezirk einen kleinen Verein zu gemeinsamer Bibelbesprechung zustande zu bringen. Seine Freude hatte teilweise auch darin ihren Grund, daß unter den Mitgliedern des Vereins etliche waren, die sich in separatistischem Sinne von der Kirche fern hielten, und die er wieder zu ihr zurückzuführen hoffte. Da in meine Besuchstage gerade ein Vereinsabend fiel, so lud er mich ein, an demselben teilzunehmen, bemerkte aber dabei, ich dürfe meine

Es möchte ferner einer einreden wollen, er an seinem Teil könne den Zweck der Bibelkonferenzen anerkennen, allein man thue des Guten zu viel; die kleinen Kreisverbände des Evang. Lehrervereins würden besser thun, zu ihrer ursprünglichen Weise in den Jahren 1849 und 1850 zurückzukehren, wo man praktische Schul- und Erziehungsangelegenheiten be-

---

Erwartungen hinsichtlich der Besprechung nicht zu hoch spannen. Diese Äußerung fiel mir auf, da ich den Freund als einen Mann kannte, der zur Leitung einer solchen Besprechung in jeder Beziehung geeignet schien, und die Mitglieder, nach seiner Beschreibung, sämtlich ernstgesinnte und bibelkundige Leute waren. Am Abend fanden sie sich pünktlich ein, ihrer sieben oder acht, schlichte Handwerker. Nach Gesang und Gebet nahm die Besprechung ihren Anfang, oder vielmehr der Vortrag des Amtsbruders; denn er las einige Verse des Kapitels vor und erklärte sie dann ausführlich, wie etwa ein Pastor in einer sog. Bibelstunde. War die Erklärung zu Ende, so fragte er regelmäßig, ob jemand etwas „dawider" zu bemerken hätte. Von den guten Zuhörern sagte dann etwa einer, er sei mit den Erläuterungen einverstanden, oder ein anderer gab etwas aus seiner Erfahrung zum besten, um damit gleichsam noch ausdrücklicher sein Einverständnis zu bezeugen; die übrigen blieben stumm, kurz, eine eigentliche Besprechung kam nicht zustande: der liebe Vorsitzende hatte ihnen faktisch, wenn auch ohne Wissen und Willen, die Zunge gebunden. Ich als Gast hörte natürlich schweigend zu. Als auf diese Weise eine halbe Stunde und mehr verflossen war, wandte sich der Amtsbruder an mich mit der Aufforderung, nunmehr meinerseits auch etwas zum besten zu geben. Mit Fleiß stimmte ich zunächst dem bereits Geredeten ausdrücklich bei, und fügte dann hinzu, daß ich mir erlauben wollte, im Anschluß an den Text einige Fragen zu stellen, über welche sich die Anwesenden gefälligst aussprechen möchten. Die Fragen wurden gestellt und mit einigen Erläuterungen über ihren Sinn und ihre Tragweite begleitet. Aber siehe, wie sich da die Scene veränderte! Es war, wie wenn die Gemüter von einem Banne und die Zungen von geheimen Banden frei geworden wären. In lebhafter und doch friedlicher Unterhaltung ging nun der Abend zu Ende, für alle, wie sie sagten, viel zu früh. Der Fröhlichste aber war der liebe Amtsbruder, dem jetzt ebenfalls auf einmal klar geworden, daß er bisher mit aller seiner Mühe doch die Geister mehr gebunden als frei gemacht hatte.

Wo eine Konferenz sich zu Bibelbesprechungen entschließt, da wird sie in der Regel sich auf Lehrgeldzahlen gefaßt machen müssen. Man darf sich aber nicht abschrecken lassen, wenn es anfangs nicht nach Wunsch gehen will; es lernt niemand schwimmen, wenn er nicht ins Wasser gehen will. Zu der Schwierigkeit, welche in der Sache überhaupt liegt — die sich auch zeigen würde, wenn etwa ein Werk aus unserer modernen klassischen Litteratur gemeinsam durchgesprochen werden sollte, — kommt aber auch noch eine eigentümliche Ungeschicklichkeit, welche wir geschulte protestantische Christen mit an die Bibel heranbringen. Das Übel läßt sich mehr fühlen, als deutlich bezeichnen. Mir kommt es so vor: Durch die Weise, wie vielfach in Kirche und Schule mit der Bibel umgegangen wird, ist über ihre Gedanken ein Netz von fertigen Begriffen geworden, sage von fertigen, denn sie haben sich nicht aus fleißiger Lektüre nach und nach durch selbstthätige Analyse gebildet — gleichsam als ein krystallisierter Niederschlag aus dem flüssigen Stoffe — sondern nach der ehrwürdigen dogmatischen Methode Euklids wurde Lehrsatz oder Begriffs-

sprochen habe; man könne ja *neben* diesen auch jedesmal einen Schriftabschnitt besprechen, nur müsse auch dieses wieder in Absicht auf den Schulgebrauch geschehen. — Sofern diese Einrede ebenfalls aus dem Gefühl eigenen persönlichen Bedürfnisses und nicht aus einer verborgenen Abneigung gegen die Bibelkonferenzen hervorgeht, würde Referent hoffen, bald mit ihr sich verständigen zu können. Er würde sagen: Lieber Freund, ist das deine ehrliche Ansicht, so bleibe dabei und handle danach; lasse aber andere auch ruhig ihrer Meinung nachgehen; lege ihnen nur nichts in den Weg, sie werden dich auch nicht belästigen. Wohnst du in einem Kreise, wo noch keine Bibelkonferenz besteht, so hast du ja freien Raum zu versuchen, ob du unter deinen Kollegen etliche für das gute Bekenntnis des Evangelischen Lehrervereins gewinnen und mit ihnen eine Kreiskonferenz nach deinem Gefallen gründen kannst; es braucht dann zwischen euch und den Bibelbesprechungsfreunden nur der friedliche Wetteifer zu herrschen, wer am treusten vor Gottes Augen im Sinne des guten Bekenntnisses arbeitet, und welche Form der Kreiskonferenzen am längsten bestehen und am besten für den Evang. Lehrerverein missionieren kann. Wohnst du aber in einem Distrikt, wo bereits eine Bibelkonferenz besteht, so möchte ich dir um *deinetwillen* raten, dich zunächst ihr anzuschließen, um dich in aller Treue fleißig daran zu beteiligen. Bleibst du dann nach Jahresfrist noch deiner früheren Ansicht treu, so schlage den übrigen Gliedern vor, sie möchten dir zulieb die Sache etwa so einrichten, daß abwechselnd eine Bibelkonferenz und dann eine Schulkonferenz gehalten werde; du darfst ihnen aber nicht zumuten, die Bibelbesprechung bloß so nebenbei abzumachen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß dabei wenig herauskommt. Wollen jene auf deinen Vorschlag nicht eingehen, so wirst du wohl thun, in aller Geduld den Weg *mit ihnen* zu gehen, bis es ihnen vielleicht später auch gefällt, nunmehr *mit dir* zu gehen. Jedenfalls darf dich deine Minoritätsstellung nicht verleiten, der guten Sache durch üble Nachreden

---

erklärung hingestellt, und dann hieß es: Nun wollen wir in der Bibel den Beweis dafür suchen. Aber wo man auch nicht strikte an diese strenge Manier sich bindet, spielt das Darbieten fertiger Begriffe oder das verfrühte Hindrängen auf Begriffsbildung immer noch eine große Rolle. Die Folge ist das, was jeder an sich selber gewahren kann, wenn ihm später die Augen dafür geöffnet werden: in den biblischen Reden, Sprüchen und Worten, die doch gewiß lebendige organische Gebilde sind, sieht man mehr oder weniger nur starre Petrefakten, die als solche immer noch interessant sein mögen, aber in dem Maße, als sie starr geworden, auch ihre Keimkraft verloren haben. —

Es mag sein, daß irgend ein Leser hierbei denkt, er an seinem Teile spüre von diesem Übel nichts. Er mag recht haben; aber mir gilt das als ein sicheres Zeichen, daß er ein lebendiger Beweis für meine Klage ist.

hinderlich zu werden, sonst könntest du Schaden nehmen. Wenn du aber auch ernstlich bedenken willst, daß die Bibelkonferenzen bereits thatsächlich sich bewährt haben, sowohl in der Erfahrung der einzelnen Glieder, wie in der Geschichte des Evang. Lehrervereins, der eben durch sie erst recht zu Blut und Kräften gekommen ist; wenn du weiter bedenken willst, welche weittragende Bedeutung dem Princip der Sache beiwohnt, für welches Princip diese kleinen Gemeinschaften als thatsächliche, nicht wankende und nicht weichende Zeugen da stehen sollen, bis es unter Gottes Segen mit Hülfe einflußreicherer Mittel und Kräfte zum Siege hindurchgedrungen, d. h., bis der Satz: Gottes Wort soll die Grundlage der Pädagogik, der Lehrer- und der Volksbildung sein, rechtlich und faktisch zur Wahrheit geworden ist, — willst du das ernstlich bedenken und zu Ende denken, so wirst du, wie mich dünkt, dich bald zu jenen energischeren Vertretern des Princips schlagen und nicht mehr wünschen, daß sie ihr Thun jetzt schon abschwächen und zu dir sich schlagen sollen. —

So etwa würde Referent mit Kollegen dieser Art zu verhandeln versuchen und möchte nicht zweifeln, daß er endlich auch auf diesem Boden sich mit ihnen verständigen werde. Natürlich ist dabei vorausgesetzt, daß diese Leute dem an die Spitze gestellten Princip von vornherein nicht abgeneigt seien. Sollten dieselben aber für all unsere Gründe sich ganz unzugänglich zeigen und dabei stehen bleiben, die Bibelkonferenzen seien im Schulstande etwas Fremdartiges, eine „exotische Pflanze," — wie weiland Spener und seine Bibelbesprechungsstunden von der damaligen Orthodoxie genannt wurden —: so würden wir annehmen müssen, den guten Christenleuten sei irgendwo durch Feindes Hand etwas Ähnliches begegnet, wie dort den Knechten Davids (2. Sam. 10, 4. 5), und man könne ihnen nichts Besseres raten, als David riet: „Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart wieder gewachsen ist."*)

*) Außer den genannten Lehrerkategorien, welche sich mit den Bibelkonferenzen noch nicht befreunden können oder ihnen entschieden gegenübertreten, giebt es auch noch eine Art von Gegnern, die fast schwer zu rubrizieren ist. Äußerlich genommen, spielen sie auf kirchlichem Gebiet etwa die Rolle, welche man auf politischem und socialem Boden die der „richtigen Mitte" nennt. Treffender noch möchte ihr Bekenntnisstand „Komplimenten-" oder „Acht-Uhr-Christentum" genannt werden, denn wenn es gilt, vor der Bibel ein Kompliment zu machen, desgleichen vor der Wichtigkeit des Religionsunterrichts und andern christlichen Dingen, so lassen sie es gewiß daran nicht fehlen, vorausgesetzt freilich, daß dies von oben vorgeschrieben ist oder doch gern gesehen wird und ihnen an drittem Orte keinen Schaden bringt. Wäre es vorgeschrieben oder in ihrer Umgebung Mode, dreimal mehr zu glauben, als in dem umfangreichsten symbolischen Buche dargeboten ist, so würde es bei ihnen nicht

Es möchte endlich ein dritter sagen: Ihr lieben Bibelfreunde möget recht und wohl daran thun, das zu ehren, was ihr liebt, und euch zu nähren an dem, was euch Nahrung zu bieten vermag; allein unsereiner steht zu den biblischen Büchern anders; es sind menschliche Schriften, die wir auch nicht geringschätzen, aber sie doch wie alle historischen Kulturwerke unter das Maß nüchterner Kritik stellen müssen; was diese nun über die israelitischen Schriftdenkmäler urteilt, wißt ihr ja auch, nur respektiert ihr dieses Urteil nicht; kurz: ihr macht die Bibel zum Mittelpunkt aller Litteratur und Kultur, uns aber gilt sie zwar als ein schätzbarer, jedoch immer nur kleiner Ausschnitt aus diesem Kreise, dessen belebendes Centrum der natürliche, in stetem Fortschreiten begriffene Menschengeist ist. Also eure Bibelkonferenzen wollen wir euch gönnen, aber wir können uns auf eurem Fuße nicht daran beteiligen. — So etwa möchte ein ehrlicher Fortschrittsmann sprechen; ich sage: ein ehrlicher, und meine einen solchen, dessen ehrliches Gesicht ein offenes deutsches Herz anzeigt. Die Fanatiker des Fortschrittes freilich und die Kulturjesuiten — die führen

---

fehlen, wenigstens nicht an den nötigen Komplimenten; natürlich würde es ihnen auch nicht viel verschlagen, sich mit weniger Glaubensartikeln begnügen zu müssen: jedoch bei dem Mehr wie beim Weniger stets unter der stillschweigenden Bedingung, daß es sich außer der herkömmlichen Acht-Uhr-Religionsstunde nur um die Verpflichtung zu Komplimenten handelt. Autorität und Majorität, wo die hübsch einig sind, da ist ihr behaglichstes Klima, da gedeihen sie zusehends; geraten jene aber in Konflikt, dann wird die Not der Armen groß. Man bückt sich nach rechts, man bückt sich nach links, — und manchmal gelingt's, auf diese Manier durchzukommen, aber zuweilen auch klemmt solch ein armer Schelm jämmerlich die Finger. Einen eigenen selbständigen Gedanken haben diese Mode-Leute nie gehabt, und fiele einem von ihnen einmal wider Willen ein solcher ein, so würde er vor sich selber erschrecken; denn wie soll er denselben wieder loswerden? — Das Wunderlichste von allem Wunderlichen aber ist's ihnen, zu hören, daß eine ganze Konferenz stundenlang über einen biblischen Abschnitt, ja über einen einzigen Spruch sprechen und disputieren könne und doch der Stoff und das Interesse nicht zu Ende gehe. Die Guten haben recht; warum sollten sie sich auch mit Fragen und Disputieren quälen, da für sie die Sache sehr plan und einfach liegt? Kahle Köpfe sind bekanntlich schnell und leicht frisiert. —

Zuweilen scheinen in dergleichen Köpfen auch noch andere als bloße subalterne Geister zu wohnen. So soll es vorgekommen sein, daß einer bei einem Gespräch über Vogt, Moleschott und Genossen mit geheimnisvoller Miene die bedächtige Bemerkung machte, man könne doch nicht gewiß wissen, ob diese Gelehrten im Irrtum wären; während derselbe Mann an anderer Stelle wider ein paar redliche Bibelforscher, die etwas geäußert hatten, was am betreffenden Orte nicht für ganz orthodox galt, den ketzerriechenden Denuncianten spielte. — Doch es muß hiermit genug sein. Wenn Menschen sich selber zu Nullen herabsetzen, — warum soll man sie behandeln, als ob sie Ziffern wären? Habeant sibi!

allerdings eine andere Sprache, mit der wir uns hier nicht weiter befassen wollen. Mit jenen andern Leuten indessen, sofern ihr „Liberalismus" ihnen so viel Liberalität übrig gelassen hat, um auch andern Freiheit zu gönnen, hat Referent je und je gern verhandelt, insonderheit auch über das, was das Höchste und doch jedem das Nächste ist. So möchte er auch dem obigen Sprecher gern Rede stehen. Leider gebricht es aber hier an dem erforderlichen Raum; denn wo zweierlei Anschauungen durch eine so weite Kluft getrennt sind, wie in diesem Falle, da nimmt sich ein solches Zwiegespräch aus, wie wenn ein Europäer und ein Amerikaner über den atlantischen Ocean hinüber miteinander konferieren wollten. So *scheint* es, aber es *ist* nicht immer so; und darum möchte Referent seinen Widerpart geradezu einladen, sich auch einmal eine Bibelkonferenz mit eigenen Augen anzusehen. Es könnte zwar geschehen, daß er eine anträfe, wo man sein Bedürfnis nicht versteht, wo er daher vom ersten Moment an sich fremd fühlt. Wollte er dagegen etwa in des Referenten Geleit einen solchen Gang machen und sich nicht verdrießen lassen, ihn auf freundliche Einladung noch ein und ein anderes Mal zu wiederholen, so würde ihm vermutlich das mysteriöse X, das die Bibelfreunde zusammenführt und fest aneinander bindet, in einem anderen Lichte erscheinen als ehedem. Die Differenzen zwischen seiner und ihrer Anschauung liegen gar nicht da, wo er sie gemeinhin sucht; sie liegen vorab nicht in den Konflikten zwischen Kritik und Dogmatik, oder zwischen Naturwissenschaft und Theologie, oder zwischen Philosophie und Theosophie. Ist ja doch sogar die Zahl der Differenzen zwischen Theologen und Theologen so groß, daß einer, der auf dem heiligen Boden des Glaubens nicht so stehen gelernt hat, wie mit seinen zwei Beinen auf dem irdischen Boden — was bekanntlich im Vergleiche zu dem Stehen eines Stuhls oder andern hölzernen Wesens, eine sehr kunstreiche Operation ist, indem es sich nämlich stets um die Frage handelt, ob der *Schwerpunkt* die nötige *Stütze* behalte — schier oft straucheln und wohl jämmerlich zu Fall kommen kann. Wie gesagt, könnte unser ehrlicher Fortschrittsmann sich mit den Bibelfreunden über die richtige *Fragestellung* in betreff ihrer Differenzen einigen, so würde mehr als die Hälfte der Verständigung geschehen sein, wie ja auch in der exakten Wissenschaft, wo es sich um eine neue Entdeckung handelt, die richtige Fragestellung die Hauptsache ist.*) Versuchen wir's einmal, auf die ent-

*) „Kaum ist bis jetzt eine Anforderung der Gewerbe, der Industrie, der Physiologie durch die wissenschaftliche Chemie unbefriedigt geblieben. Eine jede Frage, *klar und bestimmt gestellt*, ist bis jetzt gelöst worden; nur wenn der *Fragende selbst nicht klar* über den Gegenstand war, über den er Erläuterungen begehrte, blieb er ohne Antwort" (*Liebig*, Chem. Briefe, S. 8).

scheidende Frage mit dem Finger zu deuten, d. h. auf die Stelle, wo nach unserm Standpunkte diese Frage liegt.

Um zu dieser Frage zu gelangen, könnte man von einer Sentenz aus dem Buche der Redlichen ausgehen, etwa von dem Spruche: „Ehrlich währt am längsten,“ oder von einem Diktum aus der „Bibel des modernen Kulturbewußtseins“, wie ein rheinischer Dichterjüngling Goethe's „Faust“ genannt hat. Dieweil es sich aber hier um unsere Judenbibel handelt, so wollen wir auch von ihr den Ausgangspunkt nehmen.

Der Gott der Bibel nennt sich an hervorragenden Stellen „Wunderbar“ — Wunder, Rätsel. Und in der That stimmt damit die Weise, wie er mit den Menschenkindern handelt und durch Männer, die sich für seine Boten ausgeben, reden läßt, gar auffallend überein. Es wimmelt darin, sozusagen, von rätselhaften d. h. widerspruchartigen Erscheinungen und Aussprüchen. Natürlich denke ich hier nicht an das, was man gemeinhin „Wunder“, oder was die historische und sprachliche Kritik „Widersprüche“ nennt, weil dies meinem Widerpart gegenüber vorab außer Disput bleiben muß. Es ist vielmehr das Rätselhafte und Widersprechende gemeint, was gerade nach der ethischen Seite des Verhältnisses zwischen Jehovah und den Menschen in Thaten und Worten sich kundgiebt. Nur einzelne herausgegriffene Exempel zur Veranschaulichung.

Da kündigt sich Offenbarung auf Offenbarung an, bis ein ganzes dickes Buch davon voll ist, und doch läßt der Urheber von sich zeugen: „Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen, und der Könige Ehre, sie zu erforschen,“ — der Könige oder, wie Stier hinzufügt, derer, die gern Könige werden und nicht Narren bleiben wollen. Da sagt ein neutestamentlicher Zeuge: „Seine Gebote sind nicht schwer,“ während doch nach alter und neuester Erfahrung alle, die sie ernstlich angefaßt haben, endlich in die Klage ausbrechen: sie sind wie eine schwere Last, die uns zu Boden drückt; und etliche, die sich auf Tod und Leben an ihnen versucht haben, wie z. B. der bekannte Mönch von Wittenberg, schließlich mit zerbrochenen Gebeinen todesmatt seufzend am Boden liegen. Da sagt Josua, als er das junge Geschlecht in das Land der Ruhe gebracht, auf dem letzten Reichstage zu den Notabeln des Volkes: „Erwählet euch heute, welchem Gott ihr dienen wollt;“ — und als die entschiedene Antwort erscholl, „wir wollen dem Herrn dienen“, da stellt er die Sache auf den Kopf und giebt zurück: „Ihr könnet nicht dem Herrn dienen, denn er ist ein heiliger Gott, ein eifriger Gott, der eure Sünden nicht schonen wird.“ Was ist das? Es lautet ja, wie wenn ein Schriftgelehrter hinträte und sagte: Ich, ich bekehrter Pharisäer, ich will und kann dem Herrn dienen; aber ihr, laßt ihr lieber die Finger davon, es geht euch

doch schlecht dabei, die Last wird euch erdrücken. — Da spricht ein vierter im Psalmbuch: „Bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte," und daneben betet ein geängstigtes und zerschlagenes Herz: „Errette mich von den Blutschulden, — — daß meine Zunge deine Gerechtigkeit rühme." Wie? den Gott der Vergebung und Errettung soll man fürchten, und wenn er uns aus Schulden und Elend errettet hat, so ist seine Gerechtigkeit zu rühmen? Wie stimmt das mit unseren Begriffen von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit? — Nun noch eins: Fast alle Lieblinge Jehovah's, sonderlich die, welche öffentlich für seine Ehre in den Riß traten, hat er in Not und Elend und jammerhaften Tod geraten und, dem Anscheine nach, darin untergehen lassen: Der Erstling fiel unter der Mörderkeule seines Bruders; Moses mußte der Geduldigste sein über alle Menschen auf Erden; Elias seufzte lebensmüde: So nimm nun, Herr, meine Seele; kurz: „welche Propheten hat man nicht verfolgt und getötet?" — und der, welcher einzigartig betete: „Gerechter Vater, die Welt kennet dich nicht; ich aber kenne dich," — der wurde von Jehovah, der doch hatte zuvor predigen lassen: „Er kennet meinen Namen, darum will ich ihn schützen," dahin gegeben in der Feinde Gewalt, daß er von Gott und Menschen verlassen am Galgen hing, ein Wurm und kein Mensch, zum Spott der Leute und zum Skandal des Volkes. Wie? durch den Bericht des grausigen Geschickes seiner Treuesten will Jehovah die Menschenkinder zu sich ziehen, zu seinem Dienst ermuntern? —

Das seien der Exempel genug. Sie zeigen, daß der Bibelforscher in derselben Lage ist, wie der angehende Naturforscher, der z. B. bemerkt, daß das kleinste Steinchen zu Boden fällt, während ein großer schwerer Luftballon in die Höhe steigt. Wer sollte angesichts der äußeren Erscheinungen glauben, daß beiden Vorgängen doch dasselbe physikalische Gesetz zu Grunde liegt. Wie aber der Naturforscher, wenn recht rätselhafte Erscheinungen sich durch die angenommene Hypothese erklären lassen, seiner Ansicht desto gewisser wird; so dienen auch derartige Rätsel aus der biblischen Geschichte dazu, den Suchenden, falls er den Schlüssel gefunden hat, desto zuversichtlicher zu machen. Aber wie und wo findet man den Schlüssel? Wie läßt sich erproben, daß in den berichteten Thaten wirklich der Finger Gottes walte, und die berichteten Worte wirklich im Geiste Gottes geredet sind? —

Alle Darstellungen der heiligen Schriften gleichen einem Gemälde. Jedermann weiß, wer von einem Gemälde den rechten, vollen Eindruck haben will, muß sich zur Beschauung einen bestimmten Standpunkt aufsuchen. Steht er zu weit entfernt, so verschwimmen die Konturen und

Gestalten in ein Farbenchaos; tritt er zu nahe heran, so entdeckt er vielleicht die Leinwandfäden und die Striche der Pinselhaare, aber die Figuren selbst gehen ihm wieder verloren. So auch bei der Bibel. Wer sie als Fremder von ferne beschaut und dabei verharrt, sieht chaotische Massen, und wer ihr als Kritiker und zwar nur als solcher nahe treten will, gewahrt zu seinem Ärger statt des himmlischen Künstlers nur die menschlichen Werkzeuge. Wo aber ist nun der rechte Standpunkt zur richtigen Auffassung? Darüber läßt die Bibel selber keinen Zweifel. Sie giebt darüber zahlreiche Ratschläge und Winke, die in ihrer Mannigfaltigkeit auf die verschiedene Lage und Individualität der Suchenden berechnet sind. Nehmen wir einen dieser Winke heraus und zwar einen, der selbst auf philosophischem Boden legitimiert ist, da schon die alte heidnische Weisheit ihn anerkannte. Es ist das bekannte Wort Davids Ps. 51, 8: „Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen lieget; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit." In Luthers Bibel klingt der Spruch freilich sehr mysteriös, und auch v. Meyer und Stier halten sich zu dicht an Luther und den Wortlaut des Originals, und lassen daher den sehr einfachen Sinn nicht deutlich genug hervortreten, obwohl derselbe aus dem Zusammenhange unschwer zu erkennen ist. Davids Sinn ist nach dem Zusammenhange:*) Du, Gott, hast Gefallen daran, daß einer die Wahrheit in seinem Innersten suche, die dort am tiefsten verborgen ist, ja die man gern noch tiefer versteckt, — daß man wahrhaftig, aufrichtig, offen gegen dich und sich selber sei, daß man sich selbst erkenne und vor dir sich darstelle ohne Feigenblätter und Schminke, ganz so, wie man ist. In dem Maße nun, als der Mensch zu diesem Standort, der jedem Heuchler verboten ist, zu der rechten Selbsterkenntnis und der ungeheuchelten Selbstdarstellung vor Gott gelangen mag: in dem Maße kann und wird ihn Gott seine Weisheit im Verborgenen, das Geheimnis seines Heils erkennen und erfahren lassen. Jener ersten Wahrheit gemäß, betet David in der ersten Hälfte des Psalmes (V. 1—7), nicht in der Manier eines gewissen Armensündertums, das sich nicht genug thun kann in der Aufzählung all der schmutzigen Unthaten, die sein „alter Mensch" begangen

---

*) Ganz deutlich spricht eine französische Übersetzung:

Voilà, tu aimes la verité dans le coeur,
tu m'as enseigné la sagesse dans le secret, —

womit auch die Verdeutschung eines sprachgelehrten Freundes stimmt:

„Du (aber, o Gott) hast ja Gefallen an Redlichkeit im Herzen,
und wirst deshalb im Innersten (Herzen) mich Weisheit lehren."

(Nach Kautzsch's neuer Übersetzung des A. Testaments: „Verlangst du doch Wahrheit im Innern, so thue mir denn im verborgenen [Herzen] Weisheit kund." D. H.)

hat, während es immer auf dem Sprunge ist, die Frömmigkeit seines „neuen Menschen" und dessen noble Gedanken, Worte und Werke auf die andere Wagschale zu legen; sondern er geht auf den geheimen Punkt, wo alle Sünde ihren Ursprung hat: „an dir, an dir habe ich gesündigt" — „ich bin verdrehten Herzens, ich, nicht der alte Mensch, sondern der David;" — und in dem folgenden Verse streckt er nun nach dem Geheimnis des Heils seine Hände aus, nicht nach dem halben, sondern nach dem vollen, ganzen Heil, nach Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Daß in der That das „Erkenne dich selbst" und „gieb den Feigenblättern der Heuchelei den Abschied," der rechte Standort, die subjektive Bedingung sei, um die objektive Wahrheit zu erkennen, darin stimmen die heilige Schrift, die gemeine Erfahrung und die nüchterne Philosophie, von heute bis zu Sokrates und den Apollopriestern in Delphi hinauf, überein. Diese Übereinstimmung von Offenbarung und guter Vernunft will schon etwas sagen, obwohl sie vorab nur die Richtung bezeichnet, in welcher der rechte Standort zu suchen ist. Es fragt sich nun, wie weit die Selbsterkenntnis vordringt, was sie sieht, ob sie die wirkliche Natur des „Selbst" erkennt. Wer z. B. nicht sehen und gestehen kann, daß in seiner Natur etwas verkehrt und verdreht ist, mit dem läßt sich über christliche Dinge vorläufig ebensowenig weiter verhandeln, als mit einem Tauben über Musik. Wird die Verdrehtheit des Herzens zugestanden, so braucht über das Mehr oder Minder derselben einstweilen nicht aufs äußerste disputiert zu werden, vielmehr empfiehlt es sich, vor allem nach dem eigentlichen Keim dieser Verkehrtheit, nach der psychologischen Natur der Sünde zu fragen. Hier ist nun wieder ein Scheideweg: die philosophische Psychologie wird und kann diesem Grundgebrechen so wenig auf die Spur kommen, als die Anatomie und Physiologie die Existenz der Seele, und die Philosophie überhaupt das Dasein Gottes beweisen kann.*) Aber vielleicht vermag doch die theologische Psychologie der philosophischen den Weg zu der „Wahrheit, die im Verborgenen des Herzens liegt", zu weisen? — Auch nicht, denn aus psychologischen Datis läßt sich die Quelle der Sünde im Herzen weder ersehen noch zeigen: sie liegt nicht in den Aktionen der Seele, sondern in der Disposition, aber nicht in der Disposition der Kräfte untereinander, sondern in der Stellung des Herzens zu Gott. Was ist denn in dieser Stellung verschoben? wo sitzt das verdrehte Pünktchen in des Menschen Gemüt?

*) „Gott schuf — ohne diesen Beweis giebt es keinen andern von dem Dasein Gottes." Und den verstehen wir auch nur durch den Glauben. „Das Dasein Gottes leugnen und beweisen wollen, ist im Grunde, wie der selige Voltaire sagt: Sottise de deux parts" (Hamann).

Die beste und einfachste Antwort darauf giebt die heilige Schrift selbst, in Geschichte veranschaulicht und darum einem Kinde schon verständlich: in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Selbstverständlich darf man einem, der erst die Wahrheit sucht und vor allem nach Beweisen fragt, nicht eine solche biblische Antwort als Beweis vorführen wollen. Indessen darum handelt es sich hier ja auch nicht; vielmehr kann es ja nur unser Absehen sein, jenen genau zu orientieren, wo die Scheidepunkte sind zwischen uns und denen, welche die Bibel nicht als entscheidenden Wahrheitszeugen gelten lassen. Freilich könnte es ungeschickt scheinen, daß wir uns an einer wichtigen Frage just auf die älteste biblische Urkunde berufen, weil über diese bekanntlich selbst unter den Bibelfreunden verschiedene Ansichten kursieren. Die einen sehen sie als Sagen, Mythen oder des etwas an; andere wollen sie als eine protokollarische Natur- und Geschichtsbeschreibung betrachtet wissen. Referent vermag weder die eine noch die andere Anschauung sich anzueignen; er muß von jenen ältesten Urkunden der Weltgeschichte höher denken. Gerade bei diesen ersten Kapiteln ist's ihm zu Mute, als könne man da insonderheit den Finger Gottes merken, welcher sich aus dem Himmel herniederläßt, um für die kleinen Menschenkinder etwas von seinem Geheimnis auf die Erde zu schreiben. Mit einem Wort: wir haben es hier mit den Darstellungen eines Sehers zu thun, der nach heiligem Geist Vorgeschichte schreibt, wie andere Seher zukünftige Geschichte geschrieben haben. Worin beiderlei Darstellungen auch verschieden sein mögen, darin sind sie einig, daß sie apokalyptischer Natur sind und danach gelesen sein wollen, daß sie Wahrheit lehren für den, der sie hören will, und daß niemand Erlaubnis hat, etwas hinzu oder davon zu thun.*) In diesem Sinn citiert Referent also ganz unbefangen, auch dem Naturphilosophen gegenüber, was 1. Mos. 3 über die obige Frage von der verdrehten Stellung des Herzens zu Gott zu lesen ist. Das Menschenherz hat sich von einem Lügengeist zwei Lügen inokulieren lassen: einmal den Verdacht gegen Gott, daß er es nicht gut mit ihm meine, und dann den Irrwahn, daß der Mensch auch ohne Gott Einsicht und Verstand über Gutes und Böses habe und sein Glück, sein Leben in eigene Hand nehmen könne. „Siehe da, die Wahrheit im Verborgenen des Herzens!“ — Wer das faßt, und es ist in der That einem Kinde faßbar, der faßt auch, warum die Stimme Gottes in der heiligen Schrift in tausend und aber tausend lieblichen

*) Es sei erlaubt, im Vorbeigehen daran zu erinnern, in welch eigentümlicher Weise die ersten drei Kapitel der Bibel (1. Mos. Kap. 1. 2. 3) mit den drei letzten (Offb. Kap. 22. 21. 20) korrespondieren.

Variationen stets den einen Lockruf hören läßt: „Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig aller Welt Enden," — und warum dies auch heißen kann: „Glaubet," denn „der Glaube allein ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt," — daß mithin der Glaube nicht ein theoretisches Meinen, sondern eine sittliche That heißen muß. Könnte überhaupt die rationalisierende Vernunft einmal auf den Gedanken fallen, daß der Glaube — nicht wie er in diesem und jenem Menschen sich zeigt, sondern wie die heilige Schrift ihn lehrt — wesentlich etwas anderes ist, als ein theoretisches Produkt aus so und so viel Vordersätzen, daß es vielmehr den sinnlichen Wahrnehmungen analog ist, ein Schmecken und Sehen, wie freundlich der Herr ist, ein Vernehmen der Stimme Gottes,*) ein Hinschwinden vor seiner Majestät, — wie gesagt, könnte die rationalisierende Vernunft einmal auf diesen Gedanken fallen, so würde sie eine vernünftige Vernunft zu werden beginnen.

---

*) Aber was heißt das: „Die Stimme Gottes vernehmen?" Wo und was ist diese „Stimme Gottes"? — — Meinetwegen fasse man es vorab in dem weitern Sinne von Ps. 19: Ihr Klang gehet aus in alle Lande und ihre Rede an der Welt Ende; es ist keine Mundart noch Klima, da man nicht ihre Stimme höre. Oder wie Hamann sagt: „Sokrates lockte seine Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes. Plato sagt es den Atheniensern ins Gesicht, daß Sokrates ihnen von den Göttern gegeben wäre, sie von ihren Thorheiten zu überzeugen und zu seiner Nachfolge in der Tugend aufzumuntern. Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muß man fragen: Wer der Propheten Vater sei? und ob sich unser Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwiesen?" — (Hamanns Schriften Bd. II, S. 42.)

Aber in der Letzte dieser Tage hat Gott geredet durch einen, der da zeugte: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt. Ich bin der gute Hirte, und meine Schafe hören meine Stimme." — Gesetzt den Fall, jemand träfe zum ersten Male die Worte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken;" und: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;" und: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben, ohne mich könnet ihr nichts thun;" und: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." — Was wird er von diesen sonderbaren Reden denken? Offenbar wird er sich fragen: „wo stammen sie her? von einem Irrsinnigen? aber sie klingen doch wieder nicht irrsinnig; wie kommen sie denn in eines Menschen Gehirn und Mund?" — Sollte aber einer nicht auch beim ersten Klange dieser Stimme ahnen können, daß sie nicht von unten her ist? sollte er nicht bei sich selbst denken: so hat noch kein Mensch geredet wie dieser Mensch? — —

Gesetzt den andern Fall, man fände irgendwo eine bisher unbekannte geniale Komposition Bach's, jedoch ohne den Autor zu kennen. Wer soll nun über die

„Aber," hören wir fragen, „es ist doch schwer zu übersehen (d. h. zu erkennen), daß der Verdacht gegen Gott und die Anmaßung des menschlichen Ichs in der That die Quelle alles Verderbens im Menschengeschlecht sein, und das zahllose Heer der Sünden- und Elends-

Urheberschaft dieses Kunstwerks endgültig entscheiden? wer wird das Genie Bach's zuerst erraten? Etwa die Klavierbauer und Geigenmacher? Ohne Zweifel hilft hier nicht Mathematik und nicht Juristerei, nicht Baukunst und nicht Malerei, sondern lediglich ein hörend Ohr, ein Sensorium, das dem Genie des Komponisten verwandt ist.

Und wer soll nun über die obigen rätselhaften Worte des rätselhaften Bethlehemiten, über ihren Vollwert, ihre Herkunft, ihre Tragweite Auskunft geben, — ein endgültiges Urteil fällen? Etwa die Musikanten, oder die Astronomen, oder die Chemiker, oder, weil es sich zunächst um Reden handelt, etwa die Philologen und Litteraturhistoriker? Werden sie als ehrliche Leute nicht offenherzig gestehen müssen: „So weit wir die Litteratur und Geschichte der Welt kennen, hat noch nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch?" Stehen sie nicht alle eben auf derselben Linie mit dem schlichtesten Hörer, der dasselbe urteilt? — Freilich giebt es ja viele Hindernisse im Kopfe, im Herzen und im Leben, welche den Menschen, der zu dem vorstehenden Urteile über die Rede und Person Jesu vorgedrungen ist, abhalten, nun auch noch weiter vorzudringen. Darum mag neben der Lebensführung, die in Gottes Hand steht, auch die Apologetik das Ihrige thun, damit solche Hemmungen weggeräumt werden: aber in letzter Instanz handelt es sich bei der Entscheidung doch um ein sehend Auge und ein hörend Ohr, gerade wie dort bei dem Urteil über die Bach'sche Komposition. (Mark. 13, 9. — Spr. 20, 12.) Denn wie jedes geniale künstlerische Werk für sich selbst zeugt und seinen Meister lobt, — aber nur dem faßbar ist, der ein Sensorium dafür besitzt; — so hat auch Christus auf die Frage: wer bist du? geantwortet: „Erstlich der, der ich mit euch rede; — — wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." — Und wie jemand die liebe Stimme seiner Mutter, auch wenn er sie seit seinen Kinderjahren nicht mehr gehört hätte, unter tausend andern Stimmen sicher unterscheiden kann; so weiß auch ein Christ, dem die Worte des Wortes durchs Herz gegangen, kaum Treffenderes zu sagen, als: Sie sind mir in und durch sich selbst gewiß; sie stillen mein innerstes und mein ganzes Bedürfen; wäre dieser Menschensohn mit diesen Worten nicht da, so würde ich mich nicht freuen können, ein Mensch zu sein; aber Gott Lob, ich erkenne in ihnen die Stimme meines Gottes und Heilandes, der gekommen ist, mich und alles, was sich verloren fühlt, zu sich zu rufen. „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Halleluja!"

Freuet euch des Herrn, ihr Gerechten,
Die Frommen sollen ihn schön preisen;

Danket dem Herrn mit Harfen,
Spielet ihm auf dem Psalter;

Singet dem Herrn ein neues Lied,
Machet's gut auf Saitenspiel mit Schalle.

Denn des Herrn Wort ist wahrhaftig,
Und was er zusagt, das hält er gewiß.

gestalten aus diesem Brunnen herfließen soll.“ Zugegeben, daß dieser Überblick vorab schwer ist, aber die furchtbare intensive Kraft jener Lügen läßt sich ja spüren, wenn überhaupt jemand ihr Dasein spürt. Freilich will das nicht an andern, sondern im eigenen Innern besehen sein, oder aber in der Geschichte anderer, die Gott hat schreiben lassen, damit wir daran inne werden, was im eigenen Herzen ist. Freilich auch läßt sich die Intensität jener Lügen nicht in solchem eigenen oder fremden Zustande gewahren, wo noch nicht der geringste Zweifel an denselben, kein Widerstand gegen sie sich geltend gemacht hat, sondern nur da, wo bereits eine positive Wahrheit gegen sie ankämpft, d. i. wo die Stimme Gottes irgendwie sich vernehmbar macht, sei es als Zeugnis des Gewissens wider die Selbstanmaßung, sei es als ein ins Herz gefallener Lichtstrahl der brennenden Liebe Gottes.*) Denn eben um das Vernehmen, um das Erkennen der Stimme Gottes dreht sich alles, um die Anerkennung, daß Gott allein gut sei und aller Mund vor ihm verstopfet werde: in diesem Kampf der menschlichen Selbstbehauptung wider die alles bewältigende Liebe Gottes geht es auf Tod und Leben, wie da, wo das hart gewordene, kalte Eis vor der Sonnenwärme sich behaupten will. Der schmutzige Kohlenstaub, wo er sich erweichen läßt, kann unter dem Einfluß der Sonne im Pflanzenreiche zu einem höhern Dasein verklärt werden, aber der glänzende, harte Diamant ist für das Pflanzenleben verloren, es sei denn, daß die milde Sonnenwärme zur Zornesglut sich verstärke und sein hartes Wesen verzehre (Luk. 12, 5; Hebr. 12, 28. 29). Insonderheit macht sich die intensive Macht jener Sündenwurzeln bemerkbar, wenn dem Menschenkinde je zuweilen ob der Nähe Gottes gar zu warm wird: da wälzt es sich unbehaglich von einer Seite auf die andere, sucht Ruhe und findet sie nicht, weil es die rechte Thür, die enge Pforte zum wahren Sinne der Worte Gottes stets verfehlt. Vermöge des Mißtrauens im Verborgenen des Herzens bleibt dem Armen die Größe der erbarmenden Liebe unfaßbar (Joh. 17, 25), und vermöge des Großmachtskitzels will er das Leben in eigener Hand haben, will es zu seiner Ehre verdienen, statt zu Gottes Ehre und zu seinem Glücke es sich schenken zu lassen (Jer. 10, 23): kurz, das Gesetz der göttlichen Gnadenwahl, das seine Seligkeit sucht, ist ihm eine Thorheit und ein Ärgernis. Werfen wir darauf in der Kürze noch einen nähern Blick.

Wie am Anfang der Tage so durch alle Jahrhunderte hindurch geht die Stimme der heiligen Weisheit dem Menschen nach und ruft und schreit und bittet und fleht: „Adamskind, wo bist du? Besinne dich! Warum

*) Röm. 7, 7. 8.

fliehest du vor deinem Vater im Himmel, dessen Herz sich ängstigt und sorget für dich? *Kehret wieder*, so will ich bei euch wohnen; *wendet euch zu mir*, so werdet ihr selig aller Welt Enden!" So macht sich die Lockstimme des guten Hirten vernehmbar und ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, ja so nahe, daß man sich vor ihrer Zuthätigkeit nicht zu retten weiß. Wenn sie nun gar zu zudringlich wird, dann will das Menschenkind auf einmal fromm werden und spricht wie dort am Sinai und auf Josuas Reichstage: „Ja, alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir thun; wir wollen dem Herrn dienen." Aber mit noch größerer Zudringlichkeit, ja mit Ängstlichkeit ruft dann die Stimme wieder: Vernehmet ihr noch immer nichts? So lange bin ich bei euch und ihr kennet mich noch nicht? *Ihr könnet* mir nicht dienen, ich begehre *euren* Dienst nicht; *ich* will *euch* ja dienen. Höret doch und vernehmet! *Was bedürfet, was begehret ihr?* Lasset fahren, was euch quält, was euch fehlt: ich bring alles wieder. Thut euren Mund weit auf, so will ich ihn füllen. — „Nicht in Diensten, Opfern und Gelübden, *die Gott von den Menschen fordert*, besteht das Geheimnis der christlichen Gottseligkeit, sondern vielmehr in *Verheißungen*, *Erfüllungen*, *Aufopferungen*, die Gott zum Besten der Menschen *gethan* und *geleistet*; — nicht im *vornehmsten* und *größten Gebot*, das er aufgelegt, sondern im höchsten Gute, das er *geschenkt* hat; nicht in *Gesetzgebung* und *Sittenlehre*, die bloß *menschliche Gesinnungen* und *menschliche Thaten* betreffen, sondern in Ausführung *göttlicher Thaten*, *Werke* und *Anstalten* zum Heile der Welt." *) Aber eine That, ein Werk hat der Vater im Himmel durch seinen Sohn also vor die Augen gemalt, daß an diesem Bilde in entscheidender Weise beides kund werde, sowohl die Tiefe des verkehrten Sinnes im Verborgensten des Herzens, wie das Geheimnis des Heils, das aus der Tiefe der ewigen Liebe geboren ist (Ps. 51, 8): es ist das göttliche Werk, wovon die Gemeinde singt:

O Lamm Gottes! unschuldig
Am Kreuzesstamm geschlachtet;
Befunden stets geduldig,
Wiewohl du wardst verachtet,
All Sünd hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen;
Erbarm dich unser, o Jesu.

„Denn nachdem Gott durch *Natur* und *Schrift*, durch *Geschöpfe* und *Seher*, durch *Gründe* und *Figuren*, durch *Poeten*

*) Hamann's Schriften, T. VII. S. 58.

und Propheten sich erschöpft und aus dem Atem geredet hat, so hat er am Abend der Tage zu uns geredet durch den Sohn — gestern und heute! — bis die Verheißung seiner Zukunft — nicht mehr in Knechtsgestalt — auch erfüllt sein wird" (Hamann). Zu der großen Zahl, die niemand zählen kann, welche an dieser entscheidenden Stelle den Abgrund der menschlichen Verkehrtheit erkannt und damit zugleich den Blick für die alle Vernunft übersteigende Liebe Gottes gewonnen haben, gehört auch der Mann, den wir vorhin einigemal reden ließen, der, wie vielleicht keiner vor ihm und nach ihm, auch den Gelehrten und Philosophen die Übermacht der Weisheit von oben fühlbar zu machen verstand. Hören wir zum Schluß, wie er jenen entscheidenden Moment seines Lebens kurz und eindringlich selbst erzählt. (In London, wo damals Hamann sich aufhielt, hatte er endlich auch wieder auf die Bibel sich besonnen, hatte eine gekauft und sich vorgesetzt, dieselbe von Anfang an mit Bedacht durchzulesen und dabei die ihm einfallenden Gedanken niederzuschreiben.) „Je weiter ich im Lesen kam, desto neuer wurde das Bibelwort mir, desto göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber; ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. — Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes, ich las meinen eigenen Lebenslauf, und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volke, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. — Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März (1758) des Abends das 5. Kapitel des 5. Buches Moses, verfiel in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgethan, um das Blut deines Bruders zu empfangen. — — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern als die Stimme des Blutes, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbiges bei Zeiten nicht hörte und fortführe, mein Ohr dagegen zu verstopfen; — — daß eben dieses Kain unstät und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen, und ich konnte es nicht länger — — ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war."*) —

Unsere, den Zweiflern zulieb unternommene Exkursion kann an diesem Punkte schließen (2. Kor. 5, 11). Wie schon bemerkt, wollen die vor-

---

*) Hamann's Schriften, T. I. S. 211 ff.

stehenden Bemerkungen nicht zeigen, wie wir mit einem Jünger der Naturphilosophie disputieren würden, sondern demselben die entscheidenden Fragen aufweisen, wo unsere Denk- und Lebenswege auseinandergehen, und vor allem auch ihn ahnen lassen, daß der Glaube auf andern Fundamenten ruht, als der Fremde gewöhnlich meint. Die redliche Arbeit der Kritik, Naturforschung und Philosophie verschmäht der Gläubige nicht, aber ihre Angriffe auf die Bibel fürchtet er auch nicht, weil ihre Geschosse die Höhe seines Standortes nicht zu erreichen vermögen. „Es ist" — wie Hamann sagt — „einem Christen so unmöglich an Gottes Wort zu zweifeln, als einem getauften Heiden, daran zu glauben. Es ist mehr, als das Zeugnis der Sinne und Vernunft, was zur Religion gehört. Sie hat ein festeres Siegel als den Beifall dieser Unmündigen nötig, dieser bestochenen Hüter, die uns erzählen, was sie im Schlafe sehen. Die heilige Schrift sollte unser Wörterbuch, unsere Sprachkunst sein, worauf alle Begriffe und Reden der Christen sich gründeten, woraus sie beständen und zusammengesetzt seien." — „Jede biblische Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erde und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben; aber auch eine Seele, den Hauch Gottes, das Leben und das Licht, das im Dunkeln scheint und von dem Dunkel nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes offenbarte sich in seinem Worte wie das Selbständige — in Knechtsgestalt, ist Fleisch — und wohnt unter uns voller Gnade und Wahrheit." — Ein Zweifler, der das, die Demut und Liebe Gottes, begreift, ist freilich kein bloßer Naturphilosoph mehr, sondern ein Glaubender.

Wenden wir unsere Betrachtung nun wieder zum Evang. Lehrerverein insgesamt. Durch den Einfluß der kleinen Bibelkonferenzen ist der Verein nach und nach aus seiner Drangperiode heraus und wieder zu Blut und Kräften gekommen. Es klingt seltsam und ist doch wahr: Der laut auftretende Verein hat bei seinem Entstehen lange nicht den Widerspruch erfahren und nicht in dem Maße durch dumme, oder böswillige Verleumdungen hindurchgehen müssen, als dies den kleinen, still einhergehenden Bibelkonferenzen begegnet ist; und dennoch haben eben diese letztern fort und fort zugenommen, und der neue Zuwachs, welchen der Verein in der jüngsten Zeit bekommen hat, ist ihm eben durch jene Missionsstationen zugeführt worden. Diese gehören indes nicht zur statutarischen Vereinsordnung, wie sie auch nicht kraft der Statuten, sondern aus freiem Lebenstrieb entstanden sind; in den Statuten ist jetzt noch nichts von den Bibelkonferenzen zu lesen. Es scheint uns aus mehr als einem

Grunde wohlgethan, dieses freie Verhältnis zwischen dem Verein und seinen Missionsstationen einstweilen aufrecht zu halten. Die Bibelkonferenzen nämlich fordern von ihren Gliedern kein anderes Bekenntnis, als daß sie begehren, an einer Besprechung über einen Schriftabschnitt sich zu beteiligen; ihre Thür steht weit offen; jeder kann kommen und wieder gehen, wie es ihm beliebt. Der Vorteil dieser Einrichtung liegt auf der Hand. Wären diese Konferenzen den Vereinsstatuten eingeordnet, so würde die Teilnahme an ein ausdrückliches Bekenntnis (§ 1) gebunden sein: diese Thür würde manchen, zumal jüngeren Lehrern als zu eng erscheinen; sie würden denken, es schicke sich nicht, so lange Zeit bloß als Gast zur Konferenz zu kommen, und würden daher gar nicht kommen, oder nicht lange genug, um inne zu werden, wie gut und traulich man in dieser Gemeinschaft leben könne. Überhaupt wird der Verein wohl daran thun, nicht alle Bewegungen seiner Glieder statutarisch regeln, oder gar vorschreiben zu wollen: wie in den Bibelkonferenzen ein freiwilliger Dienst entstanden ist und sich bewährt hat, so könnten nach Zeit und Weile in einzelnen Kreisen auch noch andere Thätigkeiten auftauchen und in stillem Wirken dem Ganzen sich nützlich machen. Aber Bewährung ist stets erforderlich. Um deswillen haben die Bibelkonferenzen alle Ursache, für die Widerwilligkeit, welche ihnen lange Zeit begegnet ist, dankbar zu sein: ohne diese Anfechtungen würden sie schwerlich zu der inneren Haltung gelangt sein, deren sie sich jetzt erfreuen. Menschlich geredet, möchte man sogar wünschen, daß sie nicht zu früh allgemeinen Beifall fänden, denn für wahrhaft gute Unternehmungen ist dies kein gesundes Klima.*) — —

---

*) Es folgen eine Reihe statistischer und persönlicher Notizen über Bestand und Leitung des Evang. Lehrervereins. Aus diesem Bericht sind hier nur folgende Abschnitte herauszuheben: „Seitdem der Lehrerverein sich zu einem „Verein von Lehrern und Schulfreunden" konstituiert hat, finden sich die letzteren in der Reihe der Mitglieder auch schon recht ansehnlich vertreten: unter ca. 400 Mitgliedern sind etwa 70 aus andern Ständen, darunter Pastoren, Kaufleute, Ärzte, Bergbeamte, Rentner, Ökonomen. Wenn der Verein die bisher zurückgeschobenen Unternehmungen — die Gründung eines Lehrerwaisenstifts und einer Aspirantenschule — bald ernstlich anzufassen gedenkt, so wird er wohl thun, sich vorher noch fleißig nach neuen „Schulfreunden" umzusehen. Schon jetzt, wo nur einfache Bedürfnisse vorlagen, bezahlten die vermögenden Mitglieder aus andern Ständen meist das Doppelte und Dreifache des gewöhnlichen Beitrags (10 Sgr.). Es wird nicht schwer sein, solche zu finden, die bereit sind, jene Institute kräftig zu unterstützen, wenn nur der Verein sich bestrebt, durch eine feste, echt christliche Haltung und Rührigkeit Vertrauen und Achtung bei ernsten Christenleuten sich zu erwerben." —

„Eine weitere Stufe der Entwicklung hat der Verein im vorigen Jahre dadurch betreten, daß er mit dem seit 13 Jahren bestehenden „Deutschen evang. Schulverein" — einem Verein, der die Lehrer der verschiedenen Bildungs-

Das sei der Schluß unseres Berichtes, oder vielmehr unserer freien Umschau auf dem Gebiete der 17jährigen Vereinsgeschichte. Mit Fleiß hat Referent diese Form gewählt, weil ihm mehr daran gelegen war, dem Leser einen Blick in das innere Vereinsleben zu ermöglichen, als die äußeren Vorgänge und Apparate statistisch genau abzuzeichnen. Nun noch einen herzlichen Wunsch für den Verein selbst.

Seit etwa 20 Jahren haben sich in vielen deutschen Gegenden die Lehrer in größeren Kreisen vereinigt, um allerlei Unterstützungskassen — für Witwen und Waisen, für kranke und emeritierte Lehrer u. s. w. — zu gründen. Es sind treffliche Bestrebungen. Hierzulande kennen wir sie schon längst, nur haben sie sich meist mehr lokalisiert. Doch aber sind noch empfindliche Lücken; der Evang. Lehrerverein möge nicht säumen, zu ihrem Ausbau zu thun, was er vermag. Allein wie der Verein bisher in dieser Richtung nicht seine Hauptaufgabe gesucht hat, so möge er es auch forthin halten. Seine Hauptzwecke sind innerer, geistiger Natur, seine Thaten müssen weiter reichen als die Wohlthaten mit äußerlichen Mitteln; darum müssen auch die starken Wurzeln seiner Kraft tiefer gehen als dort. Darum muß Referent immer wieder an seine Sprüchlein erinnern: „Nach Wahrheit fragt die Seele, welche nach Gerechtigkeit dürstet." — „Ein jeder nehme wohl in acht, was ihn zu Ehren hat gebracht." — „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken." Durch sein Statut hat der Verein zum ersten Spruche sich bekannt; die beiden andern Wahrheiten sind ihm durch Gottes Führungen in seiner eignen Geschichte, der Vereinsgeschichte, vorgehalten und beglaubigt worden. Möchte er in allen seinen Gliedern sich mit Mund und Hand entschieden dazu bekennen und dann durch keinen Wind der Lehre sich sein Ziel verrücken lassen. Es dreht sich alles um Gottes Wort, um die Frage, wie viel dasselbe für die Pädagogik, die Lehrerbildung und die Volksbildung gelten solle; aber in Wahrheit gelten solle, nicht darum, wie viele Komplimente und wie tiefe Bücklinge man vor der Bibel machen, sondern wie man dazu helfen wolle, daß Gottes Wort den ganzen Teig durchdringe.

Es ist dem Verein auf dem Wege seiner Entwicklung ein eigentümliches Pfund in die Hand gelegt worden; erkennt er das nicht und wuchert er nicht damit, so wird das Urteil nicht ausbleiben: das dummgewordene Salz gerät den Leuten unter die Füße. Wie der Mensch sich zu Gottes

---

anstalten (Gymnasien ꝛc.) in den verschiedenen deutschen Landen auf dem Boden des evang.-christl. Bekenntnisses zu vereinigen strebt — in Verbindung und Verkehr getreten ist."

Wort stellt, so stellt sich Gott zu ihm: Gottes Wort ist Gottes Segen, der himmlische Regen, welcher das dürre Erdreich tränken soll. Wehe dem Lande, das ihn umsonst empfängt! Solange eine niederrheinische christliche Kirche und Schule besteht, weiß die Schulgeschichte keine Zeit zu nennen, wo Gottes Segenswort in dem Maße Geltung, Bahn und Lauf im Schulstande gehabt hat, als dies in unsern Tagen der Fall ist. Viele wissen und achten das freilich nicht, die es doch wissen und des sich freuen und dafür dem Herrn danken sollten. Der Evang. Lehrerverein ist mit zum Wächter bestellt, daß der Schule diese Ehre und unserm Volke dieser Segen nicht geraubt werde: möge er seinen Beruf fest machen! Das walte Gott! (Ps. 33.)

Anhang.

Briefliche Äußerungen über Comenius, Landfermann, Hülsmann, Frick, Schüren und Pestalozzi.

1. Comenius.*)

In der Geschichte der Pädagogik treffen wir um die Zeit des 30jährigen Krieges einen Mann, der an pädagogischer Einsicht in einem auffallend hohen Maße über seine Zeitgenossen und Vorgänger hervorragte. Ich meine Amos Comenius, den letzten Bischof der böhmisch-mährischen Brüder. Angeregt durch Baco, den Regenerator der naturwissenschaftlichen Forschung, unternahm er eine Reform des Unterrichts- und Erziehungswesens im großen Stil — von der Mutterschule (Kinderstube) an bis hinauf zu den Universitäten. Sein theoretisches Hauptwerk, die Didactica magna, verbreitet sich über die sämtlichen Schulanstalten. Seine praktischen Lehrbücher (Schulbücher) gelten jedoch vornehmlich den Gymnasien. Er ragt an Weit- und Tiefblick so sehr hervor, daß man ihn mit Recht einen pädagogischen „Seher" genannt hat. Nicht wenige von seinen vorgreifenden trefflichen Ideen sind selbst heute noch nicht vollständig zur Ausführung gekommen. Es liegt dies hauptsächlich daran, daß seine Lebenszeit in Deutschlands unglücklichste Periode fiel, und seine Werke wie so viele andere unter den Trümmern des 30jährigen Krieges verschüttet und begraben wurden. An 200 Jahre lang war er ein fast verschollener Mann. Die Pädagogik mußte sich ohne ihn ihren Weg suchen. Wie viele Irrwege wären uns erspart gewesen; wenn man auf dem von ihm gelegten Grunde und nach seinen sicheren Ratschlägen hätte fortbauen können.

Seine Verdienste liegen aber keineswegs bloß auf dem pädagogischen Gebiete. Auch im Interesse der allgemein-wissenschaftlichen resp. philosophischen Forschung hat Comenius gearbeitet und zwar sein ganzes langes Leben hindurch. Er hatte ein litterarisches

*) Vgl. das Vorwort.

Werk unternommen, das er „Pansophie“ nannte, worin die Ergebnisse aller theoretischen Wissenschaften zu einer einheitlichen rationell-christlichen Weltanschauung zusammengefaßt werden sollten. Es ist leider nicht zu der beabsichtigten Vollendung gelangt, weil er zu sehr auch von anderen Dingen in Anspruch genommen war und überdies fast sein Lebenlang ein umherirrender Exulant sein mußte.

Noch auf einem dritten Gebiete hat der Mann ein bedeutsames Stück Arbeit stehen. Es hängt dies mit der Stellung und Geschichte seiner Glaubensgenossen, der mährischen Brüder, zusammen. Diese „Brüder“ sind eine in kirchlicher Hinsicht sehr wichtige und interessante Gemeinschaft gewesen. Ihre Entstehung schreibt sich teils von den Waldensern, teils von den Hussiten her. Sie waren offenbar originaler als unsere protestantischen Kirchen und in der Praxis unzweifelhaft gereifter und edler. Schade, daß sie infolge der Kriegsnöte und der Verfolgungen ihre Selbständigkeit einbüßen mußten. Comenius war ihr letzter Bischof. In der Zerstreuung schlossen sie sich teils an die reformierten Gemeinden der östlichen deutschen Gegenden, teils an die Zinzendorfsche Brüderkirche an. Abgesehen von dem, was Comenius für seine ihm befohlenen Glaubensgenossen gethan hat, ist er auch zeitlebens mit allem Eifer für eine Vereinigung resp. Verständigung der getrennten christlichen Konfessionen thätig gewesen. Auch in diesem Betracht steht er nicht bloß unter seinen hadernden Zeitgenossen hoch da, sondern kann auch für unsere Zeit in diesem wichtigen und nötigen Werke ein hellleuchtendes Vorbild sein — sowohl im Wollen, wie im rechten Thun. Und gerade auf die rechte Weise kommt hier fast alles an. Seine pädagogischen und seine wissenschaftlichen Arbeiten standen im Dienste dieser Friedens- und Unierungsidee, und erhalten daher erst von hier aus ihr volles Licht.

Welch eine großartige geschichtliche Figur ist doch dieser gejagte, geplagte und trotzdem immer unermüdlich schaffende Mann gewesen.

Dazu kommt noch, daß Comenius eine durch und durch achtungswürdige und obendrein für jeden ausnehmend sympathische Persönlichkeit war, — ein echter Jünger Christi. Sein letztes kurzes Wort, das der 87jährige Greis im Druck ausgehen ließ, gleichsam als sein litterarisches Testament — überschrieben: Unum necessarium — spricht sich so bescheiden, demütig und friedevoll aus, daß es wie ein altapostolisches Abschiedswort klingt, und man es nur mit tiefer Herzensbewegung lesen kann.

Mir ist der Mann immer eine Lieblingsgestalt gewesen. Wie Du Dich vielleicht erinnerst, hängt sein Bildnis in meiner Stube über dem Sofa an einem Ehrenplatze. Seit vielen Jahren trug ich mich mit dem

Gedanken, im Ev. Schulblatt sein Lebens- und Charakterbild zu zeichnen; leider ließen die anderweitigen Ansprüche und die Leibesgebrechen es nicht zur Ausführung kommen.

Zu meiner großen Freude ist jetzt, wo sein 300jähriger Geburtstag heranrückt — 28. März 1592, — die gewisse Aussicht vorhanden, daß sein Andenken im deutschen Volke in würdiger Weise zu Ehren kommen wird. Eine Anzahl Comenius-Verehrer aus den gelehrten Kreisen und andern angesehenen Stellungen hat sich vereinigt, um zu dem genannten Zwecke eine Comenius-Gesellschaft (nach Art der Goethe-, der Shakespeare- u. s. w. Gesellschaft) zu gründen.

Für die Pädagogik kann das Unternehmen von großer Bedeutung werden. Hier kommt ein Werk und eine Feier zustande, wo Schulleute mit Männern der Wissenschaft und Männern der Kirche in treuem Bunde vereinigt sind. Das ist noch nicht dagewesen.

An den Begründer der neuen Gesellschaft, Archivrat Dr. Keller, schreibt er gleichzeitig:

„Mit großem Interesse und lebhafter Freude habe ich den mir gütigst übersandten vertraulichen „Aufruf" gelesen. Ihr Plan läßt mich einen langgehegten sehnlichen Wunsch in Erfüllung gehen sehen. Comenius ist mir von jeher einer der achtungswürdigsten, sympathischsten und interessantesten Persönlichkeiten der christlichen Kulturgeschichte gewesen. Insbesondere hat mich in Ihrem Aufruf gefreut, daß nicht bloß die pädagogische Seite seines Wirkens ins Auge gefaßt werden soll, sondern auch die wissenschaftliche und religiöse. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die pädagogische Seite erst dann ins rechte Licht treten kann, wenn die beiden andern Seiten vollaus mit berücksichtigt werden. Freilich gilt auch das Umgekehrte. Viele der wissenschaftlichen sowie der religiösen Bestrebungen unserer Zeit würden wesentlich gesunder sein, wenn sie überall von einem lebhaften Interesse für die pädagogische Aufgabe der Gesellschaft begleitet wären. Auch das lehrt uns das Beispiel unseres Helden. Er war ein ganzer Mann, und weil er das war, darum ist er nach allen Seiten hin vorbildlich groß geworden — auch im Ertragen und Ausharren in der Trübsal."*) —

---

*) Bei einer Comeniusfeier in Barmen hielt Dörpfeld anknüpfend an einen Vortrag über Comenius „eine längere, höchst interessante Ansprache, deren Hauptgedanken etwa folgende waren: Comenius' Persönlichkeit erinnert an ein Bild in einer Prager Kirche, von dem die Legende erzählt, daß es immer etwas größer sei als der Beschauer. Zum vollen Verständnis seiner Person und seines großartigen Wirkens müssen wir seiner Genesis nachforschen. Er konnte, wie Mager nur aus

2. Landfermann.

An die Witwe von Geheimrat Landfermann, die ihm die Biographie des Verstorbenen gesandt, schreibt Dörpfeld in seinem letzten Lebensjahre u. a.:

„Ich erinnere mich keiner litterarischen Weihnachtsgabe, die mir so viele Freude gemacht hätte als die Ihrige. Welch ein reiches Leben führen diese Erinnerungen vor, — reich in jedem Betracht. Was für ein Lehrer und Schuldirektor war dieser Mann! Was für ein Schulrat! Was für ein Patriot! Welch ein Jünger Christi in Wesen, Werk, Selbstverleugnung und gottergebenem Dulden! — Welch ein Hausvater! — wie Sie, seine geliebte Hausmutter, noch besser wissen, als das Buch es schreiben wollte und konnte. Er war in allem ein groß angelegter und groß ausgewachsener Mann; und das Große war immer echt, lauter und gediegen,

---

dem Bergischen, nur aus den böhmisch-mährischen Brüdern hervorgehen. Diese sind Reformatoren vor der Reformation, sie stammen nicht von Hus ab, sondern hingen mit den Waldensern zusammen, und diese sind Nachkommen altchristlicher Gemeinschaften aus den Zeiten Konstantins. Damals wurde das Christentum Staatsreligion, viele Christen erkannten aber die Staatskirche nicht an, weil sie sich in Gewissenssachen keinem Zwang unterwerfen wollten; sie bildeten daher besondere Gemeinschaften, und gründeten, weil sie zur Abhaltung besonderer Gottesdienste keine Erlaubnis bekamen, Innungen, berieten hier ihre Handwerksangelegenheiten und hielten nachher ihre Erbauungsstunden ab. Die mährischen Brüder wollten auch von einer Staatskirche nichts wissen und duldeten in Gewissenssachen keinen Zwang; sie zeichneten sich ferner aus durch ihr allein auf die Bibel gegründetes Christentum, durch werkthätige Frömmigkeit, durch eine freie, auch die Mitwirkung der Laien in Anspruch nehmende Kirchenverfassung und durch ihre Sorge für Bildung und christliche Jugenderziehung in Zucht und Vermahnung zum Herrn. Für das Bildungswesen gaben sie viel Geld aus; fähige Jünglinge, so auch Comenius, ließen sie auf Kosten der Gemeinde ausbilden und studieren. Das kleine Häuflein der „Brüder" hatte vor dem dreißigjährigen Kriege drei Buchdruckerpressen in Betrieb, für das übrige Böhmen und Mähren genügte eine einzige. Sie besaßen schon damals eine leider nicht wieder aufgefundene Kinderbibel; so weit sind wir nach 300 Jahren noch nicht gekommen. — Comenius ist auf allen Gebieten wahrhaft großartig, vielseitig, achtunggebietend. Als Theologe wirkte er versöhnend, er sah schon damals den Riß kommen, der heute die Gebildeten von der Kirche trennt, und wollte in seinen pansophischen Schriften zeigen, daß die Schöpfungsoffenbarung und die Erlösungsoffenbarung sich nicht widersprechen, sondern Werke desselben Gottes sind. Als Pädagoge hat er, mit Ausnahme der noch weiterer Untersuchung bedürfenden Idee von den kulturhistorischen Stufen, alle wichtigen, heute anerkannten Grundsätze aufgestellt. Erst heute gehen den Leuten die Augen auf über diesen großen Mann. Was 300 Jahre unter der Asche gelegen, wollen jetzt Gelehrte, Theologen und Pädagogen zu Tage fördern. Hoffentlich werden Wissenschaft, Theologie und Pädagogik von dem großen Comenius vieles lernen, was ihnen zum Segen gereicht." (Ev Schulbl. 1892, S. 200 f.)

und diese Gediegenheit war innerlich immer noch vollwichtiger, als es sich äußerlich merkbar machte. Wie beschämend klein und armselig kommt sich unsereiner dagegen vor, selbst wenn man auch nur allein an die Hausvaterstellung denken will. Es gehört zu meinen liebsten und wertvollsten Erinnerungen, den teuern Mann persönlich gekannt und mit ihm in näherem Verkehr gestanden zu haben. Er ist mir mehr zum Segen geworden, als er selber es wissen konnte. Zu diesem Segen rechne ich auch, daß ich jetzt seine Lebensgeschichte lesen kann. Sie hat mich kräftig aufgerichtet, gestärkt und erbaut."

In einem Brief an einen jüngeren schlesischen Kollegen heißt es:

„Sie werden bemerkt haben in meiner Schrift, daß ich dem Votum Landfermanns ein großes Gewicht beilege. Wo haben wir sonst in der Litteratur ein solches Votum zu Gunsten unserer Sache — von einem so hoch gestellten Beamten und schon vor mehr als dreißig Jahren, und so unverhohlen und in einer amtlichen Schrift an einen Minister? Und dazu von einer Persönlichkeit, die wegen der seltenen Gediegenheit des Charakters überall, rechts und links, in großer Achtung stand und steht.

Landfermann ist ein alter Burschenschafter, der — ähnlich wie Fritz Reuter und viele andere — zu Anfang der zwanziger Jahre f ü n f J a h r e l a n g auf der Festung gesessen (oder wie er zu sagen pflegte: „fünf Jahre auf Avancement gedient") hat. Ein so edler wie starker Wein ging aus diesem schweren Gärungs- und Läuterungsprozesse hervor. Niemals ist mir ein Mann begegnet, der so ganz und voll einen Ritter ohne Furcht und Tadel darstellte, wie Landfermann, bei aller Festigkeit doch mild und leutselig, im Notfalle freilich auch derb-grob wie Eichenrinde. Die Volksschullehrer mögen nicht häufig einen rücksichtsvolleren Schulrat gehabt haben; manche der höheren Lehrer fanden ihn weniger bequem. An seiner Person ist alles großartig zugeschnitten: wie die äußere Gestalt, so auch die Intelligenz und die Gesinnung. Die Gestalt erinnerte in den kräftigen Mannesjahren an die Eichen seiner westfälischen Heimat. Sein Wissen — er war klassischer und germanistischer Philologe — war wahrhaft kolossal, namentlich in den Sprachen, in Litteratur und Geschichte. Eine besondere Zugabe zu seinem Fachwissen verdankte er der „Festungstid", wo mehrere Jahre lang Bibel und Gesangbuch die einzige Lektüre gebildet hatten — nebst dem Aristophanes, den er in den Stiefeln mit ins Gefängnis geschmuggelt hatte. Den Aristophanes wußte er in seinen alten Tagen noch auswendig; und bei den Seminar- und Lehrerprüfungen erstaunten die Prüflinge samt den theologischen Lehrern oft nicht wenig über die Bibelfestigkeit und Kirchenliederkunde dieses

philologischen Kommissarius. Freilich war ihnen meistens unbekannt, daß er nach seinem philologischen Triennium noch zehn Semester lang vornehmlich deutsche Theologie studiert hatte und dazu mit dem Herzen und praktisch, was auf den hohen Schulen nicht immer geschieht."

„In einer größeren Lehrerkonferenz, wo auch der alte Harnisch zugegen war, verfocht ich (bei einer Verhandlung über das Kirchenlied in der Volksschule) wider die Mehrzahl der anwesenden Kollegen und Pastoren die Ansicht, daß nur eine sehr, sehr mäßige Zahl ganzer Lieder (und daneben einzelne Strophen) obligatorisch gelernt werden dürften, — von den Schwachbegabten überhaupt nur Einzelstrophen, — auch deshalb, damit das freiwillige Lernen desto mehr Raum erhalte. Landfermann, vom Vorsitzenden (Zahn) um sein Urteil befragt, trat entschieden auf meine Seite; bei dieser Gelegenheit entfiel ihm die Bemerkung, daß er in jüngeren Jahren an 1000 Kirchenlieder auswendig gewußt habe, — 800 würde er auch jetzt noch wohl „leisten" können. Da haben Sie einen ziffernmäßigen Maßstab zur Abschätzung des Wissensumfanges und — des Fleißes dieses Mannes."

„Nach seiner Festungszeit avancierte Landfermann in seiner Karriere sehr rasch, wie auch die meisten andern seiner Leidensgenossen, wenn sie sich brauchbar zeigten. (Das war einer der idealen Züge Friedrich Wilhelms IV., der schon als Kronprinz sich den echten Burschenschaftern nützlich zu machen wußte.) Landfermann wurde schon früh Gymnasialdirektor in Duisburg und nach etlichen Jahren Provinzial-Schulrat in Koblenz, wo ihm alle evangelischen höheren Schulen der Rheinprovinz unterstellt waren, samt den evangelischen Seminaren, und überdies in den ersten fünfzehn Jahren noch die evangelischen Volksschulen des Regierungsbezirks Koblenz."

„Von der Ritterlichkeit dieses trefflichen Schulbeamten — auch zum Schutze seiner Untergebenen — wäre manches zu erzählen, wenn es mündlich geschehen könnte. Ein redendes Beispiel ist aber gerade das citierte Votum, indem das betreffende Gutachten Landfermanns zum Schutze Zahns eintrat und zwar, als Zahn bereits den Zorn des Ministers gefühlt hatte. Es war viel, daß sich nun der Minister durch Landfermann sagen lassen mußte, er habe Z. unrecht gethan."

3. Hülsmann.

„Unser lieber Professor Hülsmann steht für seine Person auf dem Ewaldschen Standpunkt,*) und doch hat er gerade unserer rheinischen Kirche die entschiedensten Geistlichen vorgebildet. Der Herr siehet das Herz an, das ist die entscheidende Sache."

---

4. Frick.

„Frick war ein Vorbild seiner Standesgenossen — einmal hinsichtlich der eigentlichen Berufsaufgaben, sodann hinsichtlich des Verkehrs und Zusammenschlusses mit den Volksschullehrern und endlich des lebhaften Interesses für die Schulverfassungsfrage. In einen kurzen Ausdruck gebracht, kann man sagen: Frick war im großen Stil der Vertreter des pädagogischen Gewissens. Wieviel besser würde es um die Anliegen der höheren Schulen wie der Volksschulen stehen, wenn in jeder Provinz auch nur ein einziger Frick gewesen wäre."

„Nun ist er uns entrissen! Nicht bloß das höhere Schulwesen hat viel an ihm verloren, sondern auch die Volksschule. Wer soll diese große Lücke ausfüllen? Mir ist sehr wehmütig ums Herz. Auch speciell unser Herbart-Verein hat reichlich Ursache, um den Entschlafenen zu trauern. Ein einziger selbstdenkender Mann, auch wenn er jeweilig irren sollte, ist meines Erachtens für unsere Sache mehr wert als ein Dutzend solcher, die nur ihren gut eingelernten philosophisch-pädagogischen Katechismus aufzusagen wissen."

---

5. Schüren.

„Bis vor kurzem habe ich geglaubt — und als Regel halte ich es auch noch fest — daß die Seminarlehrer, wenigstens die Direktoren, studierte, gründlich durchgebildete, mit weitem, freiem Blick begabte Leute sein müssen. Im vergangenen Herbst habe ich mich aber bei einem Besuch in Osnabrück überzeugt, daß Männer wie der Ober-Schul-Inspektor und Seminar-Direktor Schüren (der bekanntlich ein Soester Seminarist ist und von der Pike auf gedient hat) ganz andere Seminar-Direktoren und Schul-Inspektoren sind, als solche, die frisch aus dem Pfarramte

---

*) Wir würden etwa sagen: „er vertrat die historisch-kritische Schriftforschung."

herkommen. Ich hätte nicht nötig gehabt, die Unterrichtsstunden zu besuchen; schon die ganze bauliche Einrichtung des Seminars (die unter dem Stüveschen Ministerium bis ins kleinste genau nach Schürens Vorschlägen ausgeführt worden) die Haus- und Lebensordnung, von den Studier- und Schlafzimmern an bis zum Laboratorium (!!) hin, bekundeten zur Genüge, daß hier der Geist eines Mannes vom Fach, eines „barmherzig gewordenen" ehemaligen Seminaristen, eines mit ganzem Gemüt und allen Kräften den Jünglingen sich hingebenden „Vaters" waltete. Die Wohnräume der Seminaristen (für je drei oder vier), desgleichen die Schlafstuben (ebenfalls für je drei oder vier), das Essen ꝛc.: alles war einfach, schlicht, aber gemütlich-einladend, wie es für ein Seminar für Landschulen paßt, aber auch darauf berechnet, den wohlgesinnten jungen Leuten den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Haus- und Lebensordnung, oder besser: das Leben der Seminaristen (25 mit dreijährigem Kursus) war so frei und satzungslos, daß Herr Stiehl und ähnliche preußische Schulräte ob solcher Anarchie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würden. Und doch konnte Herr Schüren behaupten, daß er in sechs Jahren keinen ernstlichen Disciplinarfall hinsichtlich der Lebensordnung zu rügen gehabt hätte. Schüren aber ist kein Libertiner, sondern ein sehr ernster Mann, ein echter christlicher Liberaler, der sich selbst aufs strengste bindet, aber andern gern viele Freiheit läßt. Sein Arbeitszimmer ist das unruhigste im ganzen Hause, unmittelbar an der Hofthür, wo man durch das von allen Seiten hereintönende Orgel-, Klavier- und Geigespiel zur Verzweiflung kommen sollte. Neben der Leitung des Seminars hat der Mann auch noch sämtliche Landschulen des Fürstentums Osnabrück zu inspizieren und den Sitzungen des Land-Konsistoriums in Schulangelegenheiten beizuwohnen. Es ist mir unbegreiflich, wie dieser Mann das aushalten und leisten kann; freilich ist er auch vor der Zeit alt geworden. Mir ist ganz weh ums Herz, wenn ich daran denke, daß unser Preußenland solche Leute nicht gebrauchen kann, während ein Land, wo ein einseitiges Luthertum dominiert, sich seiner Dienste dankbar freut, freilich auch vielfach hemmt. Was für ein Segen, wenn wir den Mann im Regierungsbezirk Düsseldorf hätten!! Wenn der seinen Einzug als Direktor in Mörs oder als Schulrat in Düsseldorf hielte, dann glaube ich, daß ich vor seinem Wagen hertanzen müßte, wie David vor der Bundeslade." — —

6. Pestalozzi.

Den Schluß dieser Briefauszüge und des ganzen Bandes von den „Lehreridealen" bilde eine Briefstelle, in der Dörpfeld sich über das tiefinnerste Wesen Pestalozzis und anderer führender Geister, insbesondere über seine ihm teuer gewordenen Idealgestalten und Heldenpersönlichkeiten in einer für ihn besonders charakteristischen Weise ausspricht.

„Was mich zu Pestalozzi hinzieht, ist zunächst nicht ein Individuelles, was ihm allein zukommt, sondern ein Allgemeines, was sich mitunter noch anderswo findet. Es ist das Originale, das Naturwüchsige in seiner Denkungsweise, Sinnesart und in seiner ganzen Persönlichkeit. Man verstehe — nicht das Absonderliche, Sonderbare, Originelle, sondern das Originale."

„Es muß aber noch ein Zweites hinzukommen. Eine solche Persönlichkeit muß von einer ethischen Lebensaufgabe getragen sein, einen sittlichen Charakter haben; Kopf und Herz, Denken und Streben müssen zusammengehen."

„Wo beide Stücke zutreffen, da findet sich in der Regel auch noch ein Drittes — ein (scheinbares) Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen der Kraft und den vorgesteckten Zielen, ein Mißverhältnis, das um so größer ist, je stärker das Sehnen ist, und je höher demnach das Ziel steht — also ein gewaltiges Ringen mit Hindernissen, sei es im Denken oder im praktischen Streben, mit inneren oder mit äußeren, kurz, das, was die Christensprache „Kreuz" und die Volkssprache „Querstriche" nennt, und der Kampf mit allen diesen Widerständen."

„Die Persönlichkeiten, in deren Leben dieser Dreiklang ertönt, — diese und nur diese sind für mich die eigentlichen Lichter in der Geschichte der Menschheit auf dem Wege zur Humanität, — die großen Ziffern in den hohen Stellen der Tausende und Zehntausende, — die keuchenden Lokomotiven des langen menschlichen Reisezuges nach dem Lande der Gesundheit, Freiheit und Mannbarkeit."

„So die äußere Signatur dieser Persönlichkeiten."

„Wo hat man aber die Wurzel, die Quelle dieser drei Eigenschaften zu suchen? Sie muß innen liegen, nicht außen, — und tiefer als jene Eigenschaften."

„Als diese Quelle und somit als das eigentliche Charakteristikum solcher Licht- und Kraftmenschen ist mir immer dies erschienen, daß sie sich an dem Vorhandenen, Gegebenen, Gefundenen nicht genügen lassen konnten, daß sie nach etwas Besserem, Höherem, Vollendeterem begehrten, — kurz, in der „Sehnsucht"."

„Die Sehnsucht sieht auf das, was fehlt, und strebt, es zu ersetzen; und aus diesem Sehnen erwächst und erstarkt auch die Kraft zum Streben. Das größere Sehnen — nicht die größere intellektuelle Begabung ist die Wurzel des Genialen. Die Kraft des Genies sitzt zunächst im Herzen, nicht im Kopfe; erst hinterher, erst durch die Triebkraft, die aus dem Herzen kommt, geschieht es, daß der geniale Geist auch intellektuell über andere hervorragt. In diesem Sinne erklärt sich nur auch die Erscheinung, welche Goethe richtig bezeichnet — der Unterschied zwischen Talent und Genie — aber nicht erklärt:

> Was die Epoche besitzt, verkünden hundert Talente,
> Aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt."

„Ein „Mann der Sehnsucht" und ein „Mann von Genie" sind mir daher gleichbedeutende Ausdrücke — nur dadurch unterschieden, daß dort die Wurzel und hier die Frucht genannt wird. Die Urgestalten dieser Lichtmenschen und ihr reinster Typus sind die altbiblischen „Schauer" oder „Seher". Vielleicht möchte auch der alte Name „Prophet" bezeichnender sein als der neumodische „Genie"."

„Mit diesem Wurzelmerkmal der Sehnsucht nach dem Besseren, Gesunderen, Originalen und dem Arbeitsmerkmal des „Ringens" nach diesen Zielen hängt auch ein Merkmal in den Leistungen zusammen, das auf den ersten Blick mit dem Namen „Lichtmensch" nicht zu stimmen scheint — ich meine die Dunkelheit, Unbestimmtheit, Unklarheit, welche ihre Gedanken und Darstellungen häufig an sich tragen, — ein Merkmal, das namentlich dann stark in die Augen fällt, wenn man ihre Produktionen mit denen des Talentes vergleicht. Daher das bekanntlich so verschiedene Geschick beider Menschenarten: die Talente werden schnell kund, kommen bald zu Ehren, machen Karriere und gelten dem großen Haufen ihrer Zeitgenossen gewöhnlich für Genies, — die wahren Genies dagegen kommen in der Regel erst bei den nachfolgenden Geschlechtern zu Ehren, müssen unter ihren Zeitgenossen wunderliche Köpfe heißen und leider obendrein nicht selten darben und Verfolgung leiden. Sieht man übrigens schärfer zu, so reimt sich ihre Dunkelheit mit ihrer Lichtnatur ganz gut; — sie ist in der Regel geradezu untrennbar, gereicht ihnen auch nicht weniger zur Unehre als dem Krieger seine Wunden und Narben. Vorab muß beachtet werden, daß ihre Produktionen darum noch nicht an sich dunkel sind, weil sie andern, zumal ihren Zeitgenossen, so erscheinen. Zum andern fehlt es ihnen manchmal an Zeit, um auf die Klarheit der Darstellung die nötige Sorge zu verwenden; sie haben eben mit der Urproduktion genug zu thun. Aber das alles ist nicht der Hauptgrund ihrer Dunkelheiten, sondern dies, daß sie beim Schreiben Ringende

waren, noch nicht Sieger über alle Finsternisse, und daß sie vermöge ihres stärkeren Verlangens nach Erkenntnis, nach Licht, mit dem Maß von Einsicht, was sie besaßen und womit andere sich gern begnügt haben würden, sich eben nicht begnügten, sondern noch tiefer schauen wollten. Das seichte Wässerlein kann so klar sein, daß man bis auf den Grund zu sehen vermag; das tiefere Wasser wird niemals diesen Grad von Klarheit zeigen können. Gerade durch die Schwächen, die Dunkelheiten, bieten die Schriften jener Männer einen zwiefachen Vorteil: einmal lassen sie erkennen und fühlen, wie sie gerungen haben, denn man sieht sie gleichsam noch im Ringen begriffen; und zum andern zeigen die dunkeln Stellen an, wo besondere Tiefen sind, wo noch eine Arbeit übrig und lohnend ist — wo also der Nachkommende am Ringen teilnehmen kann. Eben darum bleiben diese Schriften so wirksam, so fruchtbar. Man kann sich an ihnen nicht satt lesen und kehrt immer wieder gern zu ihnen zurück. Mir wenigstens geht es so. So ist mir z. B. Herbart sympathischer in allen seinen Schriften als seine Jünger in den ihrigen, obwohl diese manches klarer gestellt haben, als er es zu thun vermochte. So sind mir — manche der früheren Schriften Kants lieber als seine späteren, die seinen Ruhm begründet haben. Als Lieblinge unter den Lichtmännern stehen (bei mir) (für meinen Bedarf) obenan — außer den genannten beiden Philosophen, zu denen ich auch gern Plato stellen würde, wenn ich der griechischen Sprache mächtig wäre — Luther und der theosophierende Ötinger, Hamann und Herder, Bach und Händel, Comenius und Pestalozzi, und insbesondere: Israels religiöse Klassiker, die Propheten und Apostel. Unter den Poeten den sog.-weltlichen, habe ich keinen in dieser ersten Reihe — außer Shakespeare; unter den geistlichen sind es Paul Gerhardt und unser niederrheinischer Landsmann Tersteegen."

„Noch eins muß ich erwähnen. Oben ist bemerkt, daß der Forschungsdrang allein es nicht sei, der einen Menschen zum „Licht der Welt" mache — sondern ebensosehr der sittliche Charakter dazu gehört. Ich meinte den Drang der Liebe — insbesondere zu den Armen, Zurückgesetzten, Verlassenen, Leidenden. Was ist Licht ohne Liebe? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Was dieser Faktor im Menschen aus einem Menschen zu machen vermag, können wir ganz besonders an Pestalozzi sehen. Er war ein „Genie der Liebe", und das ist es vor allem, was ihn für die Pädagogik auch zu einem Genie der Forschung gemacht hat. Wenn von ihm die Rede ist, so entbehre ich immer etwas, wenn nicht auch dieser Kernpunkt seiner Persönlichkeit so ernst und nachdrücklich wie möglich mit hervorgehoben wird."

„Wir haben uns zwar gewöhnt, bei Verhandlungen über politische,

wirtschaftliche, künstlerische und pädagogische Dinge den sittlichen Faktor, der dabei mit in Betracht kommen muß, so zu behandeln, als ob er sich von selbst verstände. Diese Gewohnheit ist keine gute — zumal auf dem pädagogischen Gebiete. Es ist ja ein vortreffliches Ding um Einsicht und Geschicklichkeit. Aber mit der Einsicht und Geschicklichkeit allein, — und wären sie engelischer Art, lassen sich keine Menschen erziehen. Zum Erziehen ist, wie beim Wachsen aller Organismen, auch Wärme nötig. Im Geisterreich heißt die Wärme „Liebe". Wie oft habe ich Unlust und Dumpfheit in Schulklassen angetroffen, wo der Lehrer in Einsicht und Geschick ein Meister war; aber nie habe ich Regsamkeit und Freudigkeit vermißt, wo die Schulluft durch des Lehrers Liebe zu den Kindern durchwärmt war. Möchten wir ja recht bald an den Universitäten rechte und vollständige pädagogische Seminarien bekommen, welche Einsicht und Geschick in die Schularbeit bringen können; allein ich wünsche kein Seminar zu sehen, wo den Seminaristen nicht auch aufs ernstlichste bezeugt wird, daß nur die Liebe des pädagogischen Gesetzes Erfüllung ist."

Inhalt der Gesammelten Schriften von F. W. Dörpfeld.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

I. Band: **Beiträge zur pädagog. Psychologie.** 2,50 M., geb. 3 M.
1. Über Denken und Gedächtnis. 5. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.
2. Die schulmäßige Bildung der Begriffe. 2. Aufl. 50 Pf.

II. Band: **Zur allgemeinen Didaktik.** 3,20 M., geb. 3,80 M.
1. Grundlinien einer Theorie des Lehrplans. Nebst dem Ergänzungs-Aufsatz: Die unterrichtliche Verbindung der sachunterrichtlichen Fächer. 2. verm. Aufl. 1,80 M., geb. 2,30 M.
2. Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrecension. 3. Aufl. 1,40 M., geb. 1,90 M.

III.—V. Band. Zur speciellen Didaktik.

III. Band: **Religionsunterricht.** 3,40 M., geb. 4 M.
1. Religiöses und Religionsunterrichtliches. 2. Aufl. 2,20 M.
2. Zwei Worte über Zweck, Anlage und Gebrauch des Enchiridions der biblischen Geschichte. 4. Aufl. 1,20 M.

IV. Band: **Realunterricht.** 2,30 M., geb. 2,80 M.
1. Der Sachunterricht als Grundlage d. Sprachunterrichts. 1,80 M.
2. Die Gesellschaftskunde, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. 3. Aufl. 50 Pf.

V. Band: **Real- und Sprachunterricht.** 2,30 M., geb. 2,80 M.
1. Zwei dringl. Reformen im Real- u. Sprachunterricht. 4. Aufl. 1,50 M.
2. Heimatkunde, Vorschläge und Ratschläge aus der Schularbeit. 80 Pf.

VI. Band: **Lehrerideale.** 2 M., geb. 2,50 M.

XI. Band: **Zur Ethik.** 1. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. 2. Einige Grundfragen der Ethik. 3 M., geb. 3,60 M.

Die übrigen Bände werden voraussichtlich enthalten:

VII. Band: **Schuleinrichtung.**
1. Zwei pädagogische Gutachten. 2. Aufl. 1 M.

VIII. und IX. Band: **Schulverfassung.**

X. Band: **Aufsätze verschiedenen Inhaltes.**

Hindrichs, E., Hauptl. in Barmen, **Rektor F. W. Dörpfeld**, sein Leben und Wirken und seine Schriften. Mit Porträt. 1,40 M., geb. 2 M.